

Tobias Elsäßer

ONE

Die einzige Chance

Tobias Elsäßer

One

Die einzige Chance

 | E-BOOKS

Inhalt

- Motto
- Erster Teil Inseln
 - Prolog
 - Eins Hongkong | 23 Grad | Bedeckt
 - Zwei Hongkong | 22 Grad | Nieselregen
 - Drei Hongkong | 23 Grad | Bewölkt
 - Vier Hongkong | 26 Grad | Bewölkt
 - Fünf Frankfurt | 17 Grad | Heiter
 - Sechs Frankfurt | 17 Grad | Gewitter
 - Sieben Frankfurt | 18 Grad | Bewölkt
 - Acht Frankfurt | 18 Grad | Bewölkt
 - Neun Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos
 - Zehn Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos
 - Elf Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos
 - Zwölf Berlin | 22 Grad | Nieselregen
 - Dreizehn Berlin | 22 Grad | Nieselregen
 - Vierzehn Potsdam | 21 Grad | Bewölkt
 - Fünfzehn Berlin | 22 Grad | Nieselregen
 - Sechzehn Berlin | 22 Grad | Nieselregen
- Zweiter Teil Gold

- [Eins Berlin | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [Zwei Berlin | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [Drei Berlin | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [Vier Berlin | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [FünfBerlin | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [Sechs Berlin | 16 Grad | Regen](#)
- [Sieben Hessen | 29 Grad | Sonnenschein](#)
- [Acht Rheinland-Pfalz | 22 Grad | Nieselregen](#)
- [Neun Grenzübergang Schaffhausen | 22 Grad](#)
- [Zehn Grüne Grenze | 22 Grad | Ostwind](#)
- [ElfZürich | 26 Grad | Gewitter](#)

- [Dritter Teil Maybe](#)

- [Eins Zürich | 22 Grad | Sonnenschein](#)
- [Zwei Wald | 22 Grad | Sonnenschein](#)
- [Drei Wald | 22 Grad | Sonnenschein](#)
- [Vier Wald | 22 Grad | Bewölkt](#)
- [FünfWald | 22 Grad | Bewölkt](#)
- [Sechs Wald | 22 Grad | Bewölkt](#)
- [Sieben Chalet | 22 Grad | Nachts](#)
- [Acht Chalet | 22 Grad | Nachts](#)
- [Neun Chalet | 22 Grad | Nachts](#)
- [Zehn Chalet | 22 Grad | Nacht](#)

- [Danksagung](#)

Das, worauf es im Leben ankommt, können wir nicht voraussehen.

Antoine de Saint-Exupéry | Der kleine Prinz

Erster Teil

Inseln

Prolog

Es war nicht leicht gewesen, unbemerkt auf die Insel zu kommen. Je reicher die Menschen waren, die Kayan töten sollte, desto mehr ließen sie sich einfallen, um ihre Privatsphäre und somit auch ihr Leben zu schützen. Der Plan musste perfekt sein. Jedes Mal. Doch genau das gefiel Kayan an seinem Job, dass man dafür Grips und Talent brauchte; ja, zum Töten brauchte man Talent, auch wenn keiner das wahrhaben wollte. Selbstverständlich wusste seine Familie nicht, womit er sein Geld verdiente. Geschickt hatte er sich eine zweite Identität aufgebaut. Eine Beraterfirma, die ab und zu Gewinn abwarf. Nichts Auffälliges. Sogar ein hübsches Büro hatte er dafür angemietet. Die Tarnung musste perfekt sein, für sein Leben im Leben, wie er es vor langer Zeit getauft hatte.

Er zündete sich ein Zigarillo an und behielt die Villa im Blick. In wenigen Minuten würde im Arbeitszimmer das

Licht angehen, dann hatte er seinen Auftritt. Menschliches Handeln war vorhersehbar und das Ende eine schnelle Sache. Kayan wollte nicht quälen, er wollte töten, den Schalter ausknipsen, bevor die Zielperson begriff, was Sache war. Bei einem Kopfschuss stirbt der Mensch im Bruchteil einer Sekunde, das hatte er in einem Thriller gelesen. Er hoffte, dass hinter diesem Detail mehr Wahrheit steckte als hinter dem dämlichen Rest, den die Schreiberlinge dieser Welt wie Manna unters Volk streuten. Wie üblich hatte er das weitläufige Grundstück über Satellit ausgespäht, einen Grundriss angefertigt und die wichtigsten Daten auswendig gelernt. Er kannte das Fabrikat der Alarmanlage und er wusste, dass man erst vor wenigen Tagen ein unausgereiftes Software-Update aufgespielt hatte. Das genügte. Überwachungskameras, Geräuschsensoren, Drohnen. Sogar für ein paar Stunden einen Satelliten anzumieten, war für Kayan zur Routine geworden. Kaum ein Winkel der Erde war noch geschützt vor fremden Blicken, und jeder Mensch hinterließ Spuren. Wer diese Spuren lesen und miteinander verknüpfen konnte, war ein gemachter Mann. Nicht nur, wenn man wie er dafür tötete.

Dieses Mal war der Auftrag sehr umfangreich gewesen. Deshalb hatte Kayan die Recherchearbeit abgegeben. Outsourcing nannten das wohl richtige Manager.

Zehntausend Dollar hatte ihn der Datensatz dieses Mannes gekostet. Inklusive aller Telefonnummern, Kontoverbindungen, Mailadressen und was es sonst noch in den Netzwerken zu finden gab. Kein billiges Vergnügen. Aber Qualität hatte ihren Preis; und das Doppelte würde er seinem Auftraggeber später für die Vorarbeit in Rechnung stellen.

Kayan lehnte sich gegen die Wand des Geräteschuppens. Vielleicht würde er hier draußen sogar das Läuten des Telefons hören, obwohl das Zirpen der Grillen sehr laut war. Unangenehm laut. Wenigstens regnete es nicht. Bei Regen hasste Kayan seinen Job. Obwohl die feuchtwarme Hitze fast denselben Effekt hatte.

Er zog sein Handy aus der Tasche. Der Empfang war okay. Er hatte die Beleuchtung so weit gedämpft, dass der Busch vor ihm nicht wie ein Weihnachtsbaum aufleuchtete. Dennoch dauerte es keine zwei Sekunden, bis ein Heer von Insekten summend um das Display kreiste. Er versuchte behutsam, sie wegzupusten.

Seine rechte Hand glitt in die Innentasche seiner Jacke und befühlte den Schalldämpfer seiner Ceska 83. Die Pistole hatte schon etliche Jahre auf dem Buckel. Eigentlich gehörte sie ins Museum. Aber sie arbeitete noch immer zuverlässig. In dem Fall konnte die moderne Technik nicht mithalten.

Elektronik in Handfeuerwaffen war immer ein Risiko, das hatte er am eigenen Leib erfahren.

Er wählte die vierzehnstellige Telefonnummer und horchte in die Dunkelheit. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Das Klingeln, er konnte es tatsächlich hören.

Eins

Hongkong | 23 Grad | Bedeckt

Das Klingeln war unangenehm laut und schrill. Vincent Pinaz saß vor dem Mahagonischreibtisch in seinem Arbeitszimmer und zuckte zusammen. Er hatte den plärrenden Klingelton noch nicht oft gehört und er hasste ihn. Als »selbsterklärend« hatte der Techniker die Telefonanlage angepriesen. Lächerlich. Um diesen Apparat zu bedienen, brauchte man nicht weniger als ein Diplom. Das Display zeigte flackernde Ziffern, aber keinen der abgespeicherten Namen. Wahrscheinlich war das Ding jetzt schon kaputt. Natürlich war es das. Damit verdienten die Hersteller ja ihr Geld. Mit Serviceleistungen, die man nur deshalb in Anspruch nahm, weil die Geräte nach kürzester Zeit ein undurchsichtiges Eigenleben entwickelten. Vincent schloss die Augen und atmete tief ein. Funktionier schon, du blöde Maschine! Als er die Augen wieder öffnete, spielte das Display immer noch verrückt und das erhoffte Wunder blieb aus. Es gab keinen Anrufbeantworter, auf den man hätte sprechen können. So viel zum Thema Fortschritt. Ein Anrufbeantworter sei zu gefährlich, hatte der Techniker gesagt und etwas von einem Trojaner gefaselt, der jede Silbe

aufzeichnete, sobald er das System infiziert hatte. Nur Anrufer, die von der Software erkannt wurden, durften eine Nachricht hinterlassen. Die anderen flogen aus der Leitung, sollte Vincent nicht spätestens nach dem fünften Klingeln rangehen. Was er nicht tat. Das Klingeln hörte auf. Der Alarm in seinem Kopf verschwand und die Stille kehrte ins Haus zurück. Nur das Brummen des Aquariums war noch zu hören.

Vincent wandte sich dem leeren Blatt zu, das vor ihm lag. In einer Zeit, in der ein Großteil der Menschheit über Netzwerke kommunizierte, kam er sich beim Anblick des dicken elfenbeinfarbenen Papiers wie ein alter Narr vor. Er wollte einen Brief schreiben und hatte sich für den schwarzen Montblanc-Füller entschieden, mit dem er für gewöhnlich wichtige Verträge unterzeichnete, doch jetzt, da er zum ersten Wort ansetzte, begriff er, dass seine Wahl falsch gewesen war. Schließlich war dieser Brief an Samuel, seinen einzigen Sohn, gerichtet und nicht an einen x-beliebigen Geschäftspartner. Es ging nicht um Geld, nicht darum, Risiken zu minimieren, Gewinne zu steigern und die Kunden mit blühenden Zukunftsvisionen bei Laune zu halten. Es ging um ein Stück Wahrheit und es ging um ... Er unterbrach sich. Er wollte das Wort nicht einmal denken. Es lag ihm auf der Zunge. Am liebsten hätte er es ausgespuckt,

um es loszuwerden und für immer aus seinem Wortschatz zu verbannen. Seine Hände zitterten.

»Stell dich nicht so an«, ermahnte er sich flüsternd. »Das ist kein *Abschied*, du alter Trottel.«

Die Lincoln-Stretchlimousine schlängelte sich vom Peak hinunter in den Großstadtschlund von Hongkong Island. Bereit dazu, geschluckt zu werden, unterzutauchen im blinkenden Neonlichtermeer, das jeden willkommen hieß, der dafür bezahlen konnte.

Das Knistern und Knacken der Eiskwürfel im Wodka Glas mischte sich mit dem Sound einer mittelmäßig begabten Indie-Pop-Band namens Circle Division^[1], die es als Zombie-Marionetten in die hiesigen Hitlisten geschafft hatte. Samuel Pinaz gähnte und drehte den Lautsprecher des Entertainmentsystems lauter. Er schenkte dem Lichtspiel der Megastadt und den Menschen, die sie wie Fischrogen zu gebären schien, keine Beachtung. Nicht mehr. Er hatte sich daran gewöhnt, wie man sich an alles gewöhnt, was man zu oft sieht. Der Geist stumpft ab. Die Augen melden dem Gehirn, dass es nichts Neues zu entdecken gibt, und schalten auf Stand-by. Samuel schmunzelte. Er dachte an eine Geschichte, die ihm seine Mutter erzählt hatte, als er noch ein kleines Kind war. »Die Erde dreht sich nur, solange die Menschen, die darauf gehen, dieselbe Richtung einschlagen.

Sonst gäbe es weder Tag und Nacht noch Sommer und Winter, Glück und Freiheit.« Das hatte sie gesagt, als sie die ersten beiden Jahre in Peking verbrachten und Samuel mit dem militärischen Drill an der Schule nicht klargekommen war. Ein merkwürdiger Satz, den er bis heute nicht richtig verstanden hatte. Die beruhigende Wirkung, die diese Worte damals hätten haben sollen, war nutzlos verpufft. Und jetzt, in Anbetracht der dunklen Gestalten, die mit gehetztem Blick kreuz und quer durch die Straßen eilten, um sich von Rolltreppen und Fahrstühlen an ihren Bestimmungsort bringen zu lassen, kam der Satz ihm einfach nur falsch vor. Jeder hatte sein eigenes Ziel, jeder seinen eigenen Plan, wohin die Reise ging. Wieso sollte sein Glück von dem der anderen abhängen? Wieso die Freiheit? Sobald er in London war, würde er seine Mutter mit ihrer Weisheit konfrontieren. Sie liebte es zu diskutieren. Sie liebte es, alles und jeden zu hinterfragen.

Hongkong war anders als Peking. Nicht so dreckig, nicht so laut, nicht so überfüllt, aber auch irgendwie langweilig, unecht und geradlinig. Eine Kulisse, die sich nicht darum scherte, wer sie für seine Zwecke missbrauchte. Nach vier Jahren gab es kaum noch etwas, das Samuel an der *Perle des Orients*, wie es unpassenderweise in jedem Reiseführer stand, erstaunte. Selbst an die schwüle Hitze hatte er sich

gewöhnt. Nur den Geruch nach Abwasser, Fisch und menschlichen Ausdünstungen, den konnte er nicht ausblenden. Dieser Geruch fraß sich durch jeden Filter, saugte sich an Kleidungsstücken fest und verstopfte die Poren der Haut, die sich mit Pusteln und Ekzemen dagegen wehrte. Bei Smog musste man sich die dünne Staub- und Dreckschicht zweimal am Tag vom Leib schrubben. Früher oder später fand man sich trotzdem in der Queen's Road wieder, um sich einer kostspieligen Laserbehandlung zu unterziehen. Nur bei Starkregen roch die Luft nicht nach Essen und Abgasen. Doch sobald man einen Tropfen in dem Mund bekam, explodierten die widerlichen Ausscheidungen der Millionenmetropole auf der Zunge und man musste unwillkürlich würgen.

Der Beat wurde lauter. Samuel trank zwei Tequila-Shots und fühlte sich besser, erleichtert, zuversichtlicher. Morgen, nein jetzt, korrigierte er sich in Gedanken, beginnt dein neues Leben.

»Das musst du aufnehmen!«, rief er über die Musik hinweg. Er hatte sich eine dicke Cohiba angesteckt und versuchte nun, möglichst cool an der Zigarre zu ziehen. Insgeheim fühlte er sich jedoch mehr wie ein Kind, das noch am Rockzipfel seiner Mutter hing, und nicht wie die käferartigen Geschäftsmänner, die er imitieren wollte. »Los,

mach schon«, sagte er paffend und ungeduldig.

»Ich nehm aber nicht alles auf, was du heute Nacht noch treibst.« Widerwillig zog der schwarzhaarige Junge gegenüber sein Handy heraus. Samuel setzte sich breitbeinig hin und machte ein grimmiges Gesicht. Für einen kurzen Moment wurde ihm die Lächerlichkeit seines Auftritts bewusst. Sein Vater, *Vince*, mit einem scharfen, zischelnden S, wie er ihn im Streit immer nannte, würde ihn hassen, wenn er ihn so sehen könnte. Mit Geld anzugeben war etwas, das er zutiefst verabscheute. Genau wie überflüssigen Kommerz und überteuertes Essen, wobei unter diese Rubrik so ziemlich jedes Essen fiel, das es nicht für ein paar Dollar an der Garküche um die Ecke zu kaufen gab.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Vincent, wie sich der Vorhang aufbauschte, aber der Luftzug brachte kaum Abkühlung. Mit einem tiefen Seufzer kommentierte er das Quietschen der Terrassentür. Wie oft musste er Emilia denn noch erklären, dass es auf der Insel genügend Tiere gab, die nur auf so eine Gelegenheit warteten? Die Wildhüter kamen ja kaum noch hinterher, ungebetene Besucher von der Siedlung fernzuhalten. Vincent wollte mal Emilias Gesicht sehen, wenn sie beim Kochen von einer Fünf-Meter-Python überrascht wurde. Sie bekam ja schon Panik, wenn eine

harmlose Spinne ihren Weg kreuzte.

»Der Kater«, würde sie morgen antworten, wenn er sie auf die Tür ansprach. Immer der alte Kater. Gut, ermahnte er sich. Ganz unrecht hatte sie ja nicht. Seit ein paar Wochen hatte Badawi aus irgendeinem Grund Schwierigkeiten, den elektronischen Mechanismus für die Katzenklappe zu betätigen, aber deshalb die Tür offen zu lassen, war auch keine Lösung.

Ein Schatten, groß wie ein Tiger, huschte über den zitternden Vorhangstoff und blieb stehen. »Die Tür ist offen«, wollte Vincent schon rufen, ließ es aber sein. Wahrscheinlich wäre es das Beste, Badawi nachts im Haus zu behalten. Die Zeiten, in denen er noch auf Beutejagd ging, waren ohnehin vorbei.

Vincent drückte einen Schalter. Der Strahler auf der Veranda war mit einem Infrarotsensor gekoppelt. Jetzt war er deaktiviert, das Licht erlosch und mit ihm verschwand auch der Schatten. Ein Schleifen, ein Tapsen, dann hörte man, wie der Vorhang über die Dielen strich. Badawi schlich träge herein. Er humpelte um den Schreibtisch herum und hob den buschigen Kopf. Aus trüben Katzenaugen starrte er Vincent an. Dämlich, aber auch irgendwie vorwurfsvoll, gerade so, als wollte er Vincent zu verstehen geben, dass sein Verhalten lächerlich war. Es war das eines sechzigjährigen

Mannes, der nicht damit klarkam, dass der Sohn die Ratschläge seines ach so weisen Vaters in den Wind schlug. Badawi ließ sich auf dem Teppich vor dem Sekretär nieder, rollte sich zusammen und schlief im selben Moment ein. Vincent lächelte schwach. »Du hast es gut. Musstest nie Entscheidungen treffen. Tage kommen und gehen, und dir ist es vermutlich scheißegal.«

Scheißegal. Vincent musste schmunzeln. Wann hatte er dieses Wort das letzte Mal gehört, geschweige denn gesagt? Es musste ewig her sein. Vielleicht in seiner Jugend. Als seine Adoptiveltern unbedingt wollten, dass er auf ein Konservatorium ging, um Konzertpianist zu werden. Rebelliert hatte er, war tagelang ziellos durch München gestreunt, nur um seinen Willen durchzusetzen und mit dem Rucksack ans andere Ende der Welt zu reisen. Hatte er das schon wieder vergessen? Ging es ihm wie den meisten Eltern, die irgendwann vergaßen, selbst einmal jung gewesen zu sein? War aus ihm ein alter engstirniger Kotzbrocken geworden? Hatte er vor lauter Zahlen-Hin-und-Herschieberei den Anschluss an die Wirklichkeit verpasst?

Erneut setzte er den Füllhalter an. Er hatte den Eindruck, eine Unregelmäßigkeit im Zirpen der Grillen zu erkennen. Als hätten sie sich darauf verständigt, kurz innezuhalten. Lass dich ruhig ablenken, ermahnte er sich selbst und

versuchte, mit dem ersten Satz zu beginnen, aber der erste Satz kam nicht. Eigentlich sollte der Brief ein Glückwunschs Schreiben für Samuel werden. Zum bestandenen Abitur. Aber nach allem, was die letzten Monate vorgefallen war, nach den vielen Streitereien, den ständigen Meinungsverschiedenheiten, den unausgesprochenen Vorwürfen, die in der Luft hingen wie der zähe Smog über der Stadt, wäre es gelogen, so zu tun, als sei alles in Ordnung. Und Lügen gehörten nicht in sein Privatleben.

Badawi fing an zu schnurren. Wahrscheinlich spürte der Kater, dass Vincent wütend wurde. Auf sich selbst. Auf seine Unfähigkeit, ein guter Vater zu sein. Durch das gekippte Fenster drang das Rascheln der Blätter, dann ein Knacken. Welches Tier hatte sich dieses Mal in den Garten verirrt? Er stand auf, schob den geblähten Vorhang zur Seite und trat hinaus auf die Veranda, wo er sich eine Zigarette ansteckte. Dann spähte er in die Dunkelheit. Das Licht vom Arbeitszimmer flirrte über dem dicken Gras. Nichts. Vielleicht hatte sich der ungebetene Gast im Schatten des Geräteschuppens versteckt. Nachher würde Vincent den Sensor wieder einschalten. Zumindest die größeren Tiere ließen sich vom harten Flutlicht abschrecken.

»Nimm den Wodka«, sagte der schwarzhaarige Junge, als sie vor einer Ampel anhielten. Samuel griff nach der Flasche Grey Goose, schraubte den Verschluss ab und prostete damit in die Kamera. Der Wagen fuhr an. Samuel schlug mit den Zähnen gegen die Flaschenöffnung. »Scheiße!« Er rieb sich mit dem Handrücken über den Mund. Sein Kumpel pochte gegen die Trennscheibe. Am Steuer saß ein gedrungener Mann mit Mütze, Anzug und zerschlissenen Radfahrer-Handschuhen.

»Hey, kannst du vielleicht ein bisschen sanfter abbremesen!«, blaffte der Junge in holprigem Mandarin. Die Musik blendete aus. Der Chauffeur drehte sich um und entschuldigte sich auf Kantonesisch. Mit dem linken Arm versuchte er, den Bildschirm in der Mittelkonsole zu verdecken, über den gerade der Abspann einer Telenovela flimmerte. »Wegen diesem Soap-Müll bringt der uns beinahe um«, sagte der Junge. Samuel legte die Zigarre in den Aschenbecher und wischte sich den Mund ab. Er kontrollierte seine Zähne im beleuchteten Spiegel. Sie sahen makellos aus. Genau wie das leicht gebräunte Gesicht und die großen graublauen Augen. Die hatte ihm seine Mutter vererbt. Er versuchte, den Gedanken an den Streit mit seinem Vater zu verdrängen. Wieso hatte er immer ein schlechtes Gewissen, wenn er sich mit ihm gestritten hatte? Es war

wirklich das Beste, von hier wegzuziehen. Er trank einen Schluck Wodka. »Nimm den Leuten ihre beknackten Telenovelas und sie gehen drauf.«

Der Wagen bremste sanft ab. Der Fahrer stieg aus. Die Seitentüren öffneten sich. Zwei Beinpaare, die in eleganten High Heels verschwanden, schoben sich vor die Beleuchtung eines Schnellimbisses. Zwanzig Kilometer südlich, in Shenzhen, hätten die zierlichen Figuren der beiden Mädchen wahrscheinlich zu minderjährigen Konkubinen gehört, doch an diesem Abend trugen sie die hübschen Gesichter von Kata und Su. Samuel fand sie beide attraktiv. Die langen blonden Haare von Kata und ihr blasses Gesicht fielen selbst in Hongkong auf. Sie wirkte wie die Elfe aus einem Fantasyroman. Lieben, richtig lieben, konnte er sie trotzdem nicht. Irgendetwas fehlte. Eine Eigenschaft, die er nicht benennen konnte. Äußerlich jedenfalls gab es nichts auszusetzen. Sie waren ein Paar geworden. Einfach so, nach einer Party. Sie hatten sich geküsst und von überallher konnte man das Flüstern hören: »Die passen so gut zusammen. Die sind so ein hübsches Paar.«

Samuel nahm Katas Hand, als sie neben ihm auf den Sitz glitt. Sie gab ihm einen Kuss. Er schmeckte den Champagner auf ihren Lippen. So hatte er sich seine erste Liebe nicht vorgestellt. Aber vielleicht war die Liebe, die große Liebe,

wie sie in kitschigen Filmen gezeigt wurde, auch nur eine Illusion.

»Hey, was ist mit dir?«, fragte Kata und wich zurück.

»Sorry.« Samuels Lächeln wirkte aufgesetzt. »War nur in Gedanken.«

»Eine andere Frau?« Sie kniff die Augen zusammen.

»Quatsch.« Er zog sie heran, küsste sie lange und zärtlich, bis das Rattern einer kaputten Snaredrum den nächsten Song ankündigte. Zwar mochte Samuel den Hype nicht, den man um die Band mit den Marionetten machte, aber der Sound war außergewöhnlich. Er transportierte eine Mischung aus Melancholie und Zuversicht. Verstimmte Klaviermelodien verbanden sich mit mehrstimmigem Gesang. Das Schlagzeug klapperte, als hätte man es irgendwo in einem Keller aufgenommen. Manche Stücke dauerten acht, neun Minuten. Eigentlich zu lange für das Radioprogramm, aber die Sender hatten sich dem Willen der wachsenden Fangemeinde gebeugt.

In times of change

You're forced to swim

In times of love

You're forced to sing

In times of hate

Catch up with friends

That's all, that's all

That's all, that's all

»Jetzt ist aber gut.« Samuels Freund schnalzte mit der Zunge. Das Smartphone in seiner Hand leuchtete auf. Auf dem Display erschienen grellweiße Gestalten, eine wogende Meute, die zu Psychedelic-Jazz-House in die Luft sprang. »Die andern sind im Soho's. Sieht cool aus. Haben uns den Code geschickt. Ich streck euch die Kohle für den Check-in vor.« Er tippte auf das Display. Sein Fingerabdruck wurde gescannt und der abgebuchte Betrag in Dollar angezeigt. »Der Club hat heut Abend sogar Wasserbetten.« Er hielt Samuel die Hand hin. »Das haben wir uns verdient.«

»Ja, das haben wir uns verdient.«

In Hongkong war es normal, dass die Clubs regelmäßig ihre Location wechselten. Manchmal für eine Woche, manchmal auch nur für eine Nacht. Dann war es besonders schwer reinzukommen. Ohne Einladung war man ohnehin aufgeschmissen. Je schäbiger die Orte waren, an denen die Partys stattfanden, desto mehr mussten die Kunden dafür bezahlen. Hinter baufälligen Fassaden öffnete sich eine Glamourwelt, in der sich die Reichen und Schönen auf bizarre Weise am dauerhaften Wandel, dem ständigen Zerfall

und Wiederaufbau Hongkongs, ergötzen. Die kaputte, düstere Seite der Stadt wirkte wie ein Magnet auf den internationalen Geldadel, der ansonsten in abgesicherten Ghettos mit All-inclusive-Service den Feierabend verbrachte. Schon der Weg zum Event war ein Abenteuer. Die Geisterbahn öffnete sich und manchmal kam es tatsächlich vor, dass ein Ungeheuer aus der Finsternis hervorstürzte und mit vorgehaltener Waffe Wegzoll verlangte. Seltsamerweise wurde nur selten geschossen. Die Fahrer der Limousinen waren dazu angehalten, mit wehenden Scheinen auszusteigen. Ein Bündel davon bekamen sie vor jedem Einsatz zugesteckt. Somit waren die Überfälle keine richtigen Überfälle, sondern Teil des Spiels.

Der schwarzhaarige Junge klopfte gegen die Trennscheibe und hielt sein Handy dagegen. Der neue Bestimmungsort flackerte in chinesischen Schriftzeichen auf. Der Fahrer nickte und bog bei der nächsten Kreuzung ab. Auf der linken Seite, zwischen einer gigantischen Leuchtreklame von Esprit und einer kantigen Skulptur, die sich dem Nachthimmel entgegenstreckte, tauchte das Hochhaus von HSBC auf. Neben Rolltreppen und Betonpfeilern campierten seit Monaten die Gegner der Großbank. Zelte, Plakate, ein Altar mit rußenden Kerzen und Plastikblumen. Zwei Demonstranten hatten sich mit Benzin übergossen und

angezündet. Es war zu Krawallen gekommen. Die Ordnung der Stadt war kurz aus den Fugen geraten, doch jetzt war alles wieder unter Kontrolle.

»Schaut euch diese Idioten an«, sagte der Junge. »Haben die immer noch nicht genug?«

Ein Polizist winkte die Limousine durch die Absperrung. Samuels Handy läutete. Derselbe kratzende Klingelton wie im Arbeitszimmer seines Vaters. Er hatte ihn aufgenommen und abgespeichert. Nicht etwa, weil er ihn mochte, sondern weil er sich von der Masse an gleich klingenden Klingeltönen unterschied. Kata hielt sich die Ohren zu und jammerte:

»Geh ran!«

Samuel grinste und ließ seinen Daumen provozierend lange über dem Display kreisen, bevor er den Anruf entgegennahm. Die Stimme seiner Mutter drang in bester Qualität durch die Leitung. Bis nach London waren es knapp zehntausend Kilometer, doch die digitale Verbindung ließ diese Entfernung auf wenige Zentimeter schrumpfen. »Eure Telefonanlage spinnt schon wieder«, sagte seine Mutter genervt.

»Oder Papa hat wieder daran rumgespielt. Der Techniker ist ja schon bald jede Woche bei uns, weil er irgendwo draufdrückt.« Samuel machte seinem Freund Zeichen, die Musik auszumachen. Der Wagen bog in eine enge,

schmucklose Seitenstraße und von dort aus in eine noch engere Gasse, die dem Fahrer höchste Konzentration abverlangte. Hochhäuser mit klimatisierten Einzimmerapartments stachen neben ihnen in die tief hängenden Wolken. Durch die verdunkelten Scheiben der Limousine blickte Samuel in die Gesichter zweier Männer, die festgemeißelt wie Bronzestatuen vor einem halb zerfallenen Eingang standen. Ein Tourist wäre niemals auf die Idee gekommen, dass es hier zum neuesten Club der Stadt ging. Ein Feng-Shui-Meister hätte sich mit Sicherheit die Haare gerauft. Weder Geld noch Energie konnten hier zwischen Mülltonnen, Kartons und ausgemusterten Bürostühlen fließen.

»Du hast bei Papa angerufen?«, fragte Samuel verwundert. Die Seitentüren wurden aufgezogen. Fischgestank wehte herein. Ein großer Regenschirm verdeckte den Blick nach oben. Das Prasseln der Tropfen übertönte das Surren unzähliger Klimaanlage. Samuel stieg als Letzter aus. Seine Schuhe klatschten in eine ölig schimmernde Pfütze und hinterließen keine Spur. Die beiden »Statuen« behielten ihre versteinerte Miene bei. Offensichtlich sollte man sich vor ihnen fürchten. Einer von ihnen zog einen Scanner aus der Innenseite seines Mantels. Vielleicht war es auch ein Elektroschocker. Manchmal verirren sich Leute vor die

Clubs, die sich die Adresse über teure Zwischenhändler besorgt hatten und nun auf die Bestechlichkeit des Sicherheitspersonals hofften. Ungebetene Gäste jedoch konnten froh sein, wenn sie ohne größere Blessuren davonkamen. Die Angst vor Überfällen oder gar Anschlägen war sehr groß. Deshalb musste man sich vorab registrieren. Perfektes Sicherheitsmanagement war das Aushängeschild der besten Clubs.

»Kommst du?«, fragte Kata.

Samuel hielt die Hand vor das Mikro. »Geht schon mal vor.« Er wandte sich erneut seiner Mutter zu. »Papa hat schon wieder versucht, mich davon abzuhalten, nach Deutschland zu fliegen. Er meint, ich soll warten, bis sich die Lage beruhigt hat. Wenn du mich fragst, ist das nur vorgeschoben. Er will einfach nicht kapieren, dass ich keine Lust mehr auf Hongkong hab.«

»Hat er sich wenigstens bei deiner Abschlussfeier blicken lassen?«

»Er kann doch die abgehobenen Leute nicht ausstehen.«

»Dazu sage ich jetzt mal nichts«, sagte sie, begleitet von einem tiefen Seufzer. »Ich bin froh, dass du das so locker nimmst. Schließlich war es dein großer Tag.« Sie machte eine Pause. Früher hatte sie seinem Vater hin und wieder den Kopf gewaschen, wenn er seine »asoziale« Seite

herausgekehrt hatte und sich lieber zum Musikhören in seine Bibliothek verzog. Seit sie nicht mehr da war, verbrachte er dort jede freie Minute. »Tut mir leid, dass ich nicht dabei sein konnte«, sagte sie wehmütig. »Aber die Regeln für Sonderurlaube sind hier an der Uni abnormal streng.«

»Schon gut. Die vielen Reden über unsere blühende Zukunft hätten dir eh nicht gefallen.«

»Sollen wir auf Video umschalten?«

»Besser nicht.«

»Wo treibst du dich wieder rum?«

»Ist doch der letzte Abend.«

»Na gut.« Seine Mutter machte eine Pause. Sie hatte schon immer mehr Verständnis für ihn gehabt als sein Vater. Vielleicht lag es am Altersunterschied, schließlich war sie elf Jahre jünger. Vielleicht war das auch der Grund gewesen, weshalb sich seine Eltern getrennt hatten. Wäre Samuel damals nach London mitgekommen, hätte sein Vater bestimmt auch die Koffer gepackt. Aber er konnte nicht fortgehen. Nicht ohne Emilia, nicht ohne seine Nanny. Sie war immer für ihn da gewesen, hatte ihn getröstet, wenn seine Eltern unterwegs waren, und ihm vorgelesen, wenn er nicht schlafen wollte. Erst jetzt war er bereit zu diesem Schritt. Doch allein bei dem Gedanken, sich morgen von Emilia verabschieden zu müssen, wurde ihm übel.

Durch den Hörer drang die nöhlende Stimme eines Kindes. Samuel lächelte. Seine fünfjährige Stiefschwester hieß Mira. Wegen seiner bescheuerten Flugangst hatte er sie bisher nur über Skype gesehen. Für den morgigen Flug hatte er sich von Dr. Chen extra Beruhigungsmittel verschreiben lassen und sogar fünf Stunden auf der Couch eines seltsamen Psychologen verbracht, der ihm seine Angst mit getrockneten Echseneiern, Hypnose und anderem Hokusfokus austreiben wollte.

»Bei uns haben sie gestern die halbe Stadt wegen einer Bombendrohung abgeriegelt. Angeblich von aufgebrauchten Jugendlichen. An jeder Ecke stehen Polizisten und kontrollieren willkürlich Passanten«, sagte seine Mutter ernst. »Neulich haben Studenten die Hörsäle besetzt und den Dekan in seinem Büro eingeschlossen. Wenn du immer noch mit dem Gedanken spielst, hier zu studieren, solltest du vielleicht bis zum Bachelor an eine Privatuni gehen.«

»Aber ...«, setzte Samuel an.

»Das willst du nicht, ich weiß«, unterbrach ihn seine Mutter seufzend. »Aber in öffentlichen Einrichtungen sparen sie an allen Ecken und Enden. Gibt nicht mal mehr genügend Bücher in den Bibliotheken. Und wenn sich diese Chaoten bei den Wahlen durchsetzen, will ich mir gar nicht ausmalen, wie das alles weitergeht. Mach dich am Flughafen

auf lange Wartezeiten gefasst. Sie haben Angst vor weiteren Terroranschlägen. Und vergiss auf keinen Fall das Visum, sonst lassen sie dich nicht rein.«

»Hab ich schon eingepackt.«

»Wie ist es denn bei euch?«

»Hat sich alles wieder beruhigt. Papa glaubt nicht, dass Hongkong seinen Sonderstatus verlieren wird. Sonst würden die Investoren abziehen.«

»Vielleicht redet er sich das auch schön. Hier in den Nachrichten behaupten sie genau das Gegenteil. Und wie sieht's in der Bay aus?«

»Alles beim Alten. Ist nur mehr Polizei unterwegs und es gibt neue Sicherheitsschleusen, weil neulich bei den Spencers eingebrochen wurde.«

»Ist ihnen was passiert?«, fragte seine Mutter erschrocken.

»Nein. Sie waren Golf spielen.«

»Auch noch bei Tag? Die schrecken wirklich vor nichts mehr zurück.«

Sogar der tiefe Seufzer seiner Mutter klang, als würde sie direkt vor ihm stehen. »Du musst deinen Vater verstehen. Er hat Angst, dich zu verlieren. Deshalb verhält er sich so bescheuert. Wahrscheinlich denkt er, dass du wegen ihm die Insel verlassen willst.«

»So ganz falsch wäre das ja nicht.«

»Er liebt dich. Aber er gehört eben nicht zu den Menschen, die das zeigen können. Das hat er nicht gelernt.« Mit diesem Satz hatte seine Mutter schon früher das merkwürdige Verhalten seines Vaters entschuldigt. Er ging nicht zu Elternabenden, kommentierte keine Schulnoten und spornte ihn auch sonst nicht dazu an, in irgendeinem Fach der Beste zu sein. Nur wenn Samuel am Flügel im Wohnzimmer saß und vor sich hin klimperte, leuchteten seine Augen, als sei irgendwo ein Wunder geschehen.

»Die ganze Zeit liegt er mir mit irgendwelchen fadenscheinigen Geschichten in den Ohren. Er hat mir sogar angeboten, ein Praktikum bei einem seiner Künstlerfreunde zu machen, um mich davon abzubringen, BWL zu studieren. Aber ich will das nicht.«

»Lass ihm Zeit. Bei dem Thema hat er seine eigene Sicht. Das ist schwer zu verstehen.«

»Du nimmst ihn in Schutz? Das ist ja mal was Neues.«

»Er macht sich Vorwürfe, weil er die letzten Jahre immer so viel unterwegs war. Jetzt fürchtet er sich davor, einsam zu sein. Apropos Einsamkeit. Hat er sich noch mal mit dieser Carla getroffen?«

»Fehlanzeige.«

Kata stand vor dem geöffneten Tor und signalisierte ihm

ungeduldig, endlich zu kommen.

»Mama.« Jedes Mal, wenn er dieses Wort benutzte, fühlte er sich in der Zeit zurückversetzt. Vor seinem inneren Auge sah er einen kleinen Jungen, der quengelnd neben seiner Mutter stand und an die Hand genommen werden wollte.

»Muss jetzt. Sorry.«

»Dann bis nächste Woche. Ich freue mich. Und wenn irgendetwas sein sollte, dann melde dich.« Sie flüsterte etwas Unverständliches neben den Hörer. »Da will noch jemand Hallo sagen.« Ein Rascheln. Mira war dran. Samuel musste schmunzeln. Die Stimme seiner Stiefschwester hörte sich an, als würde sie jeden Tag eine Schachtel Zigaretten rauchen.

»Bringst du mir ein Geschenk mit?«, fragte sie aufgeregt.

»Was wünschst du dir denn?«

»Einen Schmetterling. So einen mit Punkten, den man wie einen Drachen fliegen lassen kann. Aus ganz dünnem Papier.«

»Okay«, sagte Samuel lächelnd. »Mit Punkten. Aus ganz dünnem Papier. Ist notiert. Rot oder gelb?«

»Egal.«

Erneut das Rascheln. Seine Mutter übernahm wieder. »Richte Vincent liebe Grüße aus. Und sag ihm, dass auch *er* jederzeit bei uns willkommen ist. Ich weiß ohnehin nicht, was ihn in Hongkong hält, wenn du weg bist. Er könnte doch

von überall aus arbeiten. Dazu müsste er nicht auf dieser Insel leben.«

Kayan näherte sich dem Haus von der Rückseite. Der klobige Bau hatte bestimmt Millionen gekostet. Die dunkle Betonfassade wirkte abstoßend, menschenfeindlich und kalt. Diese Leute bauten sich ihr eigenes Gefängnis, um sich zu schützen. Idiotisch. Vor der Doppelgarage stand keine protzige Luxuskarosse, sondern ein aufpolierter Golfwagen mit Sonnendach. Im Internet hatte er gelesen, dass die Preise für solche Elektroautos nach Lieferengpässen in astronomische Höhen geklettert waren. Reiche Menschen leisteten sich saubere Luft und saubere Autos, sie starben später und gaben diese Privilegien an ihre Kinder weiter. Aber warum regte er sich darüber auf? Auch seine Kinder mussten sich keine Sorgen um ihre Zukunft machen. Er hatte vorgesorgt. Sie sollten später einmal studieren und einen ordentlichen Beruf ergreifen. Arzt, Anwalt oder Journalist, etwas in der Art geisterte ihm durch den Kopf. Eine bürgerliche Existenz, die Respekt und ein passables Auskommen garantierte. Deshalb schickte er seine Tochter auf eine renommierte Privatschule. Auch sein Sohn würde später dorthin gehen. Eine lohnende Investition, wie Kayan fand. Trotzdem sollten seine Kinder früh lernen, was es

heißt, für Geld zu arbeiten. Überheblichkeit gegenüber Menschen, die am unteren Ende der Nahrungskette standen, würde er nicht dulden.

Zum Glück leisteten sich nur wenige Reiche eigenes Sicherheitspersonal. Sie glaubten an teure Überwachungssysteme, den Notfallknopf am Handgelenk und den *Panic Room* neben dem Schlafzimmer. Aber Technik konnte man immer auch manipulieren.

Das Handy in seiner Hosentasche vibrierte. Er sog lautstark Luft durch die Vorderzähne. Mist! Er hatte vergessen, Amélie eine SMS zu schreiben, dass er gut angekommen war. Seine sechsjährige Tochter machte sich mehr Gedanken als seine Frau, wenn er auf *Geschäftsreise* war. Schon jetzt sorgte sich sein kleiner Sonnenschein um Gott und die Welt. Vielleicht würde sie später auch etwas Soziales machen. Erzieherin, Altenpflegerin, Lehrerin oder so, überlegte Kayan, während er die sorgfältig angelegten Beete umging und sich der Terrasse näherte. Hauptsache, sie war glücklich. Für Machtkämpfe und dergleichen jedenfalls war sie nicht geschaffen. Zwei Tage hatte sie geweint, als ihre Katze von einem Lastwagen überrollt worden war. Unfassbar. Zwei Tage für ein Tier. Kayan wollte sich nicht ausmalen, wie lange sie um einen Menschen trauern würde.

Er drückte auf »Wahlwiederholung« und aktivierte das

kleine Programm. Das Sicherheitssystem war mit dem Internet gekoppelt. Das war die Lücke, die er brauchte. Jetzt genügte ein Knopfdruck und er hatte freie Bahn.

Zwei

Hongkong | 22 Grad | Nieselregen

Das Telefon klingelte schon wieder. Was war heute nur los? Wochenlang hatte der Apparat keinen Mucks von sich gegeben und jetzt dieses Störfeuer mitten in der Nacht. Gleich morgen früh würde er den Techniker anrufen. Musste er die Software halt noch mal aufspielen. Der freundliche Asiate schien in seinem Job ja aufzugehen.

»Scheißtelefonanlage!«, zischte Vincent in die Dunkelheit und kehrte nach drinnen zurück. Diesmal waren auf dem Display Ziffern zu erkennen. Die Vorwahl gehörte nach Deutschland, damit war seine Exfrau ausgeschlossen. Es dauerte einen Augenblick, dann hatte der Computer die Nummer mit den Telefonbucheinträgen dieser Welt abgeglichen und ein Name erschien, den Vincent stumm mit den Lippen formte, als gehörten die vier Silben in eine unbekannte Sprache. Ein kurzes Zögern und er ging ran.

»Ist deine Leitung sicher?«, fragte die Stimme.

»Was soll das?«, schnaubte Vincent in den Hörer.

»Meldest du dich deshalb nach all den Jahren, nur um diesen blöden Witz zu machen? Oder willst du dich etwa entschuldigen?«

»Entschuldigen?« Ein kehliges Lachen drang durch die Leitung. »Ich soll mich auch noch dafür entschuldigen, dass ihr mich reingelegt habt? Das kann nicht dein Ernst sein.«

Vincent atmete tief durch. Er hatte wirklich Besseres zu tun, als sich mitten in der Nacht mit diesem Starrkopf Kaspar Weinfeld, einem alten Studienkollegen, zu streiten.

»Warum rufst du an? Woher hast du überhaupt diese Nummer?«

»Anna hat mir deine *Geheimnummer* gegeben. Keine Angst, ich werd sie nicht ins Netz stellen.«

Vincent zögerte. Er runzelte die Stirn. »Ihr ... ihr habt noch Kontakt, du und Anna?«

»Wieder. Wir haben wieder Kontakt. Ich hab letzten Sommer eine ihrer Vorlesungen besucht. Aus ihr ist eine brillante Dozentin geworden. Bewundernswert, dass sie noch einmal einen beruflichen Neuanfang gewagt hat.«

»Ja, das finde ich auch.« Vincent ärgerte sich darüber, dass er drangegangen war. »Aber du rufst doch sicherlich nicht an, um mir das zu sagen.«

»Da hast du wohl recht«, sagte Weinfeld. »Eigentlich wollte ich dir nur mitteilen, dass jemand *One* ausgegraben hat und als Grundlage für ein Computerspiel benutzt.«

»Was?«, entfuhr es Vincent lauter als beabsichtigt. »Das ist doch ein Witz, oder? Und dazu noch ein ganz schlechter.«

»Nein, mein Lieber, es ist die Wahrheit. *One* ist nicht mehr geheim.«

Vor dem Aufzug des Clubs stand eine leicht bekleidete Frau mit schneeweißem Geisha-Gesicht. Kaum hatte sie von jedem die Kreditkarte eingescannt und das Gesicht fotografiert, streckte sie ihnen stumm lächelnd eine Schatulle entgegen, in die sie ihre Wertsachen legen konnten. Nachdem die Regierung sämtliche illegalen Nachtclubs geschlossen hatte, hatten die verbliebenen ihre Sicherheitsvorkehrungen verschärft. Ohne drei Empfehlungen und den richtigen QR-Code gab es keinen Zutritt. Nicht die Volljährigkeit zählte, sondern die Bereitschaft, knapp tausend US-Dollar für eine Partynacht hinzublättern. Im Voraus, Getränke nicht inklusive. Als Pfand-, Zahlungs- und Kommunikationsmittel bekam man ein goldenes Armband mit Club-Logo. Das Design war dem Gehäuse einer Rolex Oyster nachempfunden. Anstelle des Zifferblatts hatte es ein kleines quadratisches Display, das die Beträge, die man für Getränke, Massagen, Wetten und dergleichen ausgab, anzeigte. Der darin enthaltene Mikrochip registrierte auch den Ort, an dem man sich befand, und die Anzahl und Dauer der Blicke, die die anderen Besucher einem schenkten. Dafür waren überall Kameras angebracht, die sich an der Biometrie der Gesichter und den Blickwinkeln orientierten. Wer die

Match-Funktion aktivierte, spürte anhand kleiner elektrischer Impulse und Vibrationen, wie groß das Interesse an ihm war. In abgeschotteten Nischen konnte man sich die Gesichter derer anschauen, die mit einem in Kontakt treten wollten, und sie per Knopfdruck um ein Date bitten. Das Treffen fand in einem weiteren Raum statt, der mit Wasserbetten ausgestattet war, die sich unter geräuschkämmenden Baldachinen verbargen.

Kata legte ihren Arm um Samuels Hüften und küsste ihn. Sie betraten den schwach beleuchteten Lastenaufzug. Die klimatisierte Luft transportierte einen künstlichen, aber durchaus erfrischenden Duft. Zitronenmelisse mit einer Spur Zedernholz. Nicht so süß wie das billige Zeug, das sie in Kaufhäusern verwendeten. Eine andere Asiatin mit wasserstoffblonder Perücke drückte ihnen Cocktailgläser in die Hand. Die Flüssigkeiten darin leuchteten im Schwarzlicht. Ruhiger Jazz-House begleitete die Fahrt in das einundzwanzigste Stockwerk. Samuel erzählte den anderen, was die nächsten Tage auf dem Programm stand. Ein kurzer Zwischenstopp in Deutschland, pünktlich zu seinem achtzehnten Geburtstag nach London und anschließend ein Trip durch Europa. Und vielleicht, dachte Samuel weiter, vielleicht würde ihm die Stadt an der Themse so gut gefallen, dass er dort hinziehen und studieren würde. So gesehen war

die Angst seines Vaters, er könne nicht mehr nach Hongkong zurückkehren, berechtigt. Er wollte sich alles offenlassen. Planen war nicht sein Ding. Seit seinem achten Lebensjahr waren sie alle paar Jahre in eine neue Stadt gezogen, wie Nomaden, die für ihre Herde nach den besten Weideplätzen suchten. Ihre Weideplätze waren Versicherungen und Banken, die seinen Vater, das von allen bewunderte Mathegenie, als Berater hinzuzogen. Doch die Zeiten waren vorbei. Jetzt war es an ihm, die Route zu bestimmen.

»Sie haben aus *One* ein Spiel gemacht?«, fragte Vincent nach einer halben Ewigkeit. Seine Mundwinkel zuckten leicht, als wüsste er nicht, ob er auf diese Nachricht mit einem Lächeln reagieren sollte oder tiefer Ernst angebrachter wäre. Er schenkte sich einen Cognac ein. Wenn es etwas gab, mit dem er *One* niemals in Verbindung gebracht hätte, dann mit einem Computerspiel.

»Wie soll man daraus denn ein Spiel machen?«, fragte Vincent. »Wäre doch viel zu langweilig in der heutigen Zeit, wo Computerspiele wie Actionfilme aussehen müssen.« Er spürte dem Cognac nach, der wärmend seine Kehle hinunterlief und ihn ein wenig entspannte.

»Wenn man *deine, eure, unsere* Ideen der neuen, digitalisierten Welt anpasst und sie mit viel Geschick

integriert, ist es alles andere als langweilig. Strategie- und Rollenspiel-Apps sind groß im Kommen. Gibt genügend Menschen, die in ihrer Freizeit in fremde Rollen schlüpfen wollen, um der Tristesse und der Ungerechtigkeit des Alltags zu entfliehen. Und du glaubst gar nicht, was man auf diese – zugegebenermaßen *unwissenschaftliche* – Weise alles testen kann. Jeder kann sich in seinem Profil als Unternehmer, Handwerker, Künstler oder weiß der Himmel was sonst noch ausprobieren, um in den einzelnen Leveln aufzusteigen. Alles ist transparent. Sogar was die Bewertung von Leistung und die Bezahlung anbetrifft, haben die Spieler mit den Top-Rankings einen Ansatz gefunden, um das Volk nicht gegen sich aufzuwiegeln. *One* bekommt eine zweite, moderne Chance. Ist das nicht großartig?«

»Eine zweite Chance? Jetzt übertreib mal nicht. Es erscheint mir doch ziemlich weit hergeholt, dass solche Spielereien die Leute in der Realität zum Umdenken bringen. Selbst den meisten Experten fehlt der Überblick, was läuft. Sie gehorchen der Beraterfirma, die ihnen das angenehmste Szenario verkauft. Das erlebe ich jeden Tag und daran wird ein Computerspiel mit Sicherheit nichts ändern.«

»Wieso wusste ich, dass du das sagen würdest? Dein Verlangen nach Sicherheit und Wohlstand hat dich zu einem angepassten Feigling gemacht.«

Vincent atmete tief durch. Ihm war nicht nach streiten zumute. In Gedanken war er bei Samuel. Er hätte zu seiner Abschlussfeier gehen müssen, auch wenn ihm die aufgeblasenen Leute und das ganze Drumherum auf die Nerven gegangen wären. Doch die Gelegenheit hatte er verpasst.

»So kann nur jemand reden, der die Sache von außen betrachtet«, erwiderte er ruhig. »Weißt du, wie schwierig es ist, Managern Strategien naheulegen, die länger reichen als bis zum nächsten Quartalsbericht?«

»Was dir immer schon gefehlt hat, war Fantasie und der Mumm, für die eigene Sache einzustehen und sich von dem ganzen Wahnsinn zu lösen. Ich hab ja immer gesagt, dass *One* nur dann eine Chance hat, wenn es auch von normalen Leuten verstanden wird und nicht nur von Fachidioten.«

»Und deshalb hast du damals auf eigene Faust Flugblätter verteilt und Verschwörungstheorien von geheimen Zirkeln gestreut, oder was? Das war also dein Ansatz, die breite Masse zu erreichen, dass wir beinahe alle von der Uni geflogen wären.«

»Ja, vielleicht war es der falsche Weg. Aber ich fand es nun mal schade, dass du und die anderen ... dass ihr so wenig an eine bessere Zukunft für alle geglaubt habt und daran unsere Freundschaft zerbrochen ist.«

»An mir hat es nicht gelegen.«

Es entstand eine Pause. Vincent schenkte sich ein zweites Glas ein. Alkohol und Schlaftabletten sind die optimale Kombination für einen Kater, dachte er und prostete sich selbst zu. Dann zog er die Ausdrücke mit den elektronischen Flugtickets aus dem Ablagefach und horchte nach draußen. Das Knacken war näher gekommen. Er blickte zur Vitrine mit der Schrotflinte. Wenn er mitten in der Nacht herumballerte, würden die Nachbarn den Sicherheitsdienst alarmieren und er müsste sich entschuldigen. Und wo war überhaupt die Munition? Hatte Emilia nicht irgendetwas davon gesagt, dass sie umgeräumt hatte? Sie war ja regelrecht ausgerastet, als er sich die Schrotflinte gekauft hatte. Beinahe hatte sie ihn angeschaut, als wollte er jemanden damit umbringen.

Weinfeld meldete sich mit einem Räuspern zurück. »Auf jeden Fall sieht es so aus, als hätten die Macher des Spiels verschiedene Szenarien durchgeführt, wie man das Wirtschaftschaos neu ordnen könnte. Die Spieler können Waren, Anteile an Unternehmen und Dienstleistungen tauschen. Wer betrügt, wird enteignet und an den Pranger gestellt. Preise für Lebensmittel sind festgesetzt. Die Börse, wie wir sie jetzt mit all den Zockereien kennen, wurde in ein Spielcasino für jedermann ausgelagert. Die Gewinne werden

abgeschöpft und demjenigen Staatshaushalt zugeführt, der auf der Kippe steht, oder für kulturelle Projekte eingesetzt. Vielleicht haben sie tatsächlich eine Möglichkeit gefunden, *One* zu verwirklichen. Vielleicht wissen sie, wie man unsere Gleichung zu einem Ergebnis bringt, das die Gesellschaft nicht weiter spaltet und für mehr Nachhaltigkeit sorgt. Wäre das nicht großartig?«

»Es funktioniert nicht«, sagte Vincent knapp. »Nicht in einem Spiel und erst recht nicht in der Wirklichkeit.«

»Nicht mit friedlichen Mitteln, willst du sagen.«

»Ja, nicht mit friedlichen Mitteln. Ich weiß, du wolltest dich durchsetzen und unsere Gruppe zu einer kriminellen Vereinigung machen. Wir hatten also keine andere Wahl, als dich rauszuschmeißen.«

»Du übertreibst. Ich habe an uns geglaubt. Das war nicht aus Trotz oder Eitelkeit, wie du mir immer vorgeworfen hast. Ihr habt an den alten Regeln des Wirtschaftskreislaufs festgehalten, obwohl ihr gewusst habt, dass sie falsch sind. Das ging mir einfach nicht runter. Mit einer guten Strategie wäre es schon damals möglich gewesen, eine Entwicklung anzustoßen. Aber ihr wart zu feige. Vielleicht würden heute schon Volkswirtschaften existieren, die nicht um jeden Preis auf Wachstum setzen und die Folgen für den schwächeren Teil der Welt unter den Tisch kehren.«

»Jetzt übertreibst du.«

»Jedenfalls sind die Leute, die *One* zurückgeholt haben, nicht so zimperlich wie wir damals. Sie geben sich nicht mit ein paar Gleichungen und schön formulierten Sätzen zufrieden. Sie wollen es wissen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Verfolgst du denn nicht die Nachrichten?«

»Natürlich tu ich das.«

»Dann achte mal auf die vielen Stromausfälle, die in den letzten Wochen gemeldet wurden, und auf die Reihenfolge der Anschläge. Hast du von dem neuen Virus gehört, der die Lobbyisten-Meute hat auffliegen lassen? Man konnte ihren Mailverkehr live auf sämtlichen Videoboards mitverfolgen. Das war großartig. Diejenigen, die *One* benutzen, haben uns gegenüber einen großen Vorteil: Sie können die Welt aus den Angeln heben, nur indem sie irgendwo vor einem Rechner sitzen. Aber wem erzähle ich das. Das ist ja dein täglich Brot.«

»Ich analysiere nur Zahlen.«

»Tun das nicht alle Mächtigen?«

Vincent schwieg einen Augenblick. Das Knacken war näher gekommen. Er löschte das Licht. Er wollte das Tier nicht auch noch anlocken. Zumindest nicht, solange er unbewaffnet war.

Samuel kippte den Long Island Ice Tea hinunter. Der starke Alkohol verdrängte den schalen Geschmack in seinem Mund. Er hasste Abschiede. Er blickte in die Runde. Seine Freunde lachten und tanzten ausgelassen. Als Kind hatte er sich immer Lügengeschichten einfallen lassen, wenn er neu in die Klasse kam. Er wollte sich interessant machen. Wenn man interessant war, fand man schneller Freunde, das hatte er gelernt. In Hongkong hatte er nicht gelogen. Warum auch immer. Wahrscheinlich wollte er den Unterschied spüren, wie es sich anfühlte, nur er selbst zu sein, ohne die wahnwitzigen Kindergeschichten, die irgendwann sowieso aufflogen. Ohne Maske hatte er richtige Freunde gefunden. Doch richtige Freunde machten den Abschied noch schwerer. Samuel fragte sich, welche Gesichter er schon bald wieder vergessen haben würde. Kontakt halten. Wie oft hatte er sich das vorgenommen? Und wie oft war dieses Vorhaben gescheitert? Noch einen Cocktail und er begann zu tanzen. Er war ein guter Tänzer. Der Balken auf seinem Armband stieg an. Mehr als zwanzig Augenpaare waren auf ihn gerichtet. Kata hielt ihr Armband neben seines und lachte. Bei ihr waren es fünfzig.

»Ich liebe nur dich, schöner Mann«, sagte sie, schlang ihre Arme um seine Hüften und küsste ihn. Jeder sollte sehen,

dass sie zusammengehörten. Vier Jahre hatte er in dieser Stadt verbracht. Vielleicht war es seine eigene Schuld, dass er sich immer noch fremd fühlte. Vielleicht war es auch die Stadt selbst, die es nicht zuließ, dass man sie mochte. Schnappschüsse, Momentaufnahmen, nichts für die Ewigkeit. Das Klirren der Gläser, die über den Tresen geschoben wurden, das Hämmern der Musik. Cocktail Nummer drei und die Gewissheit, dass sich Abschiedsschmerz nicht betäuben lässt. Vielleicht sollte er sich ein Tattoo stechen lassen. Eines, das wehtat. Nicht für die Stadt, sondern nur für seine Freunde.

Die Musik, mehr Geräusch als Melodie, mehr Maschine als Mensch, peitschte die schlanken Körper vor sich her. Und mitten in dem Nebel aus Soundschnipseln und Lichtreflexen bahnte sich in Samuels Kopf ein Gedanke den Weg an die Oberfläche. Er würde nicht zurückkehren. Sein Vater hatte recht. Er würde diese Stadt für immer verlassen.

»Nicht jeder hat das Glück, aus einer reichen Familie zu kommen«, sagte Vincent mit zusammengebißenem Zähn und horchte nach draußen. Das Geräusch war verstummt. *Heute kommst du wohl noch mal davon*, sagte er in Gedanken, stand aber dennoch auf und holte das Gewehr aus der Vitrine. Weinfeld redete weiter. Er war immer noch

derselbe arrogante Sack von damals. Vincent verspürte große Lust, ihm das bei dieser Gelegenheit endlich zu sagen. »Du musstest dich nicht darum sorgen, wie du den nächsten Monat über die Runden kommst. Ohne finanziellen Druck kann man sich vielem entziehen.«

»Ich mache dir und den anderen keine Vorwürfe. Wenn du zu dem stehst, was du tust, ist das völlig in Ordnung. Keiner von euch wollte als Märtyrer für eine gerechtere Welt in die Geschichtsbücher eingehen.«

»Im Gegensatz zu dir«, sagte Vincent mit bissigem Unterton.

»Gemeinsam mit den richtigen Leuten hätte es unser schüchterner Haufen zu etwas bringen können«, gab Weinfeld zu bedenken. »Aber schauen wir mal, was als Nächstes passiert. Einige unserer Ideen kann man ja fast eins zu eins in die heutige Zeit übertragen.«

»Aber woher sollten diese Leute unsere Aufzeichnungen haben? Keiner von uns würde sie rausgeben. Wir haben uns dazu verpflichtet.«

»Nicht jeder hält sich an Absprachen.«

»Hast du die anderen auch informiert?«

»Das überlasse ich dir. Schließlich sind es eure Pläne und ich gehöre ja nicht mehr dazu. Hast du sie zu Hause?«

»Nein. Wir haben sie nach unserem letzten Treffen

weggeschlossen.«

»Eurem letzten Treffen? Das klingt nicht gerade, als würde es Jahrzehnte zurückliegen.«

»Nein.«

»Wusste ich's doch! Ihr habt daran weitergearbeitet. Respekt. Ist wohl gar nicht so einfach, tatenlos zuzusehen, wie alles in Europa den Bach runtergeht, wenn man die Alternativen kennt.«

»Ich habe nur ein paar neue Parameter gefunden, die ich zur Diskussion stellen wollte. Sie als Alternative zu bezeichnen, halte ich für reichlich übertrieben. Das ganze *One*-Szenario ist und bleibt eine Utopie, nichts weiter. Eine Gleichung, die nicht aufgeht, weil sie an der Demokratie scheitert.«

»Es wäre ein kleiner Krieg, um einen großen zu verhindern. Ihr wisst es und schaut tatenlos zu. Das ist ein großer Fehler. Irgendwann lassen sich die Leute nicht mehr an der Nase herumführen. Und dann wird alles noch viel schlimmer. Dann werden sie den Sündenbock in Minderheiten suchen, sich auf Zuwanderer stürzen und ums nackte Überleben kämpfen.«

»Du warst immer schon ein Anhänger von Untergangsfantasien.« Vincent hörte, wie Weinfeld an seiner Zigarette zog und den Rauch am Hörer vorbeiblies. Früher

wäre Kaspar nach so einer Bemerkung ausgerastet. »Hat Marietta auch an den neuen Ideen mitgearbeitet?«, nuschelte Weinfeld jetzt.

»Ja, wieso fragst du?«

»Weißt du es noch nicht?« Weinfeld machte eine Pause.

»Sie ... sie ist tot.«

»Was?« Der Hörer zuckte in Vincents Hand, als hätte er einen Stromschlag bekommen.

»Man hat sie letzte Woche vor ihrem Institut im Silicon Valley niedergeschossen. Anscheinend hatte es der Typ auf ihren Wagen abgesehen.«

»Aber das glaubst du nicht? Du glaubst, dass es etwas mit *One* zu tun hat.«

»Keine Ahnung.«

Vincent spielte mit dem Gedanken, Weinfeld von den seltsamen Anrufen zu erzählen und den Memos, die ihn letztes Jahr über das gesicherte Intranet eines Auftraggebers erreicht hatten. Ein Praktikant aus Spanien wollte ihn für das Firmenmagazin zu seiner Arbeit befragen, hatte sich aber danach nie wieder gemeldet. Ein anderes Mal hatte ihn eine junge Frau auf einem Kongress angesprochen und behauptet, dass sie durch seine Diplomarbeit zum Thema Nullwachstum auf ihn aufmerksam geworden sei. Doch diese Diplomarbeit hatte Vincent nach dem Beginn seiner Karriere

verschwinden lassen, um sich keine Steine in den Weg zu legen.

»Marietta ist nach Amerika ausgewandert?«, murmelte Vincent vor sich hin. »Sie ... sie hatte gegen dieses Land doch immer Vorbehalte.«

»Am Ende muss man eben auch mal Kompromisse eingehen, um seine Ideen voranzutreiben. Nicht wahr? Hast du noch oder besser gesagt *wieder* Kontakt zu Reinhard?«

»Nein«, sagte Vincent entschieden.

»Lebt er nicht mehr bei dir in der Nähe?«

»Kann sein.«

»Du hast ihm die Sache mit Anna noch immer nicht verziehen, hab ich recht?«

»Egal.«

»Jedenfalls solltest du als Experte erkennen, dass genau das eingetreten ist, was wir damals befürchtet haben. Es wäre also jetzt der richtige Zeitpunkt, *One* dem entfesselten Kapitalismus entgegenzustellen und Alternativen aufzuzeigen. Vielleicht können wir uns mit den Leuten kurzschließen, bevor sie die Welt in Angst und Schrecken versetzen. Jugendlicher Übermut alleine reicht nicht, um diese Schlacht zu gewinnen.«

»Ich will damit nichts zu tun haben«, sagte Vincent scharf.
»Selbst wenn sie, wie auch immer, an Bruchstücke unserer

Idee gekommen sind. Ohne den gesamten Plan zu kennen, werden sie es nicht weit bringen. Sie werden höchstens wegen Volksverhetzung im Gefängnis landen.«

»Ist es dir wirklich so egal, was im Augenblick passiert?«

»Der Markt wird sich wieder beruhigen, sobald der Computerhandel besser reguliert ist und die Handelsplätze endlich einem einheitlichen Standard zustimmen. Es ist eine Umbruchphase in einer schwierigen Zeit. Die Regierungen haben zu lange an die Selbstheilungskräfte des Marktes und die Vernunft der Menschen geglaubt und untätig zugesehen, wie sie ausgenommen wurden. Jetzt müssen sie schauen, wie sie das Chaos neu ordnen, ohne das Kapital aus ihren Ländern zu treiben. Aber nach dem Bruch ist die schwerste Krise überstanden. Wenn Großbritannien einlenkt, wird es wieder aufwärtsgehen.«

»Da bin ich anderer Meinung. Wenn du mir deine *geheime* Mailadresse gibst, schicke ich dir nachher ein paar Links. Vielleicht kann dich das überzeugen, dass die Leute, die *One* gefunden haben, mehr sind als ein paar idealistische Spinner.«

»Tu das.«

»Wann bist du denn mal wieder in der Heimat?« Seine Stimme klang plötzlich weicher. Dieser Mann hatte zwei Seiten. Er konnte sanft und einfühlsam sein und im nächsten

Moment wegen einer Kleinigkeit an die Decke gehen und einen aufs Übelste beschimpfen. »Bankentürme sehen doch überall gleich aus.« Weinfeld deutete ein Lachen an.

Vincent zuckte kurz zusammen. Heimat war ein Wort, das er vor langer Zeit aus seinem Wortschatz verbannt hatte.

»Momentan ist viel zu tun. Die Firmen wollen ständig mit neuen Prognosen versorgt werden. Aber ...« Vincent zögerte. Er betrachtete die beiden Geschenke auf dem Tisch. Das Buch mit den vergilbten Seiten hatte er von seinem Vater zum achtzehnten Geburtstag bekommen. Ob sich Samuel darüber freuen würde? So sehr, wie er selbst sich damals gefreut hatte? »Mein Sohn«, sagte er, gefolgt von einer Pause. »Er fliegt morgen nach Frankfurt und dann weiter nach London, zu Anna.«

»Ich würde mich sehr darüber freuen, wenn er mir einen Besuch abstattet. Ich verspreche dir auch, ihn nicht mit revolutionärem Gedankengut gegen dich aufzuwiegeln. Natürlich kann er hier übernachten. Ich schicke dir nachher die Kontaktdaten.«

»Er hat seinen eigenen Kopf.«

»Gib sie ihm trotzdem.«

»Gut.«

»Wenn ich dich um etwas beneide, dann darum, dass du ein Kind hast. Wie alt ist Samuel jetzt? Sechzehn?

Siebzehn?«

»In wenigen Tagen wird er achtzehn und lässt sich nichts von seinem Vater sagen.«

»Ist er auch so ein unansehnlicher Mathe-Nerd wie du?«

»Nein. Zum Glück hat er die Gene von Anna bekommen. Er spielt Klavier und macht tolle Fotos, will sein Talent aber trotzdem lieber an die Wirtschaft verschwenden und BWL studieren, anstatt etwas auszuprobieren.«

»Sag bitte nicht, du wirfst deinem Sohn vor, dass er derselben Faszination für die Wirtschaft erliegt wie der eigene Vater? Das wäre lächerlich.«

»Mich stört nur, dass er nichts hinterfragt. Heute preschen die jungen Leute mit Vollgas durchs Leben. Machen Universitätsabschlüsse ohne Rebellion, ohne Auflehnung gegen ein System, das Konsum und Wachstum im selben Atemzug mit Glück nennt. Er nimmt alles als gegeben hin. Ist ständig auf Partys und kauft, wozu er Lust hat, wenn ich ihn nicht bremsen. Manchmal denke ich, dass es ein Fehler war, ihn immer auf diese Privatschulen zu schicken. Ein Elternabend mit der scheinbaren Elite und du wunderst dich über gar nichts mehr.«

»Es ist nie zu spät für einen Neubeginn«, sagte Weinfeld halb im Scherz. »Du kannst deinem Sohn nicht vorwerfen, dass er dich nicht versteht. Hast du ihm von früher erzählt?

Was für ein aufmüpfiger Kerl du gewesen bist?«

»Nein.«

»Warum nicht? Willst du ihn nicht auf falsche Gedanken bringen?«

»Es ist ...« Vincent stockte. Er wusste es selbst nicht so genau. Vermutlich hatte er Angst vor den Fragen. Wie erklärt man dem Sohn, die eigenen Ideale aus Feigheit gegen einen gut dotierten Job eingetauscht zu haben?

»Du hast Angst, dich rechtfertigen zu müssen, hab ich recht?« Weinfeld legte den Finger zielsicher in die Wunde. Sie schwiegen eine Weile. Vincent zerknüllte den Brief und zog ein neues Blatt heraus. Wieder hörte er das Geräusch. Er stand auf, klemmte sich den Hörer unters Kinn und griff nach dem Gewehr. Vielleicht war es ja sogar noch geladen. Er konnte sich nicht genau daran erinnern, wann er es zuletzt hervorgeholt hatte.

»Bist du noch dran?«, fragte Weinfeld.

»Ja.« Vincent horchte gebannt nach draußen. Er wollte endlich auflegen. Die Munition hatte Emilia bestimmt in der Küche versteckt. *Hau schon ab, du blödes Vieh!*

»Auf jeden Fall schick ich dir nachher die Links, die ich zu dem Spiel gefunden habe. Egal, was du davon hältst. Ich würde mich freuen, wenn du mir dazu deine Meinung sagen könntest. Vielleicht täusche ich mich ja auch. Aber wenn ich

recht habe mit meiner Vermutung, dann solltest du dir ernsthafte Gedanken machen, ob du diesen Leuten nicht mit deinem Wissen zur Seite stehen willst.«

»Was soll ich?« Vincent knickte den Lauf ab. Keine Patronen! Großartig! Also zuerst in die Küche.

»Du hast mich sehr genau verstanden. Du sollst Verantwortung übernehmen. Wenn man die Wahrheit kennt, sollte man nicht davor weglaufen. Nicht jeder bekommt eine zweite Chance, sein Leben zu überdenken.«

Drei

Hongkong | 23 Grad | Bewölkt

Kayan ärgerte sich maßlos. Er fluchte in allen ihm bekannten Sprachen. Sein Boot durchschnitt das aufgewühlte Wasser. Die Bugwellen einer Fähre schoben sich unter den Rumpf, hoben ihn an und ließen ihn in ein Wellental klatschen. Der starke Westwind blies ihm die Gischt ins Gesicht. Salz brannte in seinen Augen, doch der Schmerz tat gut. Was war nur mit ihm los gewesen? Wieso hatte er gezögert? Seit zwanzig Jahren machte er diesen Job. Seit zwanzig Jahren löschte er Menschenleben aus und ließ sich dafür fürstlich bezahlen. Woher kamen diese plötzlichen Gefühle? Mitleid! Beinahe hatte er die Sache versaut. Er hatte dem hageren Mann Zeit gelassen, zu reagieren. Die Augen voller Angst. Das Wissen vom bevorstehenden Ende und schließlich der Selbsterhaltungstrieb nach Sekunden der Schockstarre. Wieso das Zögern? Zwei miserable Schüsse auf ein bewegliches Ziel, dann der Stich mit dem Messer zwischen die Rippen, nachdem die Pistole versagt hatte. Ein letztes Aufbäumen – endlich die Erlösung. Wie bei einem angeschossenen Reh. Nie würde er die gebrochenen Augen vergessen. Jetzt spiegelten sie sich auf den tanzenden Wellen, umspielt von den

zuckenden Lichtern der Skyline.

Kayan verlor die Beherrschung, zog das Messer aus seiner Jacke und schleuderte es ins Meer. Damit zu töten, war grauenvoll gewesen. Unwürdig. Er war ein Scheusal, eine Bestie. Nicht besser als seine schlecht bezahlten Kollegen. »SCHEISSE!«, brüllte er in den Lärm eines vorbeiziehenden Tankers, nahm die Pistole und warf sie hinterher. Sie hatte ihn im Stich gelassen, nach all den Jahren. Vielleicht sollte er aufhören. Aber sein Auftrag umfasste sechs Personen. Nur wenn sie alle tot waren, würde er die Prämie einstreichen und damit sein Honorar verdoppeln. Sein Ticket in die Freiheit. Er musste diesen Job durchziehen. Nicht nur wegen des Geldes, auch weil das Ende seiner Laufbahn ein sauberer Schnitt sein sollte. Wie der Trainer einer erfolgreichen Fußballmannschaft wollte er auf dem Höhepunkt seines Schaffens von der Bildfläche abtreten, und zwar nicht mit dem Gefühl, versagt zu haben.

Kata kicherte. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, als sie die Diele betraten. Samuel versuchte sie zu stützen, aber auch ihm setzte der Alkohol zu. Er hielt sich den Finger an die Lippen und musste selbst lachen. »Psst.« Auch das Haus würde er nicht vermissen. Was hatte sich der Architekt bloß dabei gedacht, so einen Bunker zu entwerfen?

Er erinnerte sich an den aufgebrachten Feng-Shui-Meister, der beim Anblick des kubistischen Baus beinahe einen Nervenzusammenbruch bekommen hatte.

Die Tür zum Arbeitszimmer seines Vaters war angelehnt. Das bisschen Licht, das nach außen strömte, schaffte es kaum, den Holzboden und die Treppe zu erhellen. Auf keinen Fall wollte er seinem Vater in diesem Zustand begegnen. Besoffen, unzurechnungsfähig und vielleicht zu ehrlich, wenn es erneut zum Streit kam.

»Wieso machst du das Licht nicht an?«, fragte Kata mit schwerer Zunge. Sie krallte sich an ihm fest. Obwohl sie kaum mehr als fünfzig Kilo bei einem Meter siebzig auf die Waage brachte, hatte Samuel große Mühe, sie festzuhalten.

»Kata, bitte«, sagte er. »Kannst du dich noch mal kurz zusammenreißen?« Er dirigierte sie zum Treppenabsatz. Er fing an zu schwitzen. Kalter Schweiß. Wenigstens war ihm nicht mehr schlecht.

»Was hast du vor, mein böser Junge?«, hauchte Kata mit flackernden Augen und drehte an ihrem silbernen Ring. »Ich werde nicht mit dir schlafen, das weißt du.«

»Ja, ja.«

Sie rieb sich an ihm wie eine Katze. Wie von Geisterhand wurde die Tür zum Arbeitszimmer aufgeschoben. Ein schmaler Lichtstreifen durchschnitt die Dunkelheit und traf

auf Katas Gesicht. Der Geruch des blühenden Oleanders wehte herein. Wahrscheinlich stand sein Vater rauchend auf der Veranda. Das tat er immer, wenn er Probleme hatte. Draußen auf der Veranda stehen und sich selbst bemitleiden. Merkwürdig war nur, dass nicht die kleinste Spur Zigarettenrauch in der Luft lag. Vielleicht war er mal wieder über seiner Arbeit eingeschlafen. Das kam häufiger vor. Dann sah er am nächsten Morgen aus wie ein Geist. Ein faltiger Geist, dessen Gehirn ständig auf Hochtouren lief.

Ein lang gezogenes Wimmern. Ein Säuseln. Samuel erschrak nicht. Ganz im Gegenteil, er lächelte. Er kannte das Geräusch. Schon seit Ewigkeiten wollte sein Vater einen Handwerker kommen lassen, der die Scharniere der Balkontür ölte. Aber genau wie das Anlegen eines Schwimmteichs war dieser Punkt seiner To-do-Liste mit dem Vermerk »privat« versehen. Und »privat« bedeutete, dass es nicht eilig war.

Zwei Augen blitzten im Dämmerlicht auf. Ein Schnurren. Badawi. Der Kater schlich einigermaßen gelangweilt aus dem Arbeitszimmer und blieb auf halbem Weg zur Küche stehen, als hätte er draußen im Garten seine Beute vergessen.

»Liebst du mich?«, fragte Kata. Phase zwei hatte begonnen. Jedes Mal, wenn sie betrunken war, war sie zuerst ausgelassen und fröhlich, bis sich ihre Laune

schlagartig änderte und sie zerbrechlich und hilflos wirkte.

»Natürlich liebe ich dich«, antwortete Samuel.

»Dann müssen wir endlich heiraten. Ich bin schon volljährig, falls du das vergessen hast. In Europa werden wir heiraten. In einer schönen alten Kirche. Versprochen?«

»Ja, ja, versprochen«, seufzte er genervt.

Schritte waren zu hören. Ringsum in der Diele gingen die Lichter an. Samuels Vater stand vor ihnen. Er trug den dunklen Seidenpyjama, den er in verschiedenfarbigen Ausführungen hatte. Seine Haare waren nicht frisiert. Wahrscheinlich hatte er wegen eines Auftrags wieder schlecht geschlafen und war mitten in der Nacht nach unten gegangen. Vorsichtig setzte Samuel Kata auf der untersten Stufe ab. Sie klammerte sich an seinem Hals fest. »Tut mir leid. Ich werd nie wieder was trinken.« Ihr Kopf wankte. »Großes Indianerehrenwort.« Sie hob die Hand zum Schwur. »Hallo ... Vincent ...«, wandte sie sich an Samuels Vater. Es fiel ihr schwer, die Augen aufzuhalten.

»Die Party war wohl gut«, stellte Samuels Vater fest, ohne vorwurfsvoll zu klingen.

»Ja«, sagte Kata und grinste schief. »Sehr gut. Und Sie haben den tollsten Sohn der Welt. In Europa wird er mich heiraten.« Ihr Kopf sackte ihr auf die Brust. Samuel lehnte sie gegen die Wand wie eine leblose Schaufensterpuppe. Sie

schloss die Augen, Speichel lief ihr aus dem Mundwinkel. Sie war eingeschlafen.

»Ich werde morgen fliegen«, sagte Samuel und versuchte sich zusammenzureißen.

»Kommst du wieder zurück?«

»Ich weiß es nicht.« Samuel traute sich nicht, die Wahrheit zu sagen. Sein Vater, dieser groß gewachsene Mann, kam ihm auf einmal zerbrechlich vor. Samuel fühlte sich für ihn verantwortlich, obwohl es eigentlich umgekehrt sein sollte. Er musste gehen. Er konnte nicht hierbleiben, nur weil sein Vater nicht damit klarkam, alleine zu sein.

»Was müsste ich tun, um dich davon abzubringen, morgen in das Flugzeug zu steigen?«

»Papa«, stöhnte Samuel. »Du kannst doch auch nach Deutschland gehen oder nach England und dort arbeiten. Was hält dich noch hier?«

»Die Sicherheit. Hier ist es sicherer als in Europa.«

»Jetzt ist es also die Sicherheit. Warum kannst du nicht zugeben, dass es einfach nur um dich geht?«

»Weil es nicht so ist. Ich kann durchaus verstehen, dass du die Welt erkunden willst. Das hab ich in deinem Alter auch getan. Doch damals ging es ruhiger zu als heute.«

»Gibt es Krieg?«, fragte Samuel ironisch.

»Das will ich nicht hoffen.« Sein Vater verzog keine

Miene und Samuel verdrehte die Augen. Er war müde und hatte Kopfschmerzen. Wahrscheinlich hatte der Chauffeur billigen Wodka in die Flaschen gefüllt. Das machten sie auch in den Clubs, damit am Ende des Tages genügend Geld in die Kassen kam.

»Ich werde morgen fliegen. Gib dir keine Mühe. Warum machst du es mir so schwer? Die ganzen letzten Jahre bist *du* immer bei irgendwelchen wichtigen Kongressen gewesen, wenn ich dich gebraucht hab. Jetzt ist es mal umgekehrt und schon wirst du komisch.«

»Ich werde nicht komisch. Glaub mir, ich würde dich nicht aufhalten wollen, wenn da draußen alles okay wäre. Es braut sich was zusammen. Die Märkte sind verunsichert.«

»Sind sie das nicht immer, wenn du Überstunden machst? Ich geh jetzt ins Bett. Bin hundemüde.«

Sein Vater ließ resigniert die Schultern hängen. »Hast du wenigstens eine Anlaufstelle, wenn du in Frankfurt ankommst? Mit Jetlag nach so einem langen Flug ist nicht zu spaßen.«

»Ich kann die ersten Tage bei einer Bekannten übernachten.«

»Die du nur übers Internet kennst.«

»Ja, die ich übers Internet kenne. Gut kenne!«

Sein Vater runzelte die Stirn und streckte ihm einen

gefalteten Notizzettel entgegen. »Sollte es nicht klappen, kannst du bei einem Studienfreund von mir übernachten. Ist nur für den Notfall.«

»Den Notfall«, stöhnte Samuel kopfschüttelnd und steckte den Zettel ein.

»Vielleicht ist es der falsche Zeitpunkt«, sagte Vincent ruhig. »Aber ich würde dir gerne etwas erklären. Etwas, das mit meiner Arbeit und meinem Studium zu tun hat.«

»Anekdoten.« Samuel atmete tief ein. »Mitten in der Nacht? Hast du neue Argumente gegen mein BWL-Studium gesammelt?«

»Nein. Es ist ...«

Samuel warf einen Blick auf Kata. Sie hatte zu schnarchen begonnen. »Eines kann ich dir mit Sicherheit sagen: Ich werde an meinem Geburtstag in London sein und ich würde mich wirklich freuen, wenn du auch dabei wärst. Ich bin nicht böse, dass du heute nicht bei der Abschlussfeier warst, weil du die Leute nicht magst. In gewisser Weise kann ich es sogar verstehen, aber mein Geburtstag ist etwas anderes. Ich würde mich sehr freuen, wenn du nachkommst.« Samuel drehte sich von seinem Vater weg und versuchte Kata aufzurichten. Ihr schlaffer Körper war kaum zu bewältigen. Schließlich schob er seine Arme unter ihren Rücken und ihre Beine und trug sie nach oben. Auf der Empore angekommen,

außer Atem, blieb er kurz stehen.

»Gute Nacht, mein Junge«, rief sein Vater.

Samuel blickte zurück. »Paps, bringst du mich morgen zum Flughafen?«, fragte er versöhnlich.

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Das kann ich noch nicht sicher sagen. Aber vielleicht können wir zusammen frühstücken.«

Vier

Hongkong | 26 Grad | Bewölkt

Bevor die Stelle kam, an der die Kugel sein Herz traf, schreckte Samuel aus dem Schlaf hoch. Das Letzte, was er hörte, war der spitze Schrei einer Frau. Ein hoher Ton, der in den Ohren zerrte und langsam abklang, bis es sich anhörte, als würde man mit hohlen Händen das Meeresrauschen einfangen. Diesmal war er nicht im Traum gestorben. Kein lauwarmes Blut, das durch seine Finger sickerte. Kein neuer Strich auf seiner imaginären Liste. Es wäre der siebte gewesen. Sieben Leben, dachte er, wie eine Katze. Badawi schnurrte vom Fußende des Bettes in seine Richtung. Ein unkontrolliertes Zittern lief über sein Fell. Eigentlich war der alte Herr besser dran als er. Wenn Samuel richtig gezählt hatte, hatte er erst zwei Leben verbraucht. Eines beim unachtsamen Überqueren der Straße und ein weiteres, als er sich im Größenwahn einem Straßenhund entgegengestellt hatte. Jetzt humpelte er und konnte nur noch zweidimensional sehen, und obwohl er keine Augenbinde trug, erinnerte sein Anblick an den holzbeinigen Piraten aus irgendeiner Zeichentrickserie, dessen Namen Samuel ums Verrecken nicht einfallen wollte. Das war immer so. Kaum

hatte er einen Film gesehen oder einen Song gehört, hatte er den Titel schon wieder vergessen. Seit einem halben Jahr schleppte Badawi nur noch kranke Mäuse an. Halb verhungert gabelte er sie irgendwo auf und tat so, als hätte er sie bei einer nächtlichen Verfolgungsjagd durch den Garten gestellt. Er konnte mit der Angeberei nicht aufhören. Obwohl er schon immer ein lausiger Jäger war. Samuel wusste, dass er bald sterben würde. Sieben Leben waren eben doch nur ein Märchen. Sein stumpfer Blick, die trägen Bewegungen – alles deutete auf sein Ende hin. Vielleicht wurde Samuel deshalb seit vier Wochen von diesen Albträumen heimgesucht. Vielleicht wollte ihn seine Seele darauf vorbereiten, wie es sein würde, Badawi zu verlieren, seinen treuen Begleiter. Dem Kater für den Flug ein Beruhigungsmittel zu geben, sei zu gefährlich, hatte der Tierarzt gesagt. Samuel hoffte, dass er ihn trotzdem irgendwie in die Transportbox kriegen würde. Er hatte dafür extra eine Packung getrocknete Garnelen gekauft, obwohl er den Gestank nicht ausstehen konnte. Aber ohne Badawi wollte er auf keinen Fall von hier weggehen. Seit er ein kleines Kind gewesen war, hatte ihn der Kater von einem Ort zum anderen begleitet. Jetzt, da sein Freund vielleicht nicht mehr lange zu leben hatte, wäre es unfair gewesen, ihn zurückzulassen.

Emilia stand in der Küche und schlug Eier in die Pfanne. Sie grüßte leise, ohne sich umzudrehen, und widmete sich als Nächstes dem Zerhacken einer Zwiebel, als wollte sie das Holzbrett zu Essstäbchen verarbeiten. Samuel zog einen Stuhl heraus und trank einen Schluck von dem frisch gepressten Orangensaft. Er hatte keinen Hunger. Aus dem Radio schmachete eine schaurig schmalzige Männerstimme. Emilia hatte eine Vorliebe für Musik, die von unerfüllter Liebe, Sehnsucht und kitschigem Verlangen erzählte. Als Kind hatte sie ihm zum Einschlafen immer vorgesungen. Kinderlieder auf Deutsch, Englisch und Spanisch. Das würde er nie vergessen. Nie. Er checkte seinen Account. Verschwommene Partybilder der vergangenen Nacht öffneten sich entlang der Timeline. Sie wurden flankiert von Kommentaren und Links, die zu Videoclips führten.

»Ist Vincent schon fort?«, fragte er den Rücken von Emilia. Der scharfe Geruch der Zwiebeln kratzte in seiner Nase. »Wir wollten zusammen frühstücken. Papa und ich.«

»Er ist traurig«, sagte Emilia, schob eine ordentliche Portion Rührei auf den rechteckigen Teller, platzierte die glasigen Zwiebelwürfel daneben und wischte den Tellerrand mit einem Tuch ab. Sie drehte sich um. Ihre freundlichen Augen sahen entzündet aus. Hatte sie geweint? Oder waren es die Zwiebeln? Mit zitternder Hand stellte sie den Teller

vor Samuel ab.

»Ich bin auch traurig«, sagte Samuel und griff nach der faltigen Hand von Emilia. »Aber ich kann nicht hierbleiben. Ich ... ich will mich umschauen, reisen und so.« Samuel fühlte sich mit einem Mal wie ein Verräter. Vor diesem Moment hatte er sich die letzten Wochen gefürchtet: vor dem Abschied von Emilia. Sie wusste mehr über ihn als seine eigene Mutter. Mehr als sein Vater. Mehr als seine Freunde. Und jetzt würde er sie zurücklassen, nach allem, was sie für ihn getan hatte.

Die nächsten Minuten versuchte er sie zum Lachen zu bringen. Er stand auf, griff nach einem Kochlöffel und bewegte die Lippen mehr oder minder synchron zu dem Schlager aus dem Radio. Und es funktionierte. Emilia lachte. Sie lachte und weinte zugleich. Er fasste sie bei den Händen und tanzte mit ihr um den Tisch, wie sie es als Kind oft getan hatten. Ihr Kopf reichte ihm gerade mal bis zur Brust. Als die Musik verstummte, verstummte auch ihr Lachen. Sie schluchzte. Samuel legte seine Arme um ihren fülligen Körper und er spürte das Beben in ihrer Brust.

Wie in Trance hockte er eine Stunde später auf der Rückbank des Taxis und beobachtete die Landschaft, die durch die regennassen Scheiben vorüberzog. Das Gefühl, ein Verräter

zu sein, konnte er nicht abschütteln. Emilia. Immer noch hatte er ihr verheultes Gesicht vor Augen. Natürlich wollte er sie wiedersehen. Er hatte ihr viel zu verdanken. Aber was sollte er tun? Dableiben, nur damit es ihr und seinem Vater wieder besser ging? *Seinem Vater*. Der hatte es ja nicht mal fertiggebracht, ihn zu verabschieden, sondern war einfach schon weggefahren.

Samuel schaute auf die Uhr. Vor zwanzig Minuten hatte er die erste Beruhigungstablette geschluckt, die blaue. Die rosafarbene sollte er erst in drei Stunden nehmen und auch nur, wenn es nicht anders ging. Offensichtlich betäubte die erste Tablette nur den Teil des Gehirns, der für seine Flugangst verantwortlich war, und nicht den, der ihm sagte, dass er umkehren sollte. Auf der Stelle. Er hatte es vorhin ja selbst in den Nachrichten gesehen. In Berlin und London war es erneut zu Ausschreitungen gekommen. Ein paar militante Idioten hatten Autos angezündet und einem Investmentbanker zehn Tonnen verrottetes Getreide in den Vorgarten geschüttet, weil der anscheinend mit Soja spekuliert hatte. Gefährlich hörte sich das nicht an. Die Großaufnahmen der aufgebrachten Aktivisten hatten ihn eher abgestoßen. Viele waren kaum älter gewesen als er. Sie lieferten sich Straßenschlachten mit der Polizei und pinkelten vor laufender Kamera in Polizeihelme, die sie erbeutet

hatten.

Obwohl er die Reise seit Monaten geplant hatte, kam sie ihm jetzt vor wie eine Flucht. In wenigen Tagen wurde er volljährig. Dann konnte er tun und lassen, was er wollte, und musste keine Rechenschaft mehr ablegen. Er betrachtete die ausgebeulte Papiertüte mit dem Geschenk seines Vaters drin. Nicht mal das hatte er ihm selbst übergeben. Wahrscheinlich ein abgenutztes Buch aus der Bibliothek. Eines, das *Vince* in dieser Situation für passend hielt. Statt offen über seine Gefühle zu sprechen, verschenkte er Bücher. Samuel sollte die Botschaft aus den Geschichten herauslesen. »Das Leben steht zwischen den Zeilen«, hatte er immer gesagt. Was für ein Blödsinn! Sein Vater benutzte die Stimme eines anderen, um Samuel mitzuteilen, was in ihm vorging. Das grenzte fast schon an Autismus.

Warum erinnerte sich Vincent nicht an sein Versprechen? War es zu lange her? War es längst von der To-do-Liste geflogen? Hatte er es vergessen oder als unwichtig abgetan? Eine Reise in die kanadische Wildnis ... dafür hätte Samuel seinen Plan, nach Europa zu gehen, sofort verschoben, aber der Zug war wohl abgefahren.

Der Regen hörte auf, das dichte Grün und die vielen Bäume wurden von zähem Nebel eingehüllt, einem Nebel, der wie aus einer Trockeneismaschine dicht über dem Boden

waberte und eine gruselige Stimmung verbreitete. Nirgendwo anders hatte er so einen Nebel bisher gesehen. Samuel beugte sich hinunter zur Transportbox. Badawi döste mit halb geschlossenen Augen und wirkte völlig entspannt. Die beengten Verhältnisse schienen ihn nicht zu stören.

Wenigstens einer, dem der Abschied von der Insel nichts ausmachte. Sein Vater hatte seine Kontakte spielen lassen, weshalb Samuel die Sicherheitskontrollen ohne Probleme passieren konnte. Die notwendigen Papiere hatte ein befreundeter Tierarzt ausgestellt. Vier Wochen Quarantäne hätte Badawi nicht überstanden. Samuel zeigte der Flugbegleiterin sein elektronisches Ticket und wurde an seinen Platz in der ersten Klasse geführt. Als sie sich zu Badawi hinunterbeugte, reagierte der mit einem feindseligen Fauchen. Der Kater entschied im Bruchteil einer Sekunde, ob er einen Menschen mochte oder nicht.

»Er hat Flugangst«, sagte Samuel peinlich berührt und zuckte die Schultern. Die zierliche Flugbegleiterin reichte ihm ein paar Zeitschriften. Bevor Samuel reagieren konnte, packte die Frau seinen großen Rucksack und verstaute ihn über dem Sitz. Anschließend erklärte sie ihm, wie man den Sitz in eine Liege verwandeln konnte, und versuchte dabei, nicht gegen Badawis Box zu stoßen. »Den Kater können wir auch nach hinten stellen«, sagte sie und deutete mit dem

Kopf zu einem leeren Sitz.

»Ich würde ihn gerne hierbehalten. Er wird sonst quengelig.« Samuel konnte schlecht zugeben, dass er selbst froh darüber war, Badawi in Sichtweite zu haben. Die Flugbegleiterin wollte noch das bordeigene Multimediasystem erklären, als man vom Eingang her aufgeregte Stimmen hörte. Samuel drehte sich um. Der Flugbegleiter diskutierte auf Englisch mit einem vollbärtigen Mann, der wohl nicht mit seinem Sitzplatz einverstanden war. Jedenfalls hielt er dem schlaksigen Flugbegleiter das Handy mit dem elektronischen Ticket vor die Nase, als wollte er ihm den QR-Code in die Stirn brennen.

»Ich will kein Upgrade«, sagte der Mann mit bebender Stimme. »Ich will den Platz, den ich gebucht habe! Nichts weiter!«

»Wir wollen uns damit nur für die Unannehmlichkeiten beim Check-in entschuldigen.«

Ein anderer Flugbegleiter bot zusätzliche Bonusmeilen an, was die Lage nur weiter verschärfte. Schließlich kam eine Flugbegleiterin aus dem hinteren Teil der Maschine herbeigeeilt. Sie versuchte es auf Arabisch und mit einem unterwürfigen Lächeln – und schien den richtigen Schalter gefunden zu haben. Von ihr ließ sich der Gast an einen Platz in der mittleren Reihe führen. Schräg gegenüber von Samuel.

»Diese Idioten«, sagte der Mann. Nun sprach er deutsch. Samuel hatte das Gefühl, dass er mit ihm redete. Er tat so, als hätte er den Satz nicht gehört. »Ein Bart macht doch keinen Terroristen, oder?« Der Mann schaute ihn direkt an.

»Nein«, sagte Samuel. »Natürlich nicht.« Er senkte kurz den Blick, denn er dachte das Gegenteil. Natürlich war es ein Klischee. Bärtige Männer mit dunkler Haut und noch dunkleren Augen, die Bomben bastelten, Flugzeuge entführten und im Namen Allahs Unschuldige töteten. Aber auch er konnte sich nicht gegen ein ungutes Gefühl wehren, Hollywood hatte ihn längst infiziert.

»Wahrscheinlich setzen sie mir jetzt noch einen Sky-Marshall vor die Nase, damit ich nicht mit dem Essbesteck auf die Flugbegleiterin losgehe.« Seine Augen wanderten hinunter zu Badawi. »So würden die mich am liebsten sehen, damit die Leute keine Panik vorm Terroristen kriegen.« Der Mann schlüpfte aus seinem Sakko. »Das Leben ist ein verdammtes Klischee, mein Junge. Schublade auf und schon landet man da, wo einen die Menschen haben wollen.« Er schniefte. »Hat man dir auch ein unfreiwilliges Upgrade verpasst?«

»Ähm, ja«, stammelte Samuel. Er wusste nicht, warum er log. Wahrscheinlich wollte er sich nicht dafür rechtfertigen, Besitzer eines teuren Tickets zu sein. Der Mann hätte

bestimmt nachgebohrt.

»Eigentlich ein guter Trick. Die Katze mitnehmen und schon fliegt man first class. Bei mir hat der Vollbart gereicht.«

Die zierliche Flugbegleiterin servierte dem Mann einen Orangensaft. Das Lächeln auf ihrem Gesicht war völlig übertrieben. Die Angst vor einem weiteren Konflikt spiegelte sich in ihren Augen. Heute hasste sie mit Sicherheit ihren Job. Der Mann hob ablehnend die Hand. »Ich trinke Alkohol«, knurrte er wie ein Hund, der die Unterlegenheit seines Gegenübers gerochen hatte. »Ist es vielleicht möglich, dass Sie mir einen ordentlichen Drink servieren? Ich mein, das hier ist doch jetzt die erste Klasse, nicht wahr? Hier wird doch alles für das Wohl der Gäste getan.«

»Ähm, aber natürlich«, sagte die Frau und errötete. »Was darf ich Ihnen denn bringen?«

»Einen Martini. Geschüttelt, nicht gerührt.« Der Mann lachte über sich selbst. »Und für den harmlosen jungen Mann da drüben das Gleiche.«

Die Flugbegleiterin tauschte einen Blick mit Samuel, der nicht recht wusste, wie er reagieren sollte. Bevor ihn der Mann jedoch in eine Diskussion verwickelte, stimmte er mit einem wortlosen Nicken zu. Die Flugbegleiterin trat stolpernd den Rückzug an. Es schien ihr egal zu sein, dass

Samuel noch nicht volljährig war.

Wenig später meldete sich der Pilot über die Bordlautsprecher und erklärte die Wetterlage. Das Wort »Turbulenzen« genügte Samuel. Er spülte die rosa Tablette hinunter. Diesmal nicht mit Wasser, sondern mit einem ordentlichen Schluck Martini. Dann checkte er ein letztes Mal seine Mails. Kata beschwerte sich darüber, dass er sie nicht geweckt hatte. Sein Vater hatte ihm die Adresse seines Freundes noch einmal per Mail geschickt. Wahrscheinlich hatte er gehnt, dass der Zettel im Papierkorb landen würde. Hinter der Anschrift folgte eine längere Entschuldigung, weshalb er heute Morgen nicht zum Frühstück bleiben konnte. Samuel las nur die ersten beiden Zeilen. Dann verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Die rosa Tablette begann zu wirken – und wie. Ein unsichtbares Gewicht drückte auf seine Augenlider, bis er nur noch undeutliche Schemen sehen konnte. Der Strom seiner Gedanken prallte gegen eine Mauer der Gleichgültigkeit. Die Flugbegleiterin ermahnte ihn, sein Mobiltelefon auszuschalten, und Samuel stierte ihr dafür ungeniert in den Ausschnitt, bevor sich jede Faser seines Körpers entspannte und er in einen traumlosen Schlaf hinüberdämmerte. Er wachte erst wieder auf, als das Flugzeug holpernd wie auf einer unbefestigten Straße seinem Ziel entgegenraste und sein

neu gewonnener Freund in Handschellen Richtung Bordtoilette geführt wurde.

»Diese Typen haben keinen Respekt vor Frauen«, raunte hinter ihm eine Stimme. Samuel schlief wieder ein.

Fünf

Frankfurt | 17 Grad | Heiter

Samuel hatte die Passkontrolle hinter sich gelassen. Fingerabdrücke und ein Bild für die Leute vom Zoll – das war's. In Deutschland waren die Beamten freundlicher als in anderen Ländern, das war nicht bloß ein Gerücht. Für Badawis Papiere brauchten sie etwas länger, doch schließlich gaben sie auch ihm grünes Licht für den Grenzübertritt. Die Tablette wirkte immer noch. Samuel versuchte seine Müdigkeit mit einem doppelten Espresso zu bekämpfen, was nur kurz funktionierte. Wahrscheinlich hätte er das Medikament zusammen mit den Echseneiern schlucken sollen und nicht mit einem Glas Martini. Die Einsicht kam zu spät. Vom vielen Koffein auf nüchternen Magen hatte er nun auch noch Bauchschmerzen und sein Herzschlag beschleunigte. Willkommen zu Hause!, sagte er sich selbst und versuchte die Schmerzen wegzulächeln. Aus den Lautsprechern plärrten im Sekundentakt neue Durchsagen. Es war merkwürdig, wie sein Gehirn zuerst die englische Version registrierte und dann die deutsche. Auch geträumt hatte er die letzten Jahre auf Englisch. Vielleicht würde sich das nach ein paar Tagen ändern.

»Wegen Demonstrationen kommt es zu Verspätungen im Nahverkehr. Bitte beachten Sie Fahrplanänderungen.« Über die Monitore flimmerten endlose Listen mit Zugausfällen, die von Nachrichtenbildern unterbrochen wurden. Brennende Autos, eingeschlagene Schaufenster, Polizisten in Kampfmontur, die Demonstranten einkesselten, und dazwischen Börsenkurse, die allesamt im Minus standen. Eins zu null für seinen Vater. Diesmal hatte er mit seinen Prophezeiungen richtiggelegen. Wahrscheinlich hockte er längst im Konferenzraum eines seiner Kunden und versuchte, die Lage mit irgendwelchen Zahlenmodellen zu erklären.

Samuel hatte sich mit Nina, wie seine Internet-Bekanntschaft hieß, an einer S-Bahn-Haltestelle in der Innenstadt verabredet. In Anbetracht der Menschenmassen, die aufgebracht und ziellos durcheinanderwuselten und losbrüllten, sobald sie in der Menge jemanden entdeckten, der eine Uniform trug, beschloss er, ein Taxi zu nehmen. Der Lärm war ohrenbetäubend laut. Badawi erwachte aus seinem Dämmerzustand. Er fauchte, sobald jemand zu nah an das Gitter herankam. Wie ein zahnloser Tiger schien er jedoch zu ahnen, dass seine Unmutsäußerungen kaum jemanden erschreckten, und verkroch sich schließlich in die hinterste Ecke seiner Behausung. Samuel schlängelte sich zum

Ausgang. Im Vorbeigehen verpasste ihm ein Typ im Anzug einen Stoß mit dem Ellenbogen, drückte sich mit einem Geldschein winkend durch eine Lücke in der Warteschlange und ergatterte ein Taxi. Sofort witterten auch die anderen Taxifahrer das Geschäft ihres Lebens, parkten in zweiter und dritter Reihe, stiegen aus ihren Wagen und versteigerten die Fahrten an den Höchstbietenden.

»Maximal zwanzig Kilometer!«, brüllte einer nach dem andern. Angebot und Nachfrage. Was in der Schule langweilige Theorie gewesen war, sah in Wirklichkeit bedeutend amüsanter aus. Samuel konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Wahrscheinlich hatte die Tablette aus ihm einen buddhistischen Mönch gemacht, der mit stoischer Gelassenheit sein Schicksal erwartete. Er fühlte sich wie auf einem orientalischen Basar. Ein Mann mit Schiebermütze schmiss seine Zigarette auf den Boden und stürmte auf ein Großraumtaxi zu. Noch im Gehen schien er sich mit einer zierlichen Frau darauf zu verständigen, das Taxi gemeinsam zu ersteigern. Beide hielten sie mehrere Scheine in die Luft. *Scheine*. In Hongkong zahlte man mit Kreditkarte, Fingerabdruck oder Handy. Nur auf dem Nachtmarkt in der Temple Street war es ratsam, mit Bargeld zu bezahlen. Sonst traf einen bei der nächsten Kreditkartenabrechnung womöglich der Schlag.

Der Preis für ein Taxi war innerhalb von Sekunden sprunghaft gestiegen. So hektisch hatte Samuel Deutschland nicht in Erinnerung. Aber in fünf Jahren konnte sich viel verändern. Von der Rushhour in Hongkong war er einiges gewohnt, aber das hier war Krieg. Ein weißhaariger Mann prügelte mit seinem Gehstock auf einen Taxifahrer ein, als sie sich über den Fahrpreis nicht einig werden konnten. Er schimpfte den dunkelhäutigen Mann einen Verbrecher und brach beinahe in Tränen aus, als der Beleidigte den Holzstock mit den Wanderplaketten in Stücke brach. Eine junge Frau mit wehender Mähne hatte sich mit zwei kleinen Kindern im Arm auf einen Kofferwagen gestellt und bäugte die aufgebrachte Menge argwöhnisch. Sie wirkte wie eine neuzeitliche Jeanne d'Arc, die nur auf die passende Gelegenheit wartete, loszuschlagen.

»Das ist verdammt noch mal mein Taxi!«, brüllte ein Mann in Hawaiihemd und Bermudas, wuchtete seinen Koffer auf den Rücksitz eines silbernen Mercedes, wo bereits ein anderer Fahrgast saß. Samuel musste lachen, was ihm den verständnislosen Blick einer Geschäftsfrau einbrachte. Außer der Transportbox und dem Rucksack hatte er nur einen kleinen Koffer mitgenommen. Für den Anfang wollte er möglichst wenig mit sich herumschleppen. Sollte er tatsächlich bei seiner Mutter bleiben, würde ihm Emilia die

restlichen Sachen später nachschicken. Es gab ohnehin nicht viel, woran er hing.

Badawis Transportbox war alles andere als leicht. Der Schulterriemen schnitt ihm schmerzhaft in die Haut. Samuel zog sein Handy aus der Jacke und schaltete es ein. Er hatte seiner Mutter versprochen, gleich anzurufen, wenn er gelandet war, doch er kam nicht durch. Vermutlich war das Netz überlastet. Hoffentlich versuchte diese Nina nicht ausgerechnet jetzt, ihn zu erreichen.

Aus den Terminals schoben sich immer mehr Menschen ins Freie. Sie schimpften über die Taxis, die eines nach dem anderen davonbrausten. Neue Wagen blieben aus. Schließlich zog ein Strom aus wütenden Menschen über die Straße hinaus aus dem Flughafengelände. Unzählige Rollen von Koffern, klapprige, quietschende und schleifende Metallwagen verursachten einen Höllenlärm. Samuel dröhnte der Kopf. In seiner Erinnerung war Deutschland ein Land, in dem alles nach Plan lief. Man konnte sich darauf verlassen, dass Züge pünktlich waren, Straßen und Gehsteige sauber und keiner auf die Idee kam, irgendwelche Sachen ins Essen zu mischen, die da nicht reingehörten. Vielleicht war es aber auch nur ein Klischee. Langsam wurde ihm bewusst, dass die Zeit knapp wurde. Wenn er nicht bald eine zündende Idee hatte, würde er zu spät kommen. Dummerweise hatte er

nicht einmal die Adresse des Mädchens. Er hatte gelogen, als er sie seinem Vater gegenüber als gute Bekannte ausgegeben hatte. Samuel hatte die Nase voll von riesigen Suiten in Luxushotels. Er wollte endlich das richtige Leben kennenlernen. Und ganz normale Leute. Also hatte er sich bei einem Share-your-Room-Portal angemeldet. Es war den Anbietern von Schlafplätzen freigestellt, welche Daten sie preisgaben. Im Fall von Nina waren es nur die Telefonnummer gewesen und die ungefähre Lage der Wohnung. Sie vermietete ein Gästezimmer und bot an, die Leute in der Stadt herumzuführen. Auf die Frage, ob sie etwas gegen einen alten Kater hätte, hatte sie mit mehreren kindischen Katzen-Icons geantwortet.

In einer Stunde musste er an der Haltestelle sein und noch immer zeigte sein Handy keinen Empfang. Eine ältere Frau mit knöchellangem Rock trat durch eine Seitentür des Terminals, auf der in fetten Buchstaben NUR FÜR PERSONAL stand, nach draußen. Sie schüttelte den Kopf, als sie die vielen Menschen sah, die verzweifelt auf ihre Handys einhackten, um sie kurze Zeit später resigniert wieder einzustecken. Samuel kreuzte ihren Blick. Er lächelte. Das sanftmütige rundliche Gesicht der Frau erinnerte ihn an Emilia. Sie hatte dieselben freundlichen Augen – und sie lächelte zurück. In dem Moment bogen mehrere Taxis in die

Straße ein. Wieder brüllten die Menschen. Die Menge teilte sich. Bevor erneut Tumult aufflammte, krachten dreißig Meter weiter vorne Stahltüren auf. Ein Heer aus uniformierten Sicherheitsbeamten bildete einen Korridor, damit ein kleiner Junge im Rollstuhl und ein altes Ehepaar geschützt die Taxis erreichten. Schließlich durfte auch Jeanne d'Arc das Schlachtfeld verlassen. Für einige Sekunden kam die tobende Meute zum Stillstand. Als würden sich die Leute plötzlich dafür schämen, wie tollwütige Tiere um ein Taxi gekämpft zu haben.

»Verrückt«, sagte die Frau. Aus der Nähe erinnerte sie Samuel noch mehr an Emilia. Nur die Furchen in ihrem Gesicht waren nicht ganz so tief. Ihre großen braunen Augen wirkten auf seltsame Art beruhigend. »Diese Aggression ist nicht normal!«, sagte sie mit kratziger Stimme.

Samuel deutete auf Badawi, der sich mit einem Fauchen bemerkbar machte. Sein Schwanz peitschte gegen das Gitter. »Er mag das auch nicht.«

»Wo musst du hin?«, fragte die Frau.

Samuel hatte den Eindruck, dass sie ihn prüfend musterte. Er trug Hemd, helle Chinos und neue Schuhe, die ihm Kata gekauft hatte. Vielleicht war das noch nicht lässig genug. Sein Onkel sagte immer, dass die Leute in Deutschland keinen Sinn für Mode hätten und vor allem Männer dumm

anglotzten, wenn sie nicht in Trekkinghosen zum Supermarkt gingen.

»Zur ... zur Haltestelle«, sagte Samuel. Ihm fiel der Name nicht mehr ein. Er hatte ihn in seinem Handy gespeichert. Es war irgendwo in der Nähe der Haupteinkaufsstraße, das hatte er im Internet gesehen. Er zog das Handy heraus. Die Frau winkte ab.

»Die S-Bahnen fahren nicht mehr. Auch nicht die Busse.« Sie beugte sich hinunter zu Badawi. »Die Menschen sind verrückt. Sie drehen durch, wenn nicht alles nach Plan läuft. Sie haben verlernt zusammenzuhalten. Jeder kämpft für sich.«

Badawi kam augenblicklich zur Ruhe. Er drückte sich gegen das Gitter und ließ sich das Fell kraulen. So zutraulich zeigte er sich sonst nicht mal unter normalen Umständen. Die Finger der Frau sahen entzündet aus. Vielleicht eine Allergie gegen Putzmittel.

»Gibt es noch eine andere Möglichkeit, wie man in die Stadt kommt?«, fragte Samuel.

»Fliegen.« Die Frau lachte. Das Dröhnen eines startenden Flugzeugs übertönte sie. Sie blickte sich um. An einen Betonpfeiler gelehnt stand ein dunkelhaariger junger Mann mit weit geöffnetem Hemd, lässig rauchend, als würde ihn das Chaos nichts angehen. »Warte kurz«, bat die Frau und

verschwand in der Menge. Es war erstaunlich, wie flink sie sich durch den reißenden Fluss bewegte. Immer wieder verschwand ihr Kopf, um an anderer Stelle wieder aufzutauchen. Kaum war sie bei dem Mann angekommen, winkte sie Samuel herbei. Er atmete einmal tief durch, bevor er sich wie ein Rugbyspieler durch die Menge wühlte. Ellenbogen krachten gegen seine Rippen. Koffer versperrten ihm den Weg, aber eine Minute später stand er völlig außer Atem neben der Frau.

»Hier ist dein Fahrgast«, sagte sie, an den Mann gerichtet, der seine glimmende Zigarette auf den Boden warf und austrat. Sein Gesichtsausdruck war alles andere als erfreut.

»Aber ...«, setzte er an, doch die Frau brachte ihn mit einem scharfen Blick zum Schweigen.

»Was hab ich dir beigebracht?«

»Ich ... ich wollte gerade den Wagen holen, um ...« Der Mann verstummte. Er verdrehte die Augen und zog die Sonnenbrille aus seinem Haar. »Ja, ja. Schon gut.« Dann wandte er sich an Samuel. »Komm mit!«

»Willst du ihm nicht beim Tragen helfen? Er ist ein Fahrgast. Und er bezahlt nur den *normalen Preis*. Ist das klar?« Ihre Brauen hüpfen einmal kurz nach oben, bevor sie das Gesicht des Mannes mit beiden Händen heranzog und ihm einen Kuss auf die Stirn gab. Es musste ihr Sohn sein. Er

murmelte etwas, das sich wie »Mamuschka« anhörte, dann griff er nach dem Koffer von Samuel und ging ihm voran durch die Menge zu einer Tür, die ins Flughafengebäude hineinführte. Ohne zu reden, hastete der schlanke Mann durch die Gänge. Wütend kickte er eine Dose aus dem Weg. Kurze Zeit später standen sie in einem von Betonwänden umgebenen Innenhof vor einem Taxi mit polierten Alufelgen. Wie gewohnt setzte sich Samuel auf die Rückbank.

»Wohin?«, fragte der Mann unfreundlich und schaltete das Taxameter ein. Samuel blickte auf die Notiz in seinem Handy. Glücklicherweise hatte er sie nicht nur in der Cloud gespeichert, sonst wäre er jetzt aufgeschmissen. Er nannte die S-Bahn-Haltestelle, was der Mann mit einem tiefen Seufzer quittierte. »Ist die Hölle los. Überall. Ich schau mal, wo wir durchkommen. Sind drei Demos am Laufen. Gegen Mietwucher, gegen ein Demo-Verbot und gegen die neuen Schulgebühren. Aber am schlimmsten sind die Occupy-Deppen, die zünden auch Autos an, um ihrem Ärger Luft zu machen. Das ist wirklich das Letzte.«

»Ich kann das letzte Stück ja gehen«, bot Samuel an.
»Hauptsache, wir kommen jetzt los.«

»Ja, ja, keine Hektik.«

Sie fuhren einige Minuten auf der Autobahn. Es war nicht viel los. Sie schwiegen. Samuel würde dem Taxifahrer

nachher ein ordentliches Trinkgeld geben. Wahrscheinlich hatte er nur darauf gewartet, dass der Preis weiter stieg, und jetzt hatte ihn seine Mutter zu diesem Akt der Nächstenliebe verdonnert.

Samuel warf einen Blick auf sein Handy. Immer noch kein Empfang. Sie überholten einen langen Konvoi aus Mannschaftswagen der Polizei, der auf die Innenstadt von Frankfurt zurollte. Passend dazu türmten sich Regenwolken in den Himmel, die angestrahlt von der tief stehenden Sonne an eine mächtige Walze erinnerten.

»Für diese Scheiße zahlen wir Steuern. Das ist Demokratie. Echt zum Kotzen. Ich mein, ich find's auch beschissen, was gerade abgeht, so ist das nicht, hab schließlich was zur Seite gelegt, aber diese Demos sind echt geschäftsschädigend. Neulich ist so ein Typ mit blutiger Fresse bei mir eingestiegen. Ich konnte ihn ja schlecht rausschmeißen. So bin ich auch nicht. Aber Blut geht nun mal nur mit Spezialreiniger raus. Und das zahlt dir keiner.«

»Klar«, sagte Samuel, ohne den Mund mehr als nötig zu öffnen. Er spürte wieder Müdigkeit aufsteigen und aus irgendeinem Grund fühlte er sich plötzlich einsam. Er dachte an Kata, an Emilia, an Hongkong und seine Freunde. An die letzte Nacht und den Morgen. Den Start seiner Reise hatte er sich anders vorgestellt. Glücklicher, befreiter. Anders eben.

Und jetzt noch sogar die klimatisierte Luft im Taxi genauso muffig wie in Hongkong. »Könnten ... könnten Sie die Klimaanlage bitte ausschalten?«

»Woher kommst du?«, fragte der Mann und betätigte einen Schalter.

»Hongkong.«

»Echt? Muss der Hammer sein, die Stadt. Dagegen kann die Skyline von Frankfurt einpacken.«

»Gibt auch viel Natur drum herum.«

»Sieht im Fernsehen gar nicht so aus.« Ein Blick in den Rückspiegel. »Okay, wenn ich die Scheiben runterlasse?«

»Klar.«

Der Fahrtwind strömte herein und jetzt noch die Luft anders. Sie roch so, wie Samuel sie nur von seiner Zeit in Deutschland kannte. Der bevorstehende Regen kündigte sich durch einen würzigen Duft an. Er inhalierte tief und war froh über die Kindheitserinnerungen, die vor seinem inneren Auge vorbeizogen und die dunklen Gedanken verdrängten. Der kleine Weg neben ihrem Haus. Die Spiele auf der Straße. Der Garten von Gregor mit den Obstbäumen und das Lager, das sie sich zwischen Büschen und Sträuchern gebaut hatten.

»Hast du die Katze gerettet oder so?«, fragte der Mann.

»Gerettet?«

»Mir musst du nichts vormachen. Ich hab schon oft Leute

gefahren, die von irgendwoher Tiere mitgebracht haben. Gibt ja Stellen, die das mit den Papieren regeln. Ist mafiamäßig organisiert.«

»Badawi ist mein Kater.«

»Badawi? Cooler Name.« Der Mann lächelte zum ersten Mal. Sein Gebiss war nicht bloß verfärbt, wie Samuel vorhin gedacht hatte. Ein Schneidezahn war abgebrochen und das Zahnfleisch sah ziemlich entzündet aus.

Sie verließen die Autobahn. Die Skyline tauchte links von ihnen auf. Samuel wunderte sich. Im Internet hatte es so ausgesehen, als würde der Treffpunkt ziemlich genau im Zentrum liegen.

»Der Weg ist schneller«, sagte der Mann, als hätte er seine Gedanken gelesen. »Wegen der Demos haben sie die Hauptzufahrtsstraßen abgeriegelt. Seit den Anschlägen haben sie Panik, dass irgendein Verrückter noch 'ne Bombe hochjagt. Wenn man da in der Kontrolle steckt, kann's ewig dauern. Die machen nicht mal vor uns halt. Als würde so jemand mit 'nem Taxi vorfahren. Geil war nur die Aktion mit der Börse. An dem Tag, als die ganzen Anzugtypen in ihren Bunker geflüchtet sind, hab ich fünf Fahrten gemacht.«

»Was für einen Bunker?«

»Na ja, die sind clever, diese Jungs. Die lassen sich das Geschäft nicht von ein paar Hacker-Nerds versauen, die

meinen, sie müssten mal eben alle Börsenrechner lahmlegen. Anscheinend haben die alle wichtigen Programme und so noch mal in einem Bunker aufgebaut.«

»Und das haben Ihnen die Banker erzählt?«

»Was?«

»Das mit dem Bunker?«

»Natürlich nicht. Wollten nur alle in dieselbe Straße. Und ein Kollege, einer, der richtig studiert hat, hat das neulich bei einem Bierchen erzählt. Von den Reichen kann man lernen. Die lassen sich nicht so leicht ans Bein pinkeln.«

Samuel nickte.

»Essen die Leute in China wirklich Hunde?«, fragte der Taxifahrer.

»Eigentlich nur im Süden. Beliebter sind Froschhoden und getrocknete Echseneier.« Samuel lachte über seinen eigenen Witz. Die melancholische Stimmung war der Vorfreude auf die kommenden Tage gewichen. Wenn das Wetter wieder besser würde, könnte er einen halben Tag im Freibad verbringen und in Erinnerungen schwelgen. Vielleicht traf er ja sogar jemanden von früher.

»Echt?«, fragte der Taxifahrer mit ungläubigem Staunen.

»Krass.«

»Soll gut sein für die Potenz«, fügte Samuel hinzu.

»Viagra für Ökos.« Der Mann lachte los und schlug mit

der flachen Hand gegen das Lenkrad. Auch die Backenzähne sahen nicht gesund aus, wie Samuel im Rückspiegel sehen konnte. »Das ist gut. Viagra für Ökos.« Der Fahrer kriegte sich kaum wieder ein.

Samuels Blick streifte die Transportbox. Er öffnete das Gitter. »Haben Sie zufällig Wasser dabei?«

»Wasser?«

»Mein Kater, ich glaub, er hat Durst.«

»Ich dachte, Katzen trinken Milch.«

»Badawi verträgt keine Milch.«

»Also Wasser. Auch gut.« Der Mann stoppte den Wagen am Straßenrand. Etwa fünfzig Meter vor ihnen stand ein bunt bemalter Van. Er hatte das Warnblinklicht angeschaltet. Eine dünne Frau mit Trägershirt und Bermudas stieg aus. Sie trat wütend gegen die Radkappe und fluchte so laut, dass man es bis zu ihnen herüber hörte. Dampfschwaden stiegen aus dem Motorraum. Samuel öffnete die Tür und stieg aus. Er fühlte sich wackelig auf den Beinen.

»Sorry, hab nur noch Cola oder Red Bull«, sagte der Mann jetzt vom Heck des Wagens. »Trinkt der Kater auch Energy drinks?«

»Heute ausnahmsweise nicht«, witzelte Samuel. Er behielt die Frau im Blick. Sie öffnete die Motorhaube und eine Dampfwolke schlug ihr entgegen. Sie fuchtelte mit den

Händen herum. Dann fing sie seinen Blick auf und kam mit energischen Schritten auf ihn zu. Samuel erkannte, dass sie ein Mädchen war, das kaum älter als er selbst sein durfte.

»Könnt ihr mich mitnehmen?«, fragte sie, kaum dass sie auf ihrer Höhe war, und hielt ihr Handy in die Luft. »Das Scheißnetz ist schon wieder zusammengebrochen und die Karre hat keinen Bock mehr.« Die dunklen Sommersprossen in ihrem Gesicht leuchteten. Schweißperlen glänzten auf ihrer Stirn. Mit der Hand packte sie einen dicken roten Zopf und legte ihn sich über die rechte Schulter. »Geht das?«, blaffte sie ungeduldig und fuchtelte mit dem Handy herum, als würde sich dadurch der Empfang verbessern. Aus der Nähe betrachtet sah sie aus wie aus einem Hippiefilm entsprungen. Vielleicht gehörte sie irgendeiner Bewegung an, die zurück zur Natur wollte oder so. Auch in Hongkong gab es diesen Trend. Einige Leute wühlten sich sogar nachts durch die Container der großen Hotels, um nach genießbaren Lebensmitteln zu suchen. Nicht aus Geldmangel, sondern weil es ihre Überzeugung war. Erst vor Kurzem hatte sich sein Vater darüber aufgeregt, dass man ein paar von ihnen deshalb ins Gefängnis gesteckt hatte.

»Ich hab im Anschluss eine Kundenfahrt«, sagte der Taxifahrer. Er konnte seine Verachtung für das zugegebenermaßen etwas heruntergekommene Mädchen

nicht verbergen. Sein Blick haftete an den ungewaschenen Füßen, die in kaputten Flip-Flops steckten.

»Zur nächsten Werkstatt, bitte«, sagte Samuel. »Ist bestimmt eine in der Nähe.«

»Das ist aber ein Umweg«, grummelte der Taxifahrer.

»Ich bezahle.«

»Da hören Sie's, er zahlt«, sagte das Mädchen forsch und blickte ihn im nächsten Moment abwartend an.

»Meinetwegen. Dieser Tag ist ohnehin schon eine Katastrophe!« Der Taxifahrer starrte dem Mädchen direkt in die Augen. »Gehörst du zu den Chaoten, die hier alles lahmlegen?«

»Wenn es Sie beruhigt«, sagte sie selbstbewusst, fast arrogant, »diese *Chaoten* kämpfen für alle. Auch für Sie.«

»Für mich!«, schnaubte der Taxifahrer. »Bestimmt nicht. Ich suche mir selbst aus, wer für mich kämpfen darf.«

Damit war die Unterhaltung beendet.

Gemeinsam schoben sie den Van in eine Haltebucht neben einen überquellenden Mülleimer. Zur nächsten Werkstatt waren es nur wenige Kilometer. Sie war geschlossen. Trotzdem wollte das Mädchen, Fabienne, wie Samuel mittlerweile wusste, dort aussteigen. Zum Abschied umarmte sie ihn, als seien sie gute Freunde.

Samuels Handy hatte wieder Empfang. Mehrere

Nachrichten waren eingegangen. Seine Mutter, sein Vater, Kata und, als Letztes in der Reihe, die Nummer seiner Internet-Bekanntschaft. Um das Chaos perfekt zu machen, stand da verpackt in eine Entschuldigung, dass sie wegen der Unruhen die Stadt verlassen habe. Es täte ihr leid. Sie hatte ihm einen Link mit Hostels angehängt.

»Scheiße!«, fluchte Samuel, während er seiner Mutter eine SMS schrieb, dass er gut angekommen war. Er hatte jetzt keine Lust zu sprechen.

»Was ist?«, fragte der Taxifahrer und schielte zu ihm herüber. »Stress mit 'ner Frau?«

»Nein.« Samuel drückte auf »Senden« und rief die Mail seines Vaters mit der Adresse des Studienfreunds auf. Eigentlich gab es keinen Grund, das Angebot auszuschlagen. Er musste niemandem etwas beweisen. Wozu auch? Und er war hundemüde, sehnte sich nach einer Dusche und einem sauberen Bett. Morgen würde er die Welt in einem anderen Licht sehen. »Richtungsänderung«, sagte er und hob einen Mundwinkel. Er las das seltsame Wort wie ein Kind, das vor Kurzem das Alphabet gelernt hatte. »Gutleutviertel.«

»Klein-Venedig?« Der Mann seufzte. »Wieder ein Umweg. Du hast es drauf, einem die Laune zu verderben.«

Samuel verdrehte die Augen und zog sein Portemonnaie aus der Tasche. Sein Vater hatte ihm deutsches Geld

hingelegt. Der Anblick der Fünfzig-Euro-Scheine ließ den Taxifahrer seinen Widerstand vergessen.

»Hast wohl zu viel davon.« Der Mann nahm ihm die Scheine aus der Hand. »Aber wenn irgendwas an den Wagen kommt ...«

»Zahl *ich* auch dafür«, stöhnte Samuel. »Können wir jetzt bitte losfahren? Ich bin müde und will endlich ankommen.«

»Kein Problem, Meister. Wer zahlt, bestimmt. So läuft das.« Lächelnd steckte er die Scheine in sein Lederetui.
»Dann werden wir uns mal eine schöne Strecke suchen. Wird aber nicht schnell gehen, bei den ganzen Sperrungen.«

Sechs

Frankfurt | 17 Grad | Gewitter

Samuel war eingenickt. Ein lauter werdendes Trommeln brach sich den Weg in sein Unterbewusstsein.

Frühstückseier, die in sprudelndem Wasser tackernd gegen den Topfboden schlugen, daran erinnerte ihn das Geräusch. Für einen Moment glaubte er, nein, *er hoffte*, noch in Hongkong zu sein und die vertraute Stimme von Emilia zu hören, die ihn mit einem melodischen »Guten Morgen, Señor« aufweckte. Stattdessen spürte er ein unsanftes Rütteln an der Schulter.

»Junge, wir sind da!« Die Stimme des Taxifahrers dröhnte in seinem Ohr, dass es wehtat. Die Erkenntnis, nicht zu Hause in seinem Bett zu liegen, sondern im Fond eines Taxis zu sitzen, an einem Ort, der ihm gänzlich unbekannt war, versetzte ihm einen Stich in die Brust.

»Ist was?«, fragte der Taxifahrer.

»Nein, alles okay.« Samuel streckte sich. Draußen war es dunkel. Die Scheibenwischer schaufelten hektisch den Regen zur Seite. Der Nachrichtensprecher hangelte sich von einer Meldung zur nächsten. Seine Stimme klang neutral, fast gelangweilt. »Nach gewalttätigen Ausschreitungen mit Toten

und Verletzten in europäischen Metropolen haben sich die Vertreter der verbliebenen Eurostaaten zu einem Sondergipfel in Brüssel eingefunden. Auch hier werden Forderungen nach Sozialreformen immer lauter. Einzelne Staaten befürchten, weitere Kürzungen im öffentlichen Sektor könnten zu neuen Krawallen führen. Mehrere Hundert Studenten und Schüler wurden vorübergehend festgenommen.«

»Das kann einem echt die Laune verhageln. Wollen die Kids, dass alles im Chaos versinkt? Und dann? Was soll dann passieren? Wo ist der Plan? Die wissen doch gar nicht, wofür sie kämpfen.«

Samuel antwortete nicht. Erschöpft zog er die Transportbox heran und kraulte Badawi durch das Gitter. »Wo ist denn der Eingang?«, fragte er müde. Am liebsten wäre er sitzen geblieben.

»Da drüben.« Der Fahrer zeigte auf eine hohe Mauer aus dunklem Granit, die von mehreren kleinen Strahlern angeleuchtet wurde. Im Lichtschein sah der Regen fast aus wie Schneeflocken. *Schneeflocken*, die hatte er zum letzten Mal als Kind gesehen. Von dem Gebäude hinter dem glänzenden Schutzwall konnte man nur die kantige Silhouette erkennen. In einem der Fenster brannte Licht. Ein Steinquader mit Augen aus Glas, daran erinnerte ihn das lang

gezogene Gebäude. Es war genauso ein hässlicher Klotz wie der, in dem sie in Hongkong wohnten. Ohne Natur drum herum wirkte der vierstöckige Block sogar noch trostloser.

»Näher komm ich nicht ran. Oder hast du 'nen Zugangscode für die Tiefgarage?«

»Nein, aber ist gut. Danke. Ich steig aus.« Samuel tastete nach seinem Handy. Es musste ihm im Schlaf heruntergefallen sein. Jetzt wurde wieder nur die Notrufnummer der Polizei angezeigt. »So ein Mist.«

»Brauchst du einen Schirm?«, fragte der Mann.

»Ähm.« Samuel steckte das Handy ein. Sobald er wieder Empfang hatte, musste er sich bei Kata melden, sonst machte sie ihm nachher die Hölle heiß. »Wäre nicht schlecht.«

Der Taxifahrer griff unter den Beifahrersitz, zog einen Schirm heraus und reichte ihn nach hinten. »Ist fast wie neu.«

»Hab nur noch Dollars«, sagte Samuel und gähnte. »Oder kann ich auch mit Kreditkarte oder Code zahlen?«

»Code?«, wiederholte der Mann verständnislos. »Geht aufs Haus. Der Kofferraum ist offen.«

»Danke.« Samuel stieg aus. Regentropfen klatschten ihm ins Gesicht. Der Taxifahrer blieb hocken. Bei Regen roch die Luft viel klarer als in Hongkong. Selbst in der Bay hatte es

nie so gut gerochen, weil die Kreuzfahrtschiffe und Frachter auf ihrem Weg in den Hafen lange Rauchfahnen hinter sich herzogen. Er spannte den Schirm auf und musste grinsen. An den Enden der Streben waren LED-Lichter befestigt, die zu blinken begannen und alle paar Sekunden die Richtung wechselten. Fehlte nur noch die passende Musik und man hätte daraus einen mobilen One-lonely-Man-Club machen können. Die Seitenscheibe fuhr herunter.

»Geile Erfindung, was?«, brüllte der Taxifahrer begeistert. »Hat mein Onkel ein Patent drauf. Ist nicht nur an Karneval der Renner. Kannste gerne weiterempfehlen. Scheinst ja direkt an der Quelle für ein gutes Leben zu sitzen.«

An der Quelle für ein gutes Leben. Wirkte er verwöhnt oder so? Seine Mutter hatte das ja im Spaß manchmal gesagt. Vielleicht war ja etwas dran ...

Er stellte den blinkenden Regenschirm auf den Boden und war innerhalb von Sekunden nass bis auf die Knochen. Na wenigstens war er jetzt wach. Kaum hatte er die Heckklappe geschlossen, brauste der Wagen davon. Nach etwa hundert Metern blieb er abrupt stehen. Die Rückfahrscheinwerfer gingen an und er sauste zurück.

»Dein Tiger!«, rief der Fahrer aus dem geöffneten Fenster. »Ich mach keine Tiertransporte.«

Erschrocken riss Samuel die Tür auf und zog die

Transportbox heraus. Das hätte ihm gerade noch gefehlt. War wirklich höchste Zeit, ins Bett zu kommen. Die Scheinwerfer entfernten sich wieder. Samuel wunderte sich darüber, dass es plötzlich so dunkel war. Die Beleuchtung an der Mauer war ausgegangen. Von den Straßenlaternen brannte nur jede zweite. Das orangefarbene Licht bildete ausgefranzte Inseln, die den Untergrund nur schwach erleuchteten. Vielleicht eine Sparmaßnahme. Sein Vater hatte sich ja immer darüber aufgeregt, wie verschwenderisch in Hongkong mit Energie umgegangen wurde. Badawi kratzte am Gitter. Samuel kraulte ihm das Fell. »Tut mir leid. Das war nicht mit Absicht.« Badawi schnurrte. »Trotzdem musst du noch ein bisschen Geduld haben.« Unmöglich konnte er den Kater jetzt rauslassen. Er würde sofort anfangen, die neue Umgebung zu erkunden. Gleich morgen früh würde Samuel mit ihm in den nächsten Park gehen. Emilia hatte ihm dafür extra eine ziemlich scheußliche Ausziehleine besorgt. Rosa und Gold. Nicht nur was die Musik anbetraf, hatte sie einen grauenhaften Geschmack. Auch wenn es peinlich war, eine Katze an der Leine spazieren zu führen, hatte er keine bessere Idee, wie er Badawis Freiheitsdrang kontrollieren sollte, ohne ihn zu verlieren. In London bewohnte seine Mutter ein Haus mit Garten, das etwas außerhalb lag. Dort durfte der Kater dann

wieder herumstreuen.

Der Eingang war ein rechteckiges Loch in der Mauer, das von einer Stahltür in Rostoptik verschlossen wurde. Es gab weder einen Türknauf noch eine Klinke. Statt Klingelschildern mit Namen befanden sich dreistellige Nummern vor den Wohneinheiten. Darunter ein quadratisches Zahlenfeld mit leuchtenden Ziffern. Er öffnete die Mail seines Vaters. So hatte er sich den Beginn seiner Unabhängigkeit nicht vorgestellt. Bestimmt würde Vincent sich blendend darüber amüsieren, dass gleich zu Beginn alles schiefging. Und er hatte ihm weder die Telefonnummer seines Studienfreunds noch die Nummer des Apartments geschickt. Großartig! Manchmal fragte sich Samuel, wie sein Vater es trotz seiner Schusseligkeit so weit bringen konnte. Er wollte gerade damit anfangen, alle Wohnungen durchzuklingeln, da hörte er von der anderen Seite der Tür eilige Schritte. Das Schicksal hatte ein Einsehen. Samuel atmete ein, lächelte und sah wahrscheinlich trotzdem so aus, als hätte er die letzten Minuten in einer Waschmaschine im Schleudergang verbracht. Besonders eklig waren die durchnässten Socken. Die Tür wurde aufgezogen. Ein Mann im Anzug schoss heraus, wie ein Hundertmeterläufer nach dem Startschuss. Reflexartig wich Samuel zurück, bevor es zu einer Kollision kommen konnte. Er wollte gerade zu

einem Hallo anheben, doch der Mann huschte an ihm vorbei. Dann stolperte er über die Transportbox von Badawi. Geistesgegenwärtig griff ihm Samuel unter den Arm und verhinderte dadurch Schlimmeres. Fluchend riss sich der Mann aus der Umklammerung und lief auf einen Wagen zu, der im Schatten einer Platane stand. Für Sekunden lag ein intensiv herber Duft in der Luft. Samuel fuhr herum und stellte den Fuß in die schwere Tür, bevor sie wieder zufiel. Aus dem Augenwinkel sah er den Wagen im Schritttempo davonfahren, als würde der Mann mit dem Gedanken spielen, noch einmal umzukehren. Samuel verpasste der Tür einen Stoß, griff nach der Transportbox und stellte sie in den Spalt. Dann holte er die anderen Sachen. Eine Minute später stand er in einem Vorgarten, der diesen Namen nicht verdient hatte. Selten hatte er etwas Hässlicheres gesehen. Um mehrere verkrüppelte Bäume hatte man weiße Kiesel gestreut. Die restliche Fläche war mit hell gesprenkeltem Granit versiegelt. Natürlich war die Haustür verschlossen. Unterm Strich war er also keinen Schritt weitergekommen. Er hörte das Zuschlagen einer Autotür, dann das Summen des Türöffners. Vielleicht hatte der Mann etwas vergessen. Die Tür schwang auf und vor ihm stand eine kleine untersetzte Person mit wirrer Lockenmähne und nicht minder wirrem Gesichtsausdruck. Der Werkzeugkoffer in

ihrer Hand war im Verhältnis viel zu groß. Offensichtlich kannte der Mann die Hausbewohner nicht persönlich, denn er schien sich nicht über Samuels Anwesenheit zu wundern. Sein irritierter Blick glitt hinüber zur Haustür.

»Geht der Scanner am Haus auch nicht mehr?«, fragte er fast verzweifelt. »Ist wirklich zum Verrücktwerden, wie empfindlich die Software auf Stromausfälle reagiert. Jede Woche ein neues Update. Alte Fehler werden behoben und neue tauchen auf. Und die Firewall kapituliert. Wenn jeder so lausig seinen Job machen würde, dann gute Nacht.« Ohne Samuels Antwort abzuwarten, drängte sich der Mann an ihm vorbei, setzte den Koffer mit einem lauten Scheppern auf dem Boden ab und begutachtete das dunkle Glasquadrat neben dem Hauseingang. Mit einem Saugnapf löste er das Glas und verband den darunterliegenden USB-Anschluss mit seinem Smartphone. »Bei Stromausfall sollte sich das System eigentlich wieder neu hochfahren, aber wahrscheinlich hat sich auch das Ding beim letzten Update einen Schnupfen eingefangen. Die Leute, die für diesen Viren-Scheiß verantwortlich sind, gehören eingesperrt. Alle! Die wissen gar nicht, was sie damit anrichten.« Er verstummte. Sein Blick haftete auf dem Fortschrittsbalken einer Grafik, der sich, ohne zu stoppen, der Hundertprozentmarke näherte. »Komisch. Das System läuft

einwandfrei.« Er tippte einen Zahlencode ein und die Tür ließ sich öffnen. »Welche Nummer?«

»Ähm, Nummer? 3 ... 3-0-1«, stammelte Samuel auf Geratewohl. Das war die einzige Zahl vom Türschild, an die er sich erinnern konnte. »Weinfeld«, fügte er hinzu. »Bin zu Besuch.«

Der Mann drehte sich um und runzelte die Stirn. »Der wohnt meines Wissens in 201. Hat die Wohnung erst kürzlich gekauft.« Er musterte Samuel skeptisch.

»Ist ein Freund meines Vaters. Ich soll bei ihm übernachten. Mein Vater hat vergessen, mir die Nummer zu geben.« Samuel zuckte die Schultern, doch der Mann starrte ihn immer noch regungslos an.

»Schon gut, siehst nicht aus wie ein Einbrecher«, sagte er dann, lächelte und ging Samuel voran ins Treppenhaus. »Die Anlage verfügt über ein Notstromaggregat. Den Fahrstuhl würde ich momentan trotzdem lieber nicht benutzen. Bei Stromausfall braucht die Software ziemlich lange, bis sie wieder hochfährt.«

Eine Minute später standen sie im Flur des zweiten Stockwerks. Vor den Wohnungstüren lagen weder Fußabtreter noch Schuhpaare. »Sind hier auch Büros?«, fragte Samuel.

»Nein, manche Leute haben es nur nicht nötig

einziehen. Das meiste hier sind unbewohnte Sparschweine. Der Freund deines Vaters scheint da eine rühmliche Ausnahme zu sein.« Mit einem schiefen Lächeln drückte der Mann auf den Klingelknopf. Ein gedämpftes Läuten erklang. »Sicher, dass er zu Hause ist?«

»Ja, er weiß, dass ich komme. Mein Vater hat mit ihm gesprochen.« Samuel war sich nicht sicher, ob das stimmte. Vielleicht hatte sein Vater auch wieder etwas Wichtiges vergessen. Zum Beispiel, dass sein Studienfreund gerade auf Geschäftsreise war oder ihn erst in zwei Tagen erwartete oder so. Möglich war alles.

Von der anderen Seite der Tür kam ein schleifendes Geräusch.

»Merkwürdig.« Der Techniker klopfte gegen die Tür und rief den Namen von Kaspar Weinfeld. Erneut das Schleifen, dann zerschellte etwas auf dem Boden. Vielleicht eine Vase. »Da stimmt was nicht. Tiere sind hier eigentlich verboten. Mir ist das ja egal, aber die Hausverwaltung macht Ärger, wenn das rauskommt.« Der Mann zog eine Plastikkarte aus der Brusttasche seines verblichenen Poloshirts, tippte etwas in ein Zahlenfeld und legte die Karte auf den Fingerabdruckscanner. Das Schloss wurde entriegelt. Die Tür ließ sich nur einen Spalt aufdrücken, doch dieser Spalt genügte: Samuel sah auf eine blutige Hand mit gekrümmten

Fingern, wie in einem Horrorfilm.

»Verdammt!«, brüllte der Techniker. Er versuchte die Hand nach hinten zu drücken, damit sich die Tür aufschieben ließ. »Ruf den Notarzt und die Polizei! Zuerst die Polizei«, keuchte er, quetschte sich durch den Spalt, zog den Körper von der Tür weg und öffnete sie. Wie erstarrt blickte Samuel auf die große glänzende Blutlache neben dem verdrehten Oberkörper. So viel Blut hatte er noch nie gesehen.

»Ist er tot?«

»Nein. Er atmet noch. Verdammt.« Der Techniker riss Weinfeld das Hemd auf. Samuel hörte ein Tuten, gefolgt von einem Besetztzeichen und der Ansage einer Maschinenstimme.

»Wie ist die Nummer vom nächsten Polizeirevier?«, fragte er. »Dort soll man anrufen.«

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte der Mann schroff, riss ein Sakko von der Garderobe und legte es dem Mann unter den Kopf. Das schwarze Hemd glänzte feucht. Mehrere dunkel umrandete Stichwunden waren zu erkennen, aus denen Blut sickerte wie aus kleinen Quellen. Nie hatte Samuel etwas Schrecklicheres gesehen. Seine Eingeweide zogen sich zusammen und er hatte das Gefühl, sich jeden Moment übergeben zu müssen.

»Ich hol den Verbandskasten«, sagte der Techniker.

»Nimm dein Hemd und drück es da obendrauf. Ganz fest.«

Samuel schlüpfte aus seinem Hemd, kniete sich neben den bewusstlosen Mann und drückte den zerknüllten Stoff auf die größte der klaffenden Wunden. Doch die Blutung ließ sich nicht stoppen. Unter seinen Fingern spürte er, wie sich der Stoff vollsog. Am liebsten hätte er geschrien. Plötzlich schlug Weinfeld die Augen auf. Er starrte ihn an und versuchte zu sprechen, aber nur ein Gurgeln drang aus seiner Kehle. Blut lief aus den Mundwinkeln. Samuel konnte nur das Wort »Weinfeld« verstehen. Mehr nicht.

»Alles wird gut«, flüsterte Samuel und strich dem Mann über die Stirn. »Gleich kommt Hilfe.« Er wusste, dass es gelogen war. Ein Röcheln, der Körper erschlaffte. Der Techniker zog ihn unsanft zur Seite. In den Händen hielt er dicke Mullbinden. Eine davon fiel ihm aus der Hand. Das weiße Band kullerte lautlos über den Boden und sog sich mit Blut voll. Der Techniker stand da wie erstarrt. Keine Eile mehr. Vor ihnen lag ein Toter.

»Ist er tot?«, fragte Samuel wieder, als gäbe es noch einen Funken Hoffnung. Er wollte nicht glauben, was soeben passiert war. Am liebsten hätte er die Augen geschlossen, bis drei gezählt und gehofft, dass ihm sein Gehirn einen Streich spielte, dass er Teil eines bizarren Traums war, hervorgerufen durch Alkohol und Beruhigungstabletten.

Aber das Blut an seinen Händen und dieser Geruch nach Salz und Eisen – das war keine Einbildung. Leider.

»Wiederbelebung«, murmelte er vor sich hin. Der Techniker schüttelte den Kopf, wie die Ärzte bei *Grey's Anatomy*, wenn sie den Kampf verloren hatten. Samuel erhob sich. Von irgendwoher war ein Klacken zu hören. Im Treppenhaus gingen die Lichter an. Aus der Küche hörte man, wie sich der Kühlschrank einschaltete. Der Anrufbeantworter auf dem Beistelltisch begann zu blinken. Nur der Mann, die Leiche, Kaspar Weinfeld, verharrte regungslos in seiner gekrümmten Position, als würde ihn diese Welt nichts mehr angehen. Als hätte sich sein Geist bereits auf die Reise gemacht. So hatte sich Samuel den Tod immer vorgestellt, als Reise in ein neues Leben. Dieser Gedanke war ihm immer schon tröstlicher erschienen als all die Erzählungen vom Himmel oder dem Paradies. Das würde ihm von Hongkong in guter Erinnerung bleiben: der Glaube der Buddhisten, wiedergeboren zu werden.

»Ich versuch es über Funk«, sagte der Techniker und rannte nach unten. Samuel starrte auf seine Hände. Blut, überall Blut. Es gibt für alles ein erstes Mal, dachte er. Auch für die Begegnung mit dem Tod. Er erhob sich und schaute ein letztes Mal in das faltige Gesicht des Mannes. Dann ging er ins Bad und wusch sich die Hände. Während er die Seife

zwischen seinen Fingern rieb, schaute er kurz in den Spiegel. Tränen liefen ihm über die Wangen. Er weinte um einen Menschen, den er nicht gekannt hatte.

Sieben

Frankfurt | 18 Grad | Bewölkt

»Vincent ist zu einem Treffen aufgebrochen.« Nicht einmal Emilias Stimme wirkte diesmal beruhigend auf Samuel. Er stand vor dem Haus und blickte den Sanitätern nach, die zurück zu ihrem Wagen eilten. Ein neuer Einsatz. Hoffentlich ein Mensch, den man noch retten konnte. Blaulicht zuckte über die Hauswand und das Gesicht einer Frau, die rauchend auf einem Balkon im ersten Stock stand und weder Bestürzung noch Anteilnahme zeigte. Sie wirkte abwesend, als würde all das sie nichts angehen. Eine Statistin, die wieder von der Bildfläche verschwand und nichts mit der Leiche, dem Blut und dem Messer zu tun hatte. Im Gegensatz zu ihm. Er war mittendrin. Er war Teil dieser Geschichte. Das Blut an den Händen war verschwunden, aber vor seinem inneren Auge blitzten alle paar Sekunden Bilder der Leiche auf, von den Wunden, dem vollgesogenen Hemd, dem verzweifelten letzten Sprechversuch.

»Vor drei Stunden«, redete Emilia weiter. »Er war sehr *agitado*, aufgeregt. Die Polizei war am Morgen da.«

»Die Polizei? Hat er wieder rumgeballert, um ein Tier zu

verjagen?«

»Nein. Er hat es nicht gesagt. Er hat nicht darüber gesprochen.« Der Empfang wurde schlechter, einzelne Silben wurden zerhackt. »Geht es dir gut, mein Junge? Du hörst dich erschöpft an. Du musst aufpassen auf dich, hörst du? Ich bete jeden Tag für dich. Und vergiss nicht zu essen.«
Rauschen.

»Nein, nein, dass vergesse ich nicht. Danke, Emilia.«
Samuel räusperte sich. Er wollte den verräterischen Klang aus seiner Stimme verdrängen. »Wohin ist mein Vater denn geflogen? Er hat gar nicht gesagt, dass er wegmuss.«

»Ich weiß es nicht. Er hat sogar den Helikopter genommen. Ganz schnell musste es gehen. Ganz schnell.«

»Wahrscheinlich wegen der Börse. Ist ja überall die Hölle los.«

»Sogar sein *teléfono* hat er hier vergessen. Soll ich ihm etwas ausrichten, wenn er sich meldet?«

»Nur, dass er mich anruft.«

»Wie geht es Badawi?«

»Gut. Er hat den Flug gut überstanden. Danke für die Leine.«

»Dafür hast du dich schon bedankt.«

Der Rettungswagen fuhr davon. Neben ihm tauchte der Techniker auf. Erst jetzt bemerkte Samuel den schleifenden

Atem des Mannes. Wahrscheinlich hatte er Asthma wie sein Vater. »Emilia, ich melde mich wieder. Ich muss los. Mein Bus kommt.« Wieder das Rauschen. Wieder die Unterbrechung. Er legte auf. Eine Sekunde länger und er wäre mit der Wahrheit rausgeplatzt.

Der Mann blickte ihn skeptisch an.

»Meine Mutter.« Samuel zuckte die Achseln. »Ich erklär ihr später, was passiert ist. Macht sich sonst Sorgen.«

»Verstehe«, sagte der Mann. »Hast du ihn gut gekannt?«

»Wen?«

Der Mann hob die Brauen. »Na, Weinfeld.«

Samuel schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, er war ein Freund meines Vaters. Und Sie?«

Der Techniker schüttelte den Kopf und legte seine fleischige Hand auf Samuels Schulter, was komisch aussehen musste, weil er mindestens zwei Köpfe kleiner war. »Ist schrecklich, so was. Das geht an die Nieren. Solltest mit jemandem drüber sprechen. Der erste Tote ist der schlimmste.«

Samuel nickte. Wahrscheinlich hatte der Techniker schon öfter die Wohnung für die Polizei geöffnet. Deshalb wirkte er so abgeklärt, als wäre selbst ein Mord nichts Ungewöhnliches für ihn.

»Hab die Polizei erreicht«, sagte der Mann und zog seine

Hand wieder zurück. »Aber bei dem, was gerade in der Stadt los ist, kann das Stunden dauern. Zuerst kommt ohnehin die Spurensicherung. Ist immer so, aber ...« Ein Piepen unterbrach ihn. Der Techniker griff in seine Brusttasche und zog ein kleines Gerät heraus. Das Gehäuse war völlig vergilbt. »Ich seh schon, diese Nacht wird die Hölle.« Seine kleinen Augen starrten erwartungsvoll auf das altmodische Schwarz-Weiß-Display, das nach und nach einen schlechtleserlichen Text ausspuckte. »Na super. Mitten rein. Die Überstunden zahlt wieder keiner.« Er steckte den Apparat ein. »Kannst du deine Adresse bei den Nachbarn hinterlassen, für die Polizei? Die brauchen uns bestimmt noch als Zeugen. Ein Mord ist ja doch was Besonderes.« Er streckte Samuel eine Visitenkarte entgegen. »Dort kann man mich erreichen, wenn es noch Fragen gibt. Ich muss jetzt, sorry. Kommst du alleine klar?«

Alleine? Nein, verdammt noch mal! Er war müde, hatte gerade den ersten toten Menschen in seinem Leben gesehen und wusste nicht, wo er übernachten sollte. Es war wohl die ihm anerzogene Höflichkeit, die ihn dennoch zu einem Nicken veranlasste.

»Ist gut«, murmelte Samuel. Kaum hatte das letzte Wort seine Lippen verlassen, stürzte der Mann zurück auf die Straße. Samuel starrte benommen auf die Visitenkarte in

seiner Hand. *Vasili Papadeous – Brighton Ltd. Facility Management*. Er steckte die Karte ein und wählte die Nummer seiner Mutter. Das Freizeichen war ein lang gezogenes Scheppern, das in ein verstümmeltes Besetztzeichen mündete. Samuel blickte sich um. Die rauchende Frau war wieder nach drinnen verschwunden und natürlich war die Haustür zugefallen. Er würde gleich morgen früh zur Polizei gehen und eine Aussage machen. Jetzt wollte er erst mal in ein Hotel, um sich zu waschen und zu schlafen. Zum Teufel mit dem richtigen Leben.

Kayan drückte die SIM-Karte aus der Plastikhalterung und schob sie in sein Handy. Mit angewinkelten Beinen saß er auf dem Kingsize-Bett des Hilton Hotels und versuchte sich zu entspannen. Der Flatscreen an der Wand hieß ihn willkommen, mit flimmernden Lettern und zwei Tippfehlern. Noch drei Leute standen auf seiner Liste. Ohne Pistole musste er auch sie auf unwürdige Weise töten. Er war außer Übung. Wie lange war es her, dass er das letzte Mal mit einem Messer getötet hatte? Vierzig Jahre? Damals war er besessen gewesen von einem tiefen Hass auf die Willkür des Staatsapparats und seiner Erfüllungsgehilfen. Und er war jung und ungestüm. Mit dem Messer zu töten, gehörte nicht in diese Zeit, nicht in dieses neue Leben. Natürlich könnte er

versuchen, an eine andere Waffe zu kommen, aber dabei würde er unweigerlich Spuren hinterlassen. Zeitdruck war der größte Gegner für das perfekte Verbrechen. Unter Zeitdruck beging man Fehler und die konnte er sich nicht erlauben. Wenn er etwas nicht wollte, dann einen Neubeginn mit der ständigen Angst im Nacken, erwischt zu werden.

Er schrieb eine Nachricht an seinen Auftraggeber. Sie rauschte zweimal um den Erdball, wurde verschlüsselt und wieder zusammengebaut, bis kein Fremder sie lesen, geschweige denn nachverfolgen konnte. Dann zog er die SIM-Karte wieder aus dem Slot, öffnete die Schale, die er auf das Nachttischchen neben das Bett gestellt hatte, und schaute zu, wie die Säure das Plastik auffraß und die Leiterbahnen so verätzte, dass nichts mehr darauf zu erkennen war. Anschließend schüttete er die Brühe in die Kloschüssel, pinkelte drauf und spülte alles hinunter. Zur Entspannung wollte er sich einen Besuch im Wellnessbereich des Hotels gönnen, doch an der gläsernen Eingangstür hing ein Schild: **Sauna außer Betrieb**. Also stellte er sich unter die Dusche und rasierte sich. Kaum abgetrocknet, klingelte sein Privathandy. Er blickte auf das Display, das Bild seiner Tochter wurde angezeigt. Sie hatte dieselbe Mundpartie wie seine Frau. Von ihm hatte sie die dunklen Augen und den offenen Blick bekommen. Er ging dran. »Hallo, meine

Kleine«, säuselte er und legte sich aufs Bett. Die hohe Stimme wirkte wie ein Beruhigungsmittel. Er fühlte sich geborgen. Er war glücklich darüber, seinen Kindern all das bieten zu können, was in seiner Kindheit gefehlt hatte. Ein liebevolles Zuhause, ein Vater, der vor dem Schlafengehen Geschichten vorlas. Eltern, denen man sich anvertrauen konnte. Nicht das Knattern von Maschinenpistolen. Keine Nächte in einem stickigen Kellerloch. Kein Hunger, keine Projektile, die sich in unschuldige Herzen bohrten und Leben auslöschten.

»Wann kommst du wieder nach Hause?«, fragte Amélie.

»Noch viermal schlafen.« Er dachte daran, was er in dieser Zeit noch alles erledigen musste. Mit Sicherheit waren es keine Unschuldigen, auf die man ihn angesetzt hatte. Der große Reichtum dieser Leute war ein Indiz dafür, dass er es nicht mit unbescholtenen Bürgern zu tun hatte. Wenn er eine Lektion in seinem Leben gelernt hatte, dann die, dass es nur in äußerst seltenen Fällen möglich war, Reichtum anzuhäufen, ohne dafür selbst zu töten. Auf welche Weise auch immer. Der Kriegsschauplatz dieser Menschen war ein aufgeräumter Schreibtisch in einem gläsernen Bürokomplex. Das, was er über die Leute auf seiner Liste herausgefunden hatte, genügte, um sein Mitleid in den nötigen Grenzen zu halten, die sein Beruf erforderte.

Er drückte auf die Fernbedienung und schaltete zu CNN um. Ein Reporter stand gut ausgeleuchtet vor der Londoner Börse und berichtete darüber, dass der Handel ausgesetzt wurde, weil es nach Stromausfällen zu Programmfehlern gekommen sei und einige Aktien dadurch um mehr als zwanzig Prozent in den Keller gerauscht waren. Vor allem Lebensmittelkonzerne seien von dem Kurssturz betroffen gewesen. Kayan war erleichtert, als er auf der Liste der geschädigten Unternehmen keinen Namen fand, dem er sein Geld anvertraut hatte. Seine Strategie war ohnehin nicht auf kurzfristige Gewinne angelegt. Bisher war er gut damit gefahren, sein Vermögen in Traditionsmarken zu investieren und sich nicht auf kurzfristige Hypes einzulassen. Er stand auf und stellte das Fenster auf Kipp. Sirenen waren zu hören und weiter entfernt auch Lautsprecherdurchsagen, die von vereinzeltem Grölen unterbrochen wurden. Vielleicht fand irgendwo ein Fußballspiel statt. So hell erleuchtet wie die Stadt Richtung Osten aussah, gab es dort bestimmt ein Stadion.

Samuel deponierte seinen Koffer hinter einem der Müllcontainer, bevor er sich in die Innenstadt aufmachte. Der Rucksack und Badawis Transportbox waren schon schwer genug und er wusste ja nicht, wie weit es bis zum

nächsten Hotel war. Google Maps spielte verrückt. Ständig verschob sich die Kartenansicht. Vielleicht lag es an den Hochhäusern. Nach dem Besuch morgen bei der Polizei würde er den Koffer abholen. Wahrscheinlich müsste er die Beamten ohnehin zum Tatort begleiten, ihnen den Hergang erklären und was er sonst noch gesehen hatte. Er ging bis zum Ende der Straße und bog dann nach rechts ab. Es waren kaum Autos unterwegs. Neben einem Haus standen mehrere vergitterte Mannschaftswagen der Polizei. Das Heulen von Sirenen kam näher. Lautsprecherdurchsagen wurden von lautem Gegröle und Böllerschüssen übertönt. Vielleicht wäre es eine bessere Idee gewesen, stadtauswärts zu laufen, aber die Wahrscheinlichkeit, dort auf ein Hotel zu stoßen, schätzte er ziemlich gering ein. Er kam an eine Kreuzung. Die Ampeln blinkten. Demonstranten mit hochgeklappten Guy-Fawkes-Masken traten aus einem Hauseingang und huschten über die Straße. In Hongkong hatte man die Vendetta-Masken nach einem Attentat verboten und bei einer Säuberungsaktion sämtliche Marktstände geschlossen, die sich nicht daran hielten.

Samuel blieb stehen. Einer der Demonstranten fing seinen Blick auf und kam zu ihm herüber. »Was ist mit dir?«, sagte der Junge aggressiv. Über den Schriftzug von Abercrombie & Fitch auf dem hellen T-Shirt zog sich eine Blutspur. Ein

Kreuz. Aus der Nähe erkannte man, dass es aufgesprüht war. So sahen also Antikapitalisten aus, dachte Samuel. Der Junge blickte auf die Transportbox, dann wieder zu Samuel. »Willst noch schnell zu Mami abhauen, bevor die Bude brennt, was?« Er machte einen Schritt auf Samuel zu. Samuel wich zurück. Wenn es etwas gab, wozu er jetzt keine Lust hatte, dann, sich zu prügeln.

»Willst du mir eine reinschlagen?«, fragte er gelangweilt, stellte die Box ab und breitete seine Arme aus, als erwarte er den ersten Schlag. »Los! Ich bin der Klassenfeind. Hau drauf, wenn es dir dann besser geht.«

»Der Typ ist auf Drogen«, sagte ein anderer. »Komm, wir müssen. Die andern warten nicht ewig.«

»Spinner!«, zischte der Junge, klappte seine Maske herunter, rempelte Samuel im Vorbeigehen an und folgte seinen Kumpels die Straße hinunter.

»Depp«, murmelte Samuel vor sich hin und ging weiter. Er kam an Geschäften vorbei, die man mit Brettern verbarrikadiert hatte. Der Boden war übersät mit Glassplittern, abgerissenen Transparenten und Flugblättern. Die Schaufenster der Juweliere waren leer geräumt. In der Luft hing ein Hauch von Benzin. Als Samuel die nächste Kreuzung erreichte, blieb er erleichtert stehen. Zwei Straßen weiter konnte er die Leuchtschrift eines Hotels erkennen.

Das Hilton. Zwar hatte er sich vorgenommen, vorwiegend in Hostels und bei Privatleuten zu wohnen, die Zimmer übers Internet vermieteten, aber nach dem, was in den letzten Stunden vorgefallen war, kam ihm dieses Vorhaben lächerlich vor. Er war Zeuge eines Mordes gewesen. Zwar hatte er die Tat selbst nicht gesehen, aber die Minuten danach waren schrecklich genug gewesen. Vielleicht war der Typ, der über die Transportbox gestolpert war, der Mörder. Das würde auch erklären, weshalb er so langsam davongefahren war. Samuel hielt den Atem an und spürte, wie ihn ein Adrenalinstoß durchfuhr. Natürlich! Wahrscheinlich hatte der Mann überlegt, ob er auch Samuel aus dem Weg schaffen sollte. Den Zeugen, der ihn vielleicht überführen könnte. Aber nur theoretisch. Samuel hatte das Gesicht des Mannes zu kurz gesehen, um genaue Angaben zu machen. Die Hautfarbe war ihm dunkel vorgekommen und die Nase relativ klein. Bei den schlechten Lichtverhältnissen konnte er sich aber auch getäuscht haben. Mit einem Schaudern und etwas zu großen Schritten lief er auf das Hotel zu.

Zehn Minuten dauerte es, bis ihn die drei Männer vom Wachdienst in die Lobby des Hotels vorließen. Wie ein Mantra wiederholte Samuel, dass er nicht zu den Demonstranten gehörte. Auch wenn er in den durchnässten

Klamotten vielleicht so aussah. Schließlich leerte er den Inhalt seines Rucksacks vor den beiden Männern aus, um ihnen zu zeigen, dass er ein harmloser Tourist war. Das originalverpackte Deo von Hugo Boss kassierten sie mit fadenscheinigen Argumenten ein. Als Samuel sich weigerte das Geschenk seines Vaters zu öffnen, drohte die Situation zu eskalieren, doch Samuel hatte noch zwei Fünzig-Dollar-Scheine eingesteckt, die ihm schließlich den Zutritt verschafften.

In der Lobby war nicht viel los. Ein Polizist in Kampfmontur hing mit schmerzverzerrtem Gesicht in einem der Clubsessel, drückte sich einen Eisbeutel auf die Stirn und bellte wütend in sein Funkgerät.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte der Mann an der Rezeption. Aus irgendeinem Grund hatte Samuel plötzlich das Gefühl, hysterisch lachen zu müssen. Nur schwer konnte er die Antwort, die ihm durch den Kopf schwirrte, zurückhalten. *Löschen Sie die letzten Stunden*, wollte er in lässiger James-Bond-Manier sagen, entschied sich aber dagegen und meinte freundlich: »Haben Sie noch ein Zimmer frei?«

Der Mann nickte. Sein Misstrauen war nicht zu übersehen. Samuel zog sein Portemonnaie heraus und klappte es auf. Zwei Kreditkarten. Die eine platinfarben, die

andere schwarz. Die schwarze Kreditkarte hatte ihm sein Vater neben das Geschenk gelegt. Das war seine Art, sich für die Streitereien der letzten Wochen zu entschuldigen. Der dunkelhaarige Mann wirkte irritiert. Wahrscheinlich hatte er nicht häufig minderjährige Gäste mit unbegrenztem Kreditrahmen.

»Für ... für Sie allein?«, hakte er nach.

»Ja«, sagte Samuel. »Für mich allein. Das Zimmer kann auch klein sein.« *Kann auch klein sein.* Wieso hatte er das schon wieder gesagt? Er wollte kein kleines Zimmer. Er wollte ein großes Bett, eine warme Dusche, schlafen und vergessen.

Der Mann beugte sich nach vorne, um über den Schalter zu sehen. »Ist das ein Tier?«, fragte er und rümpfte die Nase.

Was sollte es sonst sein? »Ein Tiger«, versuchte Samuel die Lage zu entschärfen.

»Tut mir leid. Haustiere sind bei uns nicht gestattet.«

»Wieso nicht?«

»Anweisung des Managements. Allergien. Vor allem bei Katzen. Hunde sind eingeschränkt erlaubt.«

»Hunde?«

»Ja, Hunde.«

Samuel stieß einen tiefen Seufzer aus. »Kann man da keine Ausnahme machen? Sie können mir doch ein Zimmer geben,

das Sie sonst nicht loskriegen.«

»So etwas haben wir nicht«, sagte der Mann sichtlich pikiert. »Ich könnte Ihnen höchstens anbieten, das Tier über Nacht in die Abstellkammer zu schließen.«

»Nein, das ... das geht nicht. Badawi ist fremd hier!« Samuel wurde laut. Er schaute sich in der Lobby um. Der Polizist stand auf und verschwand humpelnd nach draußen. Zur Not musste Samuel eben auf einem der Sessel schlafen. Hauptsache, er konnte endlich die Augen schließen. Vor lauter Müdigkeit war ihm jetzt auch noch kalt.

»Sie werden verstehen«, sagte der Mann, als er seinen Blick aufschnappte, und zog seine Krawatte zurecht. »Die Geschäftsleitung ist mit so etwas nicht einverstanden. Selbst unter den gegebenen Umständen. Da kann ich nichts machen.« Er zuckte die Schultern und wandte seinen Blick dem Bildschirm zu, der in den Tresen eingelassen war. Sein Mund verzog sich zu einem waagrechten Strich. Mit mahlenden Kiefern griff er zum Telefonhörer. »Das Buchungsprogramm hat sich schon wieder aufgehängt! Bitte kümmern Sie sich umgehend darum. Wir erwarten später noch Gäste. Das ist doch kein Hexenwerk.« Er legte auf und wandte sich wieder Samuel zu. »Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein? Unser Restaurant hat bis Mitternacht geöffnet. Wenn Sie dort dinieren möchten,

gerne. Mehr kann ich Ihnen leider nicht anbieten.«

Ein hoher Glockenton kündigte den Fahrstuhl an. Ein schwarzhaariger Mann im sportlichem Sakko trat heraus und grüßte mit freundlichem Nicken. Samuel grüßte automatisch zurück. Er sah dem Mann nach, der mit federnden Schritten die Lobby durchquerte und im Restaurant verschwand. Hunger hatte er zwar auch, aber er würde mit Sicherheit am Tisch einschlafen.

»Nein, danke!«, sagte Samuel, ohne seine Wut zu verbergen. Dann schnappte er sich seine Sachen und ging zurück auf die Straße.

Acht

Frankfurt | 18 Grad | Bewölkt

(22.19 Uhr) – Einsatzkräfte werden zusammengezogen

–

Demonstranten sammeln sich vor dem Gebäude der Europäischen Zentralbank. Vereinzelt fliegen Flaschen. Polizei bringt Wasserwerfer in Position. Es kommt zu Festnahmen maskierter Demonstranten.

(22.23 Uhr) – Situation eskaliert –

Brandsätze werden geworfen. Schlagstöcke kommen zum Einsatz. Polizei setzt Tränengas und Wasserwerfer ein, um die aggressive Menge vom Gebäude der EZB zurückzudrängen.

(22.28 Uhr) – Schüsse lösen sich aus der Menge –

Augenzeugen berichten von einem Polizisten, der von einem Geschoss (vermutlich einer Stahlkrampe) am Hals getroffen wurde und stark blutend am Boden liegt. Wasserwerfer versuchen die Menge zu teilen, um den Verletzten zu erreichen. Schlagstöcke und Gummigeschosse kommen zum Einsatz. Ein gepanzertes Einsatzfahrzeug wird umgestürzt und geht in Flammen auf.

Wieder zugenagelte Schaufenster, Scherben, abgerissene Banner, Holzlatten und Flugblätter. Hier musste einer der Demonstrationzüge durchgekommen sein. *NUR FÜR ...* stand verstümmelt auf einem zerfetzten Flyer. In Gedanken ergänzte Samuel die freie Stelle. Es war wie ein Spiel. Idioten, Mörder, Träumer – ja, vielleicht hieß das fehlende Wort Träumer. Und zum Träumen musste man nun mal schlafen. Kein Schlaf ohne Träume, sinnierte er, wie ein Marihuana-Jünger auf dem Höhepunkt seines Rauschs.

Das verlassene Schlachtfeld glich den Bildern aus den Nachrichten, die sein Vater neulich nachts in seinem Arbeitszimmer angeschaut hatte. Samuel hatte in das Zimmer hineingespäht und gesehen, wie Vincent kopfschüttelnd und Cognac trinkend in seinem Sessel hockte. »Da habt ihr's nun, ihr Idioten!«, hatte er gegrummelt und dabei ausgesehen, als würde er jeden Moment vom Sessel aufspringen und mit der Faust in den Bildschirm schlagen. Dieser Satz war Samuel in Erinnerung geblieben. Idioten. Ein Wort, das sein Vater eigentlich nur benutzte, wenn es in der Nachbarschaft wieder darum ging, wie man sich gegen Immobilienspekulanten wehren konnte, die ein Luxushotel über der Bay planten. Sonst behielt er das meiste, was ihn beschäftigte, für sich.

Sein Vater stand damals auf, schlurfte hinaus auf die

Terrasse und stellte sich in den harten Monsunregen, als wollte er sich in irgendeiner Weise bestrafen. So etwas Merkwürdiges hatte er noch nie getan. Samuel blieb stehen und starrte auf den Fernseher, wo ein neuer Beitrag startete.

»Vor allem junge Menschen sind in den letzten Monaten auf die Straßen gegangen, um gegen den Sparkurs und die Vetternwirtschaft in ihren Ländern zu protestieren. Immer mehr Jugendliche sind von fehlenden Ausbildungsplätzen und Arbeitslosigkeit betroffen«, sagte eine junge hübsche Frau, die so perfekt ausgeleuchtet war, dass der Hintergrund, das bunte Knäuel aus skandierenden Menschen, Wasserwerfern und Polizisten, wie eine Plakatwand erschien, auf der für einen neuen Endzeitfilm geworben wurde. »Nicht nur in Europa regt sich Widerstand«, fuhr die Frau mit angestrenzter Ernsthaftigkeit fort. »Auch in den USA kam es nach der Schließung einiger Universitäten zu Protesten.«

Schnitt auf den Times Square in New York. Die Frau machte eine Pause und redete dann weiter. Immer wieder Pausen. Nach einzelnen Worten, am Ende jedes Satzes. Betroffenheit und Entsetzen schimmerten durch, weniger Anteilnahme. »Tausende Studenten haben sich am Times Square ausgezogen und aneinandergekettet. Wie Sklaven ziehen sie unter rhythmischem Gesang durch die Stadt und

befestigen sich an Gullydeckeln und Hydranten, um ihrem Unmut Luft zu machen, und bringen damit den Verkehr zum Erliegen. Der Bürgermeister beruft ein Schnellgericht ein.«

Jetzt war Samuel in Frankfurt und wunderte sich darüber, selbst Teil einer solchen Kulisse zu sein. Nur dass es hier im Augenblick weder Reporter noch Demonstranten gab. Einzig das abklingende Geräusch von Böllerschüssen und Lautsprecherdurchsagen erinnerte daran, dass zwischen den Hochhausschluchten noch gekämpft wurde.

Er kam an einem Hoteleingang vorbei, den man mit Bauzäunen und Stacheldraht verbarrikadiert hatte. Vor dem Durchgang standen Sicherheitsleute, die ihn feindselig musterten, also ging er weiter. Seine Bargeldreserven waren ohnehin aufgebraucht und das Katzenverbot mit Sicherheit kein Einzelfall. Er ging weiter, einfach immer geradeaus, die Augen halb geöffnet. Irgendwo musste es doch einen Park geben. In jeder Stadt gab es einen Park. In Hongkong, in New York, in Singapur. Den nächsten Menschen, dem er begegnete, würde er nach dem Weg fragen. Auf einer Parkbank unter Bäumen zu schlafen erschien ihm wie das Paradies. Sollten sie ihn doch ausrauben. Hauptsache, er konnte schlafen. Schlafen und vergessen. Den Toten. Das Blut unter seinen Fingern. Das Röcheln. So schleppte er sich eine Weile mit gesenktem Blick durch die Stadt. Er dachte an

Delfine, die mit einer Gehirnhälfte schlafen konnten, während die andere wach blieb. Vielleicht konnte er das auch. Seine Beine jedenfalls bewegten sich anscheinend ohne sein Zutun. Als er an eine Kreuzung kam, wurde er von lautem Geschrei und dem Geräusch berstender Scheiben empfangen. Das Heulen unzähliger Martinshörner wurde zwischen den gläsernen Hochhausfassaden hin- und hergeworfen und riss ihn aus dem Halbschlaf. Seltsamerweise musste Samuel dabei an einen Tsunami denken. An eine Welle, die sich unbarmherzig ins Landesinnere wälzte und dabei alles zerstörte, was sich ihr in den Weg stellte. In der Discovery Bay hatte man sie einmal nach einem Seebeben evakuiert. An einem regnerischen Tag. Einige Leute waren mit ihren Golfwagen im Schlick stecken geblieben. Aber dann hatte es Entwarnung gegeben und jemand hatte spontan ein Fest arrangiert.

Aus den Seitenstraßen brachen fliehende, schreiende Menschen heraus. Polizisten mit Helmen, Schlagstöcken und Schutzschilden jagten verummte Gegner. Es sah aus wie Räuber und Gendarm. Seltsam unecht, ein Spiel von Erwachsenen, denen man das Spielen zu lange verboten hatte. Bevor Samuel die Gefahr bewusst wurde, trampelte eine unvorstellbare Menschenmenge auf ihn zu, angetrieben von gepanzerten Einsatzwagen mit brüllenden Motoren.

Wasserwerfer räumten die Flüchtigen aus dem Weg wie Playmobilfiguren. Polizeiautos nutzten die Schneisen zur Durchfahrt. Samuel vernahm ein seltsames Zischen. Dann stieg Rauch auf, er hörte hustende, röchelnde Menschen. Noch bevor er sich in Sicherheit bringen konnte, hatte ihn die Tränengaswolke erreicht. Schnell öffnete er die Transportbox, zog Badawi heraus und suchte Schutz hinter einem breiten Betonpfeiler. Eine Explosion folgte. Durch tränenverschleierte Augen sah Samuel ein Auto in Flammen aufgehen. In seinen Lungen brannte es. Er spürte Badawis Atem an seinem Hals, eine Kralle bohrte sich schmerzhaft in seinen Arm. Er klemmte den Rucksack so gut es ging unter den Arm. Die Schreie wurden lauter, greller, ängstlicher. Metall krachte auf Stein. Ein Polizist spähte um die Ecke und blickte ihm direkt ins Gesicht. Sein Helm war mit gelber Farbe verschmiert. Samuel sah den Hass in den Augen des Mannes aufblitzen. Aber auch Angst. Freund oder Feind? Selbstschutz oder Angriff? Abwarten oder zuschlagen? Der Mann schielte an ihm vorbei und nickte wie in Zeitlupe. Ein Signal. Für wen? Zu spät. Samuel spürte einen heftigen Schlag auf seinem Hinterkopf. Ein Blitz, ein letztes Aufflackern – und er krachte bewusstlos auf den Boden. Stimmen, Schreie, alles verschmolz zu einem undurchdringlichen Geräusch, das langsam ausblendete, bis

nur noch statisches Rauschen übrig war.

(22.59 Uhr) – Stromausfälle legen Sicherheitssysteme lahm –

Europaweit kommt es zu Stromausfällen in den Metropolen. Nach Festnahmen in Frankfurt geht die Polizei von einem international agierenden Hackerring aus. Mehrere Online-Computerspiele sollen im Zusammenhang mit Hackerangriffen und gestohlenen Daten stehen.

(02.19 Uhr) – Datenpanne in Großbank –

Nach einer Datenpanne in einem Rechenzentrum spucken Geldautomaten in Frankfurt, London und Rom Geldscheine aus. Der vorläufige Schaden beläuft sich auf über zehn Millionen Euro.

(07.19 Uhr) – Polizei meldet Hunderte Verhaftungen

–

Nach der Verhaftung mehrerer Hundert Jugendlicher in ganz Europa, drohen Hacker mit weiteren Angriffen und rufen zum Boykott der Banken auf. Pläne der Regierungen, Spareinlagen erneut zu besteuern, führen zu teils chaotischen Szenen vor Bankautomaten. Ein achtzigjähriger Mann erlitt einen Herzinfarkt.

Mit neun Jahren musste Samuel das erste Mal mit seinen Eltern umziehen. In die Schweiz, nach Zürich. Diese Stadt hatte sich für ihn nie fremd angefühlt. Es war Sommer gewesen und er fand schnell neue Freunde. Auch Badawi mochte das Haus mit dem großen Garten. Zwar gab es in der Nachbarschaft zwei Jagdhunde namens Zeus und Apollo, die ihm anfangs das Leben schwer machten, aber damals war er noch flink, so flink, dass er sogar ab und zu eine Maus erwischte. Einmal auch eine kranke Maus mit eitrigem Ausschlag. Samuel tötete sie mit einem Stein, um sie von ihrem Leiden zu erlösen. Davon träumte er die nächsten Jahre. Badawi hatte zugehört.

Zu der Zeit hatte sich Emilia bei ihnen als Haushälterin vorgestellt. Samuel mochte sie von Anfang an. Seine Eltern waren sich nicht sicher gewesen, weil sie das Alter von Emilia falsch eingeschätzt hatten. Die tiefen Furchen in ihrem Gesicht ließen sie um zehn Jahr älter aussehen. Samuels Mutter hatte ihm später einmal erklärt, dass sie viel durchgemacht hatte und deshalb oft diesen traurigen Blick trug, wenn sie sich unbeobachtet fühlte. Was genau vorgefallen war, hatte sie ihm nie erzählt. Vielleicht weil sie es selbst nicht wusste. Emilia redete nie über ihre Vergangenheit. Sie sagte immer, dass man sein Leben nur in der Gegenwart verbringen sollte. Stunde für Stunde, Tag für

Tag. Zu ihrem Geburtstag durfte man ihr nicht gratulieren, weshalb Samuels Eltern ihr immer irgendwann im Sommer etwas Besonderes schenkten. Emilia hatte diese spezielle Art, Samuel aufzuwecken. Sie schlich in sein Zimmer, öffnete das Fenster, ließ langsam die Jalousien nach oben und wedelte mit einem Tuch die frische Morgenluft herein. Manchmal sumnte sie dazu eine Melodie, die sie selbst erfunden hatte. »Musik und Töne sind in jedem von uns. Doch manche Menschen wollen sie nicht mehr hören.«

Als Samuel jetzt die Lider hob, hörte er Musik. Eine Melodie, schön und traurig zugleich. Er spürte Hände, die ihn an der Taille fassten, und er hörte eine Stimme. »Alles gut«, sagte sie dumpf. »Sie haben versucht, mich zu tracken.« Eine Frauenstimme. Samuels Augen fielen wieder zu. Er war zu schwach. »Gut«, sagte die Stimme und entfernte sich. Samuel verlor erneut das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kam, war es hell. Ein sanftes Licht. War er tot? Gab es doch so etwas wie ein Paradies? Er blickte auf die beigefarbene Fläche vor seinen Augen, versuchte seinen Arm auszustrecken, der unter seinem Oberkörper begraben war und sich taub anfühlte wie ein lebloses Stück Fleisch. Er streckte seine Beine und stieß irgendwo gegen.

»Nicht randalieren«, sagte eine freundliche Stimme. Samuel stieg der Geruch von neuem Leder in die Nase. Seine Augen brauchten einen Moment, um sich an das Licht zu gewöhnen. Es war so hell, so verdammt hell. In seiner Vorstellung war es noch mitten in der Nacht gewesen. Was war in den letzten Stunden passiert?

Samuel blickte sich vorsichtig um. Er befand sich auf der Rückbank eines Autos. In seinem Arm kribbelte es. Er versuchte die Finger zu bewegen. Am Steuer saß eine Frau mit roten Haaren. Sie hatte den Kragen ihrer Bluse aufgestellt und hielt das Lenkrad lässig mit einer Hand. Feiner Nieselregen schlug gegen die Windschutzscheibe.

»Was ... was ist passiert?«, fragte Samuel. Seine Lippen brannten. Er berührte sie mit den Fingern. Sie waren taub und geschwollen. Dunkel erinnerte er sich an den Polizisten, an diesen aggressiven Blick unter dem hochgeklappten Visier und den Moment, in dem er das Bewusstsein verlor. Mit der Hand ertastete er eine Beule am Hinterkopf und verkrustetes Blut. »Haben Sie ...«

»Kannst mich duzen«, sagte die Frau und drehte sich nach hinten. Samuel zuckte zusammen. Er kannte das Gesicht. Es war das Hippiemädchen, das sie zur Werkstatt mitgenommen hatten. Fabienne. Sie musste ihn in der Menge entdeckt haben. Was für ein Glück! Er versuchte den Kopf

zu bewegen. Es tat weh.

»Was hast du auf der Demo gemacht?«, fragte das Mädchen. »Ich dachte, du wolltest zu einer Freundin.«

»Wollte ich auch«, sagte Samuel und hielt inne. Ein stechender Schmerz pochte unter seiner Schädeldecke. Vorsichtig setzte er sich auf, wartete, bis die Welt nicht mehr Karussell fuhr, und lehnte sich zwischen den Sitzen hindurch nach vorne. Er musste zweimal hinschauen, um sicherzugehen, dass er sich nicht täuschte. Fabienne trug ein edles Kostüm, Perlenkette und einen knielangen Rock. Die Flip-Flops hatte sie gegen schwarze Pumps eingetauscht. Sogar die Haare hatte sie ordentlich, beinahe bieder nach oben gesteckt. In dieser Aufmachung wirkte sie um etliche Jahre älter.

»Diese Scheißbullen hauen einfach drauf«, sagte sie. »Die kapieren einfach nicht, dass die Leute auch für sie auf die Straße gehen.« Sie schaute in den Rückspiegel und beschleunigte.

»Wieso ... wieso hast du dich umgezogen?«, stammelte Samuel. Er wusste nicht, was schlimmer war, die Kopfschmerzen oder der Druck auf der Brust. Jeder Atemzug tat weh.

»Wollte nicht von der Staatsmacht angehalten werden. Die räumen gerade alle aus dem Verkehr, die sich wehren. Spießig

ist die beste Tarnung.« Sie bog scharf nach links ab. Wieder der Blick in den Rückspiegel. Durch ihn hindurch. Wurden sie verfolgt? War der Wagen gestohlen?

»Wohin fahren wir?«

»Berlin. In drei Stunden sind wir da.«

»Aber ...«

»Von dort aus kommst du überallhin.«

Samuel nickte zögernd. Was zum Teufel sollte er in Berlin? Seinen Koffer konnte er jetzt wohl vergessen. Verdammter Mist! Warum hatte sie ihn nicht einfach ins Krankenhaus gebracht? »Die Polizei ... ich ...« Ein brennender Schmerz ließ ihn aufstöhnen. »Ich glaub, ich hab 'ne Gehirnerschütterung.«

»Musst du kotzen?«

»Nein.«

»Dann ist alles okay. In den Krankenhäusern ist ohnehin die Hölle los. Die behandeln nur wirkliche Notfälle.«

Samuel schwieg. Er wollte nicht wie ein Weichei dastehen. Auch wenn ihm jetzt schwindelig wurde und er tatsächlich das Gefühl hatte, sich übergeben zu müssen. Kurz schloss er die Augen und es ging ihm wieder besser. Den Koffer würde er schon zurückbekommen und einen Drachen für seine Stiefschwester würde er auch in London auftreiben. Sie würde den Unterschied nicht bemerken.

»Gibt immer Leute, die im Frust durchdrehen und damit alle reinziehen. Auf beiden Seiten. Passende Klamotten und der richtige Wagen und man kann sich unnötigen Ärger ersparen. Aber eines kannst du mir glauben, ich hasse Röcke.« Sie lachte auf.

»Ist das Auto geklaut?«, fragte Samuel misstrauisch. Die Innenausstattung war aus teurem Leder. Auch wenn er die Marke nicht erkannte, weil er sich nichts aus Autos machte, wirkte der Wagen ziemlich exklusiv.

»Nein, Carsharing, ganz legal. Kannst dich entspannen. Ich bin keine Diebin.«

Samuels Blick fiel auf die angebrochene Packung Garnelen im Fußraum und es durchzuckte ihn siedend heiß. »Wo ist ...«

»Keine Panik. Der Kater steht hinter dir. Im Kofferraum. Es geht ihm gut.«

Samuel beugte sich über die Rückbank. Tatsächlich, da stand die Transportbox. Er atmete aus.

»Hab ihn gefüttert und Wasser gegeben. Hättest ihn beinahe zerquetscht, als dich der Bulle vermöbelt hat.«

»Danke.« Samuel holte Badawi aus der Box, nahm ihn auf den Schoß und strich ihm übers Fell. Er wirkte apathisch.

»Warum verweist du mit einer Katze?« Fabienne blickte erneut in den Rückspiegel und lächelte. Sie hatte sich auch

geschminkt. Der Lippenstift war etwas zu dunkel, fand Samuel.

»Weil ... weil ich keine Freunde habe«, sagte er ironisch.
»Nein ... im Ernst, Badawi ist ziemlich alt. Ich wollte ihn nicht zurücklassen.«

»Zurücklassen?«

»Ja.«

»Bist du geflüchtet?«

»So ähnlich.«

»Was hattest du auf der Demo verloren? Siehst weder aus wie ein Kapitalismusgegner noch wie ein Erzieher oder so.« Fabiennes Handy vibrierte. Sie blickte auf das Display und ging ran. Für den Bruchteil einer Sekunde verschwand ihr entspannter Gesichtsausdruck. Sie hielt sich den Hörer dicht ans Ohr. Nur ein Nuscheln war zu hören. »Ich weiß«, sagte sie genervt. »Aber wieso? Das versteh ich nicht.« Sie schaltete das Radio an und redete weiter.

Circle Division. Samuel grinste, da lief tatsächlich Circle Division, was für ein bescheuerter Zufall! Hatten es die Zombie-Marionetten also auch nach Europa geschafft. Wahrscheinlich wegen des abgefahrenen Musikvideos. Das Mädchen hörte dem Anrufer zu. Ab und zu ein Ja oder ein Nein, mehr nicht. Dann ein paar Sätze, die Samuel in Zusammenhang mit der Demo brachte. »Sie haben sie

verhaftet? ... Aber ich ... ich dachte ... nein, ist gut. Dann bis nachher.«

»Probleme?«, fragte Samuel.

»Das Übliche.« Fabienne griff neben sich und reichte ihm eine Papiertüte. »Ist ein Sandwich drin. Vegetarisch. Zu trinken steht neben dir.«

»Ich esse Fleisch«, sagte Samuel.

Fabienne seufzte. »Ich aber nicht.«

Samuel öffnete die Tüte und blickte auf dunkle belegte Brotscheiben. Er biss hinein und war glücklich darüber, den körnigen Geschmack auf der Zunge zu spüren. Kein Weißbrot, das sich am Gaumen festsaugte, sondern Käse, Essiggurken und Butter. Echte Butter. Der Geschmack war eine Sensation. Auch deshalb hatte er Deutschland vermisst: wegen des Essens.

Kaum hatte er die beiden Brote hinuntergeschlungen, bereute er seine Gier. Am liebsten hätte er sich die Finger abgeleckt.

»Hat's dem Herrn geschmeckt?«, wollte Fabienne wissen.

»Herrlich.«

»Freut mich. Das zweite Sandwich war nämlich für mich.«

»Sorry«, sagte Samuel mit schiefem Lächeln. »Das ...«

»Schon gut. Hab eh keinen Hunger.«

»Hast du meinen Rucksack auch mitgenommen?«

»Liegst unter der Decke. Ist ziemlich verbeult. Hoffe, da war nichts Zerbrechliches drin.«

»Glaub nicht.«

»Du glaubst nicht?«

»Nein«, korrigierte sich Samuel. »Schon in Ordnung.«

Auf der Autobahn war nicht viel los. Sie war regelrecht ausgestorben. Vielleicht hatte das auch mit den Unruhen zu tun.

»Wohnst du in Berlin?«, fragte Samuel.

»Nein, in München.«

»Und dort gibt's keine Demos?«

»Doch, aber die sind nicht so spannend.« Sie blickte wieder in den Rückspiegel. »Was ist denn jetzt aus deiner Bekannten geworden? Hat sie dich rausgeschmissen, weil du ihr den Kühlschrank leer gefressen hast, oder wollen deine Eltern, dass du schnell nach Hause kommst?«

»Nein.« Samuel wurde ernst.

»Ärger?«, bohrte Fabienne weiter.

»So ähnlich.«

»Musst nicht drüber reden.«

Er dachte an das viele Blut und die weit aufgerissenen Augen. Er musste zur Polizei gehen. Er musste sagen, was er gesehen hatte. Fabienne wechselte auf die rechte Spur und nahm die nächste Ausfahrt. Samuel hatte keine Ahnung, wo

sie waren.

»Bist eher so der misstrauische Typ, was?«, stellte sie fest.

Er blickte nach draußen und antwortete nicht. Wieder stieg dieses seltsame Gefühl in ihm auf, Teil eines Traums zu sein.

»Die Zentrale liegt etwas außerhalb.«

»Die Polizei?«

»Nein, nicht die Polizei.« Sie schnalzte mit der Zunge.

»Unsere Zentrale. Wirst du bald sehen.« Sie drehte sich nach hinten. »Siehst du den Schal neben dir?«

»Danke, mir ist nicht kalt.«

»Könntest du dir damit die Augen verbinden, wenn ich es sage?«

»Soll das jetzt ein Witz sein? Wozu?«

»Damit ich dich nicht rausschmeißen muss.«

»Ist der Wagen doch geklaut?«

Sie stöhnte. »Darum geht es nicht.«

»Wirst du gesucht?«

»Ob ich gesucht werde?«

»Ja. Hast du irgendwas Illegales gemacht?«

»Oh ja, etwas Illegales. Das wäre natürlich schrecklich. Etwas zu tun, das gegen Gesetze verstößt.« Fabienne drehte sich nach hinten und ging vom Gas. Sie starrte ihn wütend an. »Entweder du tust, was ich dir sage, oder ich schmeiß

dich jetzt hier raus. Dann kannst du sehen, wie du mit deinem Kater weiterkommst.«

»Okay«, sagte Samuel und hob beschwichtigend die Hände. Er griff nach dem breiten Schal und faltete ihn zusammen. So verbeult, wie er aussah, würde ihn eh keiner mitnehmen, wenn er am Straßenrand den Daumen rausstreckte.

»Erst wenn ich es sage!«

Samuel nickte und legte den Schal neben sich. Wahnsinn, wie schnell das Mädchen von freundlich auf autoritär umschalten konnte. Vielleicht färbten die biedereren Klamotten auf den Charakter ab.

»Wenn man etwas verändern will, braucht man einen Plan, sonst bleibt alles beim Alten. Und unser Plan ist im Augenblick noch geheim, deshalb diese Vorsichtsmaßnahme. Ist auch zu deinem eigenen Schutz.« Sie bogen auf eine Landstraße, die schnurgerade durch eine Platanenallee führte. Rechts und links davon erstreckten sich gigantische Felder mit braunen verdorrten Maispflanzen.

»Biosprit«, bemerkte Fabienne, als sie seinen verwunderten Blick auffing. »Energie aus Nahrungsmitteln. Eine beschissene Idee. Genauso wie die Spekulationen mit Getreide und Reis. Im Kampf um Gewinne ist es einigen Leuten scheißegal, was die Folgen sind. Die großen Konzerne

denken nicht an später, nur an die Kohle, die sie jetzt rauspressen können.«

»Ist der Mais kaputt?«, fragte Samuel.

Fabienne rollte mit den Augen. »Ja, er ist *kaputt*«, öffte sie ihn nach. »Ein Schädling hat alle Maispflanzen zerstört. So sieht es in ganz Europa aus. Jetzt können sich die Palmölproduzenten wieder Hoffnung machen. So ist das. Irgendjemand gewinnt immer.«

»Aber kriegen die Bauern keine Subventionen?«

»Darum geht es nicht. Es geht darum, dass alles nur noch eine große Industrie ist. Ohne Rücksicht auf Verluste.«

»Weiß nicht«, sagte Samuel.

»Was soll das heißen: weiß nicht? Heißt ›weiß nicht‹, dass es dir am Arsch vorbeigeht oder dass es dich nicht betrifft? Dass du über den Dingen stehst oder dein Daddy dir genügend Kohle gibt, um blind durch die Welt zu gehen?«

»Nein. Schon gut.«

»Du bist also nicht verwöhnt?«

»Krieg dich wieder ein«, gab Samuel genervt zurück. Er hatte keine Lust, zu diskutieren. »Hast du mein Handy gesehen?«

»Müsste auch unter der Decke liegen. Dein Edelteil hat aber, glaub ich, was abgekriegt. Tut mir wirklich leid.«

Samuel entdeckte es unter dem Rucksack. Das Display

war gesplittert und es ließ sich nicht mehr anschalten. Auch das noch.

»Willst du eigentlich ewig dahinten sitzen bleiben?«, fragte Fabienne. »Das hier ist kein Taxi!«

»Sorry, natürlich nicht.« Samuel versuchte, zwischen den Sitzen nach vorne zu klettern, aber sein linker Oberschenkel tat höllisch weh. Er schaffte es kaum, das Bein anzuwinkeln.

»Soll ich jetzt auch noch anhalten?«, schnaubte Fabienne. Von jetzt auf gleich wirkte sie unfreundlich und abweisend. Das lag wohl nicht nur daran, dass er ihr Sandwich aufgegessen hatte. Vielleicht hatte er nicht genug Mitgefühl für die toten Pflanzen gezeigt. Jedenfalls fand er es albern, dass er sich nachher die Augen verbinden sollte. Er hatte weiß Gott andere Probleme, als Demonstranten zu verpfeifen. Bei nächster Gelegenheit würde er sich nach einem anderen Transportmittel umsehen.

»Kannst du mich bitte am nächsten Bahnhof rauslassen?«, bat Samuel. »Dann ist eure Geheimhaltung nicht gefährdet und du musst dich nicht länger bemühen, nett zu sein.«

Fabienne ging kurz vom Gas. »So hab ich das nicht gemeint. Bin nur ein bisschen müde.« Sie lächelte versöhnlich. »Momentan fahren keine Züge. Morgen bringe ich dich zum Bahnhof oder wo du sonst hinwillst. In der Zentrale kann ich mich auch besser um deine Verletzungen

kümmern.«

Samuel nickte. Sie durchquerten verlassene Straßendörfer. Nur wenige Menschen waren unterwegs. Kaum Kinder. Bei dem regnerischen Wetter blieben die Leute lieber in ihren Häusern. Wahlplakate flatterten halb abgerissen im Wind. Ein Autohaus hatte man mit Stacheldraht eingezäunt. Fabienne beschleunigte. Nach dem Ortsschild fuhr sie rechts ran. Ein Traktor kam aus einem Rapsfeld gefahren. Samuel drückte die Tür auf, stieg aus und verharrte mitten in der Bewegung, als der Mann im Führerhaus ihn mit hasserfüllem Blick ins Visier nahm. Hätte er eine Knarre gehabt, dann hätte er ihn mit Sicherheit abgeknallt.

»Willst du da draußen Wurzeln schlagen?«, rief Fabienne.
»Ich würde gern heute noch ankommen.«

Samuel stieg wieder ein. Kaum hatte er auf der Beifahrerseite Platz genommen, gab Fabienne wieder Gas.

»Hast du den Typen gesehen?«, fragte er.

»Hat er dich angemacht?« Sie grinste.

»Er hat mich angeschaut, als würde er mich am liebsten umbringen.«

»Menschen suchen sich Feindbilder. Sie orientieren sich dabei am Offensichtlichen. An Kleidung und Statussymbolen.«

»Ach, du aber nicht?«

»Nein, ich interessiere mich nur für Inhalte.« Sie blickte auf den zerknüllten Schal in Samuels Händen und klappte die Sonnenblende auf seiner Seite nach unten. »Könntest du dir jetzt bitte die Augen verbinden?«

Samuel seufzte. Fabienne machte das Radio aus, als würde auch das die Geheimhaltung gefährden. Sie half Samuel dabei, das Tuch um den Kopf zu binden. Dafür ließ sie tatsächlich das Lenkrad los und steuerte mit den Oberschenkeln. Der Stoff war weich und duftete angenehm nach Waschmittel. Dennoch war es ein komisches Gefühl, nichts mehr sehen zu können. Blinde Kuh. Das hatten sie immer an seinem Geburtstag gespielt. Der Wagen schaukelte hin und wieder. Vielleicht fuhren sie auf einer unbefestigten Straße oder Fabienne beschleunigte. Das Motorengeräusch war kaum zu hören. Erneut machte das Auto einen Schlenker. Samuel prallte mit der Schulter gegen die Seitentür.

»Sorry.«

»Könntest du bitte vor der nächsten Kurve Bescheid sagen, sonst kann ich für nichts garantieren. Und nur weil ich nichts mehr sehe, heißt das nicht, dass du Rennen fahren sollst.«

»Alles gut.«

Der Wagen wurde abgebremst. Zu spät. Übelkeit breitete sich in seinem Magen aus. Samuel spähte durch den

schmalen Spalt am unteren Rand des Schals auf die Hände des Mädchens. Ihre Fingernägel waren lackiert, der Lack jedoch an einigen Stellen abgeplatzt. Erst jetzt erkannte er, dass die Farbe dunkelbraun war und nicht schwarz, wie er vorhin gedacht hatte. Immer wieder griff sie zu ihrem Handy, das sie in die Mittelkonsole gelegt hatte, als würde sie eine wichtige Nachricht erwarten. Sie bogen erneut ab. Der Schal rutschte etwas nach oben und Samuel sah, wie Fabienne immer wieder in den Rückspiegel starrte, als würde sie jemand verfolgen. Bestimmt hatte sie irgendetwas ausgefressen. Wahrscheinlich hatte sie ein paar Autos angezündet. Das würde er ihr durchaus zutrauen. Sie wirkte sehr tough. Tougher als die meisten Mädchen, die er kannte. Der Wagen bog erneut ab. Der Schal rutschte wieder ganz über die Augen, als sie irgendwo drüberfuhren. Jetzt war es stockdunkel. Fabienne hielt an. »Bin gleich wieder da«, sagte sie und öffnete die Fahrertür. Frische Luft wehte herein. Samuel hatte plötzlich das kitschige Bild einer Sommerwiese vor Augen.

»Darf ich auch aussteigen?«, fragte er lächelnd.

»Wozu?«, kam die schnippische Antwort.

»Weil ich sonst vielleicht auf den Sitz pinkel.«

»Okay. Schon gut. Ich komm rüber.« Sie öffnete die Tür, zog die Augenbinde fester und führte ihn bis zu einer Stelle,

die etwa zwanzig Meter vom Auto entfernt sein musste. Dem Geräusch nach zu urteilen, waren sie über einen Kiesweg gegangen. Jetzt fühlte sich der Untergrund hart an. Der Regen hatte aufgehört. »Bleib hier stehen. Ich hol dich gleich wieder ab. Und lass die Augenbinde dran!«

»Ja, ja.« Samuel öffnete zögerlich den Reißverschluss. Womöglich hatte sie ihn direkt neben die Autobahn gestellt und gleich würde das Gehupe losgehen.

»Worauf wartest du?«, hörte er hinter sich Fabiennes Stimme. »Außer ein paar Bienen schaut dir keiner zu.« Er hörte das Klingeln eines Handys. Sie entfernte sich mit eiligen Schritten. Nachdem er fertig war, blieb er stehen und wartete. Keine fünf Sekunden später tauchte Fabienne wieder bei ihm auf. Sie kontrollierte die Augenbinde und führte ihn schweigend zurück zum Wagen.

»Hast du außer in Frankfurt noch eine zuverlässigere Anlaufstelle?«, fragte sie, nachdem sie losgefahren waren.

»Mein Patenonkel, der wohnt in Berlin. Sobald ich an mein Telefonbuch auf dem Handy komme, kann ich ihn anrufen. Vielleicht ist ja nur der Akku leer. Ich hab die Sachen aber auch online gespeichert.«

»Pablo kann sich dein Handy nachher anschauen. Er kennt sich gut mit Technik aus. Dürfte kein Problem sein.«

Samuel lächelte vorsichtig. Er wurde aus Fabienne nicht

schlau. Ihre Laune änderte sich alle paar Minuten. »Wäre super«, sagte er. »Hast du zufällig mein Portemonnaie gesehen? Es war vorne im Rucksack. Da ist es aber nicht mehr.«

»Das ist typisch. Gibt immer Leute, die Demos dafür benutzen, um an Kohle zu kommen. Gibt sogar Banden, die sich darauf spezialisiert haben, Geschäfte zu überfallen, während draußen die Flaschen fliegen.«

»Eigentlich eine gute Idee«, sagte Samuel.

»Das ist keine gute Idee! Das ist zum Kotzen. Die Leute kämpfen nur für sich. Die begreifen nicht, welche Macht sie hätten, wenn sie alle zusammenhalten würden.«

»So hab ich das nicht gemeint«, versuchte Samuel zu beschwichtigen. Zu gerne hätte er jetzt ihr Gesicht gesehen. Wahrscheinlich schüttelte sie herablassend den Kopf.

»Die Leute denken, dass es irgendwann wieder besser wird«, sagte sie mit einem fast gehässigen Unterton in der Stimme. »Die haben keinen blassen Schimmer, was wirklich draußen abgeht. Dass sie alle nur Marionetten sind, die Verlängerung einer menschenverachtenden Maschinerie. Ein Teil, das man austauscht, sobald es kaputt ist.«

»Was geht denn ab?«, fragte Samuel so neutral wie möglich und spürte im nächsten Moment, wie der Wagen beschleunigte. »Könntest du eventuell etwas langsamer

fahren?«

Fabienne ging vom Gas. »Wir müssen etwas unternehmen, verstehst du? Es genügt nicht, abzuwarten, zu hoffen oder zu beten. Wir dürfen nicht zulassen, dass die einzelnen Nationen mithilfe von Vorurteilen gegeneinander ausgespielt werden, wie es gerade passiert.« Sie redete weiter. Ihre Stimme klang schneidend und entschlossen. Zwar machte sie nur Andeutungen, was ihre Pläne oder besser gesagt die der »Organisation« waren, der sie angehörte, aber für Samuel bestand nicht der geringste Zweifel, dass sie es ernst meinte. Dennoch war es ihm egal. Er hörte sich ihre Parolen an und hatte sie im nächsten Moment wieder vergessen. Vor seinen verbundenen Augen zogen stattdessen andere Bilder auf. Immer wieder das Blut, immer wieder das aufgedunsene Gesicht. Immer wieder das Röcheln. Wie gut hatte Kaspar Weinfeld seinen Vater gekannt? Dass der noch nie von ihm erzählt hatte, sprach dafür, dass Weinfeld nur ein Bekannter war. Vielleicht jemand, mit dem er bei einem seiner Projekte zusammengearbeitet hatte. Also würde er nicht allzu bestürzt sein.

Neun

Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos

Fabienne zog Samuel die Augenbinde ab und sie stiegen aus dem Wagen. Auf das Zuschlagen der Autotüren folgte ein langer Nachhall. Quietschend schloss sich hinter ihnen ein Tor. Die Halle war schlecht ausgeleuchtet, die Hallendecke nicht zu erkennen. Durch Risse in den Wänden schoss das violette Licht der untergehenden Sonne herein und schnitt den Boden in geometrische Figuren, die sich in zufälliger Symmetrie gegenüberstanden. Wahrscheinlich befanden sie sich in einem Flugzeughangar auf dem Großflughafen von Berlin, den man nach einem Brand bei der Eröffnung nie in Betrieb genommen hatte. Samuel hatte mal eine Reportage darüber gesehen, und Hallen von diesem Ausmaß gab es nicht wie Sand am Meer. Ihm die Augen zu verbinden, war also völlig überflüssig gewesen.

Im hinteren Teil stapelten sich unzählige Kartons. Daneben erhob sich ein regelrechter Berg aus Styroporverpackungen, Folien und Holzpaletten. Waffen, Maschinen, Computer – all das hatte sich in Samuels Vorstellung darin befunden.

»Bin gleich wieder da«, sagte Fabienne, ohne auf seinen

fragenden Blick einzugehen, und lief hinüber zu einem beigefarbenen Container auf der gegenüberliegenden Seite. Ihr edler Aufzug stand im krassen Gegensatz zum kargen Ambiente, dem verdreckten Boden, über den der Wind Armeen aus Staubflusen trieb. Für jemanden, der vermutlich meist in Sneakers durch den Tag ging, bewegte sie sich auffallend selbstsicher auf den hohen Absätzen.

Neben dem Container stand ein großer Pritschenwagen. Ein amerikanisches Modell mit gewaltigen Reifen und einer Frontpartie, die Samuel lächerlich böse anstarrte. Ein dunkelhaariger Junge mit indischem Einschlag lehnte rauchend am Radkasten und verzog keine Miene. Er trug eine weite Leinenhose und ein weißes Hemd, das im Luftzug flatterte. Ohne Eile drückte der Junge seine Zigarette aus und begrüßte Fabienne mit einem Kuss, der so flüchtig war wie bei Samuels Eltern kurz vor der Scheidung. Sie unterhielten sich, die Gesichter von ihm abgewandt. Ein Schattenspiel. Scherenschnitte, schmal wie Pappfiguren. Fabienne gestikulierte wild mit den Armen. Wahrscheinlich ging es um ihn. Wahrscheinlich war er eine Bedrohung für die Geheimhaltung und absolut unerwünscht. Bestimmt war er das. Die Idee, Fabienne zu begleiten, war nicht auf seinem Mist gewachsen. Doch jetzt, wo er schon mal da war, hatte er die Hoffnung, wenigstens diese Nacht in einem Bett

verbringen zu dürfen. Nein, seine Ansprüche waren gesunken. Er wollte nur einen Platz zum Schlafen, mehr nicht. Wenn es sein musste, genügten ihm auch eine Matratze auf dem Boden und eine Decke.

Langsam wurde Samuel ungeduldig. Wie lange wollten sie denn noch über sein Schicksal beraten? Er öffnete den Kofferraum, hob die Transportbox aus dem Wagen, als wollte er Fabienne und ihren Freund damit vor vollendete Tatsachen stellen. Anschließend holte er den Rucksack. Jede Bewegung verursachte Schmerzen. Sein ganzer Körper fühlte sich wie eine einzige Prellung an. Vielleicht hatten die Polizisten – es mussten mindestens zwei gewesen sein – zugetreten, als er am Boden lag. Anders konnte er sich dieses widerliche Ziehen und Brennen an Rücken und Beinen nicht erklären.

Sein Flug nach London ging erst in drei Tagen, bis dahin würde er sich eben Berlin anschauen. Wahrscheinlich verhielt es sich mit den Unruhen in Deutschland wie mit denen in Hongkong. Sie entluden sich wie heftige Gewitter, hinterließen ein paar Schäden, die man schnell beseitigen konnte, und danach ging es weiter wie vorher. Sein Onkel würde Augen machen, wenn er plötzlich vor ihm stand. Samuel wusste nicht, warum sich sein Vater mit Justus zerstritten hatte. Nach seinem letzten Besuch in Hongkong

vor fünf, sechs Jahren war er einfach nicht mehr aufgetaucht. Zum Geburtstag hatte er Samuel noch ein paarmal Geld überwiesen und eine Glückwunschemail geschickt. Mehr nicht. Und Samuel hatte nie nach den Gründen gefragt. Wieso eigentlich nicht? Jetzt, wo er darüber nachdachte, fragte er sich, ob es ein Fehler gewesen war, nie nachzuhaken und den Kontakt einschlafen zu lassen. Wenn er sich recht erinnerte, hatte er Justus auf die letzte Mail nicht mal mehr geantwortet. Aus den Augen, aus dem Sinn. So war das auch mit anderen Freunden gelaufen, die er in Peking, Singapur, New York und Zürich kennengelernt hatte. Der Kontakt hielt ein paar Monate und brach dann ab. Aber wie er Justus in Erinnerung hatte, würde der ihm das trotzdem nicht übel nehmen.

Endlich winkte ihn Fabienne zu sich herüber. Sie stellte ihm ihren Freund vor. Wenn Samuel sie richtig verstanden hatte, hieß er Kyoti.

»Auf jemanden wie dich haben wir gewartet«, sagte Kyoti ein wenig angesäuert, gab ihm die Hand und lächelte gezwungen. Selten hatte Samuel weniger Zuneigung in einer Begrüßung gespürt. Als müsste er sich verteidigen, sagte er, dass er gleich morgen wieder abhauen würde. Fabiennes Freund wirkte aus der Nähe noch dünner. Sein olivfarbenes Gesicht wurde von einem gepflegten Dreitagebart

eingerahmt, die Wangen waren eingefallen, seine Hautfarbe relativ dunkel. Sie stiegen in einen Lastenaufzug hinter dem Container und fuhren nach unten. Fabienne schmiegte sich an Kyoti wie eine Hündin, die bei ihrem Herrchen in Ungnade gefallen war und nun inständig auf Vergebung hoffte. Kyoti markierte den Beleidigten. Sein Verhalten war lächerlich. Er tippte auf einem Tablet-Computer herum, auf dem sich Zahlenkolonnen senkrecht und waagrecht formierten, um sich mit Schaubildern, Balken, Kurven und Tortendiagrammen abzuwechseln. Der Ausdruck auf seinem Gesicht ließ nicht erkennen, auf welche Weise ihn die Daten berührten. Nur einmal hob er den vertrockneten Mundwinkel und nickte leicht, als würde alles nach Plan laufen. Sie gingen wortlos durch einen langen Korridor, der in fahles gelbes Licht getaucht war. Vor nackten Betonwänden türmten sich Kartons, die mit Klebebändern in unterschiedlichen Sprachen versehen waren. Die Lüftung machte einen ordentlichen Lärm. Sie kamen an einer geöffneten Tür vorbei, aus der ihnen ein Schwall warmer Luft entgegenschlug. Ein klackendes, schneller werdendes Geräusch schluckte das Hallo von zwei Typen in verschwitzten T-Shirts vor einer Maschine, die im Sekundentakt Flyer ausspuckte.

»Das ist unsere Druckerei«, rief Kyoti über den Lärm hinweg. »Wir können bis zu zweihunderttausend Flugblätter

pro Tag herstellen und an unsere Außenstellen weiterleiten. Funktioniert besser als vermutet. Papier können die Leute nicht so einfach wegklicken. Hauptsache, die Überschrift macht neugierig.« Er nahm eins der Blätter und hielt es Samuel vor die Nase. Samuel musste grinsen. Da stand die Lösung. **NUR FÜR VERRÜCKTE.**

»Was ist?«, fragte Kyoti. »Gefällt dir die Headline?«

»Ja. Die ... die ist außergewöhnlich.«

Unter dem Spruch glänzte ein silberner QR-Code und eine Internetadresse.

»Dahinter verbergen sich der Trailer für ein Spiel, der Zugangscode und die erste Aufgabe«, sagte Kyoti und starrte auf den Flyer, als würde er ihn zum ersten Mal sehen. »Sind die Leute erst mal angefixt, vergehen meist nur wenige Tage, bis sie richtig einsteigen.«

Samuel hörte nur mit halbem Ohr zu, nickte aber trotzdem. QR-Codes erinnerten ihn immer an Labyrinth, die man aus der Vogelperspektive aufgenommen hatte. Auf den ersten Blick war nicht zu erkennen, ob es einen Ausgang gab oder alle Wege in eine Sackgasse führten.

»Ein tolles Zitat von einem großartigen Denker«, sagte Kyoti beinahe ehrfürchtig. »Jeden Tage wählen sich Tausende ein. Die Macht der richtigen Worte ist zeitlos.« Behutsam legte er den Flyer zurück auf den Stapel und ging

weiter. Samuel suchte vergeblich Blickkontakt zu Fabienne. Sie machte einen angespannten Eindruck. Vielleicht stellte sie sich dieselbe Frage wie Samuel: Warum sollte sie ihm die Augen verbinden, wenn ihr Freund jetzt fröhlich aus dem Nähkästchen plauderte?

Sie bogen um die Ecke. Kyoti blieb vor einer schweren, zweiflügeligen Stahltür stehen und drehte sich um. »Das Internet ist verseucht. Es transportiert die falschen Informationen zu den Menschen. Es generiert für jeden User eine eigene, angepasste Wirklichkeit und filtert Daten, entscheidet selbstständig zwischen wichtig und unwichtig, darum kapieren die Menschen nicht mehr, was um sie herum geschieht. Auch deshalb benutzen wir diese veralteten Medien, um unsere Botschaft zu verbreiten.«

Kyoti lachte gekünstelt, wurde dann aber schlagartig ernst. Vielleicht hatte sich Samuel in seinem Alter getäuscht. Diese Fältchen um seine Augen ... Schlanke Menschen in Chucks und T-Shirt wirkten immer jünger als gesetzte Geschäftsleute mit Bauchansatz.

»Sogar die Nachrichten werden den jeweiligen Interessen angepasst. Und es wird nur das gezeigt, was die Redaktionen für wichtig befinden. Die Wirklichkeit muss man sich mühsam zusammenstückeln. Aber die Leute, die daran etwas ändern könnten, sind zu träge. Sie haben verlernt, solidarisch

zu sein. Vor allem die Älteren.« Kyoti hielt sein Handgelenk vor eine silberne Scheibe neben der Tür und ein Flügel schwang automatisch nach innen. Samuel meinte, den Geruch frischen Betons wahrzunehmen. »Man muss sie mit allen Mitteln dazu zwingen, sich uns anzuschließen«, fuhr Kyoti fort und erntete dafür einen seltsamen Blick von Fabienne. Vielleicht aus Ehrfurcht oder Bewunderung. In dem engen Vorraum, den sie betreten hatten, war es zu düster, um das zu erkennen. Anders verpackt hatte sie diesen Satz heute selbst schon mal gesagt. Aus ihrem Mund hatte er jedoch nicht ganz so aggressiv geklungen.

Durch eine gesicherte Schleuse betraten sie einen Raum, der an die Schaltzentrale der NASA erinnerte. Das Deckenlicht war gedämpft. Das Rauschen unzähliger Lüfter lag wie ein Teppich unter dem Klackern beleuchteter Computertastaturen. Ein Gewirr aus unterschiedlichen Sprachen und Dialekten verbreitete die Atmosphäre einer internationalen Nachrichtenredaktion. Über den Boden zogen sich armdicke Kabelstränge, die sich wie ein Flussdelta auffächerten und in ein Meer aus summenden Tovern mündeten. Kyoti hielt hinter einem Mädchen mit raspelkurzen Haaren an. Sie trug ein Tanktop und ihre Unterlippe war gepierct. Über ihren rechten Unterarm zog sich eine Tätowierung: eine Schlange mit vier Augen, drei

Fußpaaren und verstümmelten Drachenflügeln. Auf dem Monitor waren mehrere Balkendiagramme zu sehen, die sich fortwährend veränderten. Die Pupillen des Mädchens flogen von einer Grafik zur nächsten. Kyoti legte seine Hand auf ihre Schulter, sie schaute vom Monitor auf, lächelte und erklärte ihm irgendetwas auf Englisch, das vermutlich mit der neuen Grafik zu tun hatte, die verschiedene Kurvendiagramme zeigte und sich alle paar Sekunden aktualisierte. Fabienne presste die Kiefer zusammen. Kyoti zog seine Hand weg. Noch eine Sekunde länger und Fabienne hätte dem Mädchen wahrscheinlich die Augen ausgekratzt.

»Hochfrequenzhandel«, erklärte Kyoti. »Computer schließen Wetten ab. Sie gewinnen und verlieren, lassen Preise steigen oder sinken, alles innerhalb von Millisekunden. Kaum ist das Geld da, ist es auch schon wieder weg. Je nach den Vorgaben der Anleger wird gekauft und verkauft. Leider sind alle Programme darauf ausgelegt, am Ende des Tages Gewinne abzuwerfen. Egal, wer später die Rechnung bezahlen muss. Egal, ob mit Arbeitsplätzen oder Menschenleben spekuliert wird. Das interessiert weder den Rechner noch die Leute, in deren Auftrag das Programm sogar auf Kuhscheiße wettet, wenn es die Vorschriften verlangen. Das können wir nicht länger dulden. Also haben wir spezielle Programme gestreut, die uns dabei helfen, das

System zu manipulieren und auf jede Transaktion eine Steuer zu erheben, die dorthin umgeleitet wird, wo Unternehmen ins Straucheln geraten. Den Verlust bemerkt der Computer erst, wenn es zu spät ist.« Sein Mundwinkel verzog sich zu einem überlegenen Grinsen und Samuel musste an den Börsencrash denken, von dem der Taxifahrer erzählt hatte. Ob diese Organisation dahintersteckte? »Vor allem wollen wir wieder zu einem vernünftigen Maß an Gewinnenden kommen«, fuhr Kyoti fort. »Nach klaren Leitlinien, die den Unternehmen genügend Zeit lassen, längerfristig zu planen.« Er hielt kurz inne. »Die Leute, die uns helfen, kommen aus ganz Europa. Es wird ein intelligenter Umsturz werden. Dafür haben wir sechs Jahre geübt, um das Spiel in die Wirklichkeit zu übertragen.«

»Was für ein Spiel meinst du?«, fragte Samuel und ließ seinen Blick über die zahllosen Monitore streifen. »Ein Computerspiel?«

»Oh, hat dir Fabienne noch nichts davon erzählt?«

»Nein. Hätte sie das tun sollen?« Die Ironie in Samuels Stimme war nicht zu überhören. Fabienne wich seinem Blick aus. Sie schien selbst nicht so genau zu wissen, was ihr Freund mit seinen Erklärungen im Schilde führte.

»Die Basis für all das hier ist *One*. Ein Strategiespiel. Eine großartige Erfindung, die im Gegensatz zu andern Spielen das

Zeug dazu hat, die Wirklichkeit zu revolutionieren.«

»Indem ihr eine Atombombe zündet?«, fragte Samuel zynisch.

»Indem wir die Karten neu mischen. Politik, Wirtschaft, das Bildungssystem. Wir wissen jetzt, dass es einen Weg gibt, mit der Ungerechtigkeit, dem Betrug und der Raffgier aufzuräumen. Die Unentschlossenheit und das Abwarten haben ein Ende.«

»Eure Leute sind also alles Zocker?«

»Nein. Spezialisten. Jeder auf seinem Gebiet. Das hier sind nur die Programmierer, die den elektronischen Feldzug überwachen. Schließlich ist es gar nicht so leicht, ein Spiel in die Wirklichkeit zu übertragen. Das hat vorher noch keiner versucht.«

Kayan legte wieder auf, bevor jemand ranging. Nein, er durfte jetzt nicht leichtsinnig werden. Nicht so kurz vor dem Ende seiner Karriere.

Die Waffe an der tschechischen Grenze abzuholen, würde ihn von seiner Route abbringen und Stunden kosten. Er musste weiter nach Berlin. Dort sollte er das nächste Mal zuschlagen. Mit dem Messer. Er hatte keine andere Wahl. Er war sich fast sicher, dass Gott die Sache mit der kaputten Pistole eingefädelt hatte. Gott höchstpersönlich nahm ihm

sein Doppelspiel übel und wollte ihm ein Bein stellen. Beten und töten. Das konnte ER nicht akzeptieren. Als Kayan den Eingang zur Kirche betrat, eine Kerze für seine Familie anzündete und sich hinkniete, versetzte er sich in eine Art Trance. Wie ein Schauspieler vor der nächsten Rolle bereitete er sich darauf vor, Killer zu sein. Dazu musste er sich nur an eine Szene aus seiner Kindheit erinnern: den Moment, in dem man seinen Vater vor seinen Augen erschossen hatte. Das Aufklatschen des Körpers auf dem harten Küchenboden. Der Schrei seiner Mutter. Jetzt war er wieder Kayan. So nannte er sich für seine Auftraggeber, bevor sie ihm eine Nummer zuwiesen.

Zehn

Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos

»Gehören zu eurem Feldzug nicht auch Waffen?«, fragte Samuel, nachdem ihm Kyoti die Grundzüge ihres Spiels erklärt hatte. Im Prinzip ging es darum, das Zusammenleben der Menschen so zu organisieren, dass keiner vom anderen ausgebeutet wurde. Jeder bekam ein bedingungsloses Grundeinkommen, das ihm sein Überleben sicherte. Oberstes Staatsziel waren glückliche Menschen. Als ob dann noch jemand freiwillig arbeiten würde, schoss es Samuel durch den Kopf.

Kyoti ließ sich durch seine Frage nicht aus der Ruhe bringen. »Alle Suchmaschinen dieser Welt arbeiten auf der Basis von Algorithmen. Diese Gleichungen sind nichts weiter als Kochrezepte, nur dass sie nicht mit vagen Aussagen wie ›eine Prise Salz‹ klarkommen, sondern exakte Zahlen brauchen, um zu einem gesicherten Ergebnis zu kommen. Aber Rezepte kann man verfeinern, dem eigenen Geschmack anpassen und dadurch etwas Wohlschmeckendes kreieren, an dem keiner beim Fressen erstickt. Und das tun wir. Wir arbeiten an einem Kochbuch für jedermann. Wir haben sämtliche Rechner von Großbanken und auch die der

mächtigen Suchmaschinen angezapft. Von innen heraus. Es gibt kein Unternehmen ohne Feinde oder Kritiker. Man muss sie nur aufspüren und ihnen klarmachen, dass sie einen Teil dazu beitragen können, aus dieser Welt einen besseren Ort zu machen. Die Menschen selbst sind unsere Waffen.«

»Es gibt also keinen mehr, der etwas verdient, oder wie?« Der Typ ist ja wahnsinnig, dachte Samuel.

»Doch, natürlich. Wir wollen nur Spekulationen unterbinden und den Handel regulieren. Natürlich werden die großen Fondsgesellschaften und Banken durch unser Eingreifen empfindlich getroffen. Aber keine von ihnen ist *systemrelevant*, wie die Politiker behaupten. Angst ist der größte Gegner der Freiheit. Damit kann man die Menschen in Schach halten.«

»Aber wenn die Banken pleitegehen, gehen doch auch die Menschen pleite«, widersprach Samuel, obwohl es nur ein Satz war, den er irgendwann mal in den Nachrichten aufgeschnappt hatte.

»Wer sagt das? Und vor allem, was heißt pleitegehen? Nahrungsknappheit, unbezahlbarer Wohnraum, schlechte Gesundheitsversorgung. Für einen Großteil der Bevölkerung ist das doch längst Realität. Wohlstand für alle gibt's nur noch in Kinderliedern.«

»Vielleicht hast du recht«, lenkte Samuel ein. Vielleicht

bildete er sich das auch nur ein, aber er hatte den Eindruck, dass Fabienne über seine Unwissenheit innerlich den Kopf schüttelte. »Ich hab von so was keine Ahnung«, gestand er dennoch mit einem Schulterzucken. Morgen würde er bei seinem Onkel sein und dann zur Polizei gehen und die Sache mit dem Mord aufklären. Fabienne würde er wahrscheinlich das nächste Mal in den Nachrichten sehen, wenn sie zusammen mit ihrem Freund in Handschellen abgeführt wurde. Also musste er nicht weiterhin den Interessierten markieren. »Aber wenn es so ist, dann ist es doch super, dass es Leute wie euch gibt, die etwas dagegen tun wollen. Gratulation.«

»Findest du?«, fragte Kyoti mit einem kalten Lächeln.

»Ja, das finde ich.«

»Das ist gut, richtig gut.« Kyoti boxte ihn gegen die Schulter. Samuel wich zurück. Nicht weil der Schlag wehgetan hatte, sondern weil er große Lust verspürte, diesem arroganten Typen eine reinzuhauen. Fabienne tauschte Blicke mit Kyoti. Sie schien zu spüren, dass die Stimmung kurz davorstand zu kippen. Als sei sie der Ringrichter in einem Boxkampf, drängte sie sich zwischen die beiden und redete weiter. »Erträge von Unternehmen, Banken und Privatleuten, deren Herkunft uns nicht gefällt, lassen wir einfach verschwinden. Unsere Bad Bank ist ein

schwarzes Loch, das schmutziges Geld wie ein riesiger Magnet anzieht und vernichtet. Dazu genügt ein Knopfdruck. Das ist kinderleicht.«

»Und woher habt ihr die Kohle für das alles hier? Geklaut? Durch Aktiengeschäfte?«

»Nein«, sagte Kyoti mit dem Tonfall, in dem Eltern mit ihren Kindern reden, wenn sie ihnen etwas erklären, für das sie noch zu jung sind. »Natürlich nicht. Crowdfunding. Wir haben bei unseren Spielern gesammelt. Für den Showdown. Für den Neubeginn. Für ein Europa, in dem keiner seine Heimat verlassen muss, um zu überleben. Und die Einnahmen haben unsere Erwartungen übertroffen. Selbst aus den ärmeren Ländern kommen Spenden. Ob ein Cent oder eine Million spielt für uns keine Rolle.« Kyoti redete weiter. Er zeigte auf Grafiken und Schaubilder und dozierte in selbstverliebter Manier über den Plan, den sie die letzten Jahre ausgearbeitet hatten. Samuel kam zu den ausufernden Schilderungen nur ein Wort in den Sinn: Größenwahn. Ja, diese Typen litten unter Größenwahn der besonders schlimmen Sorte. Anders konnte er sich nicht erklären, warum sie sich einbildeten, mit ein paar Computern das Weltwirtschaftssystem stürzen zu können.

»Warum erklärst du mir das alles?«, fragte Samuel in einer Pause. »Ich gehöre doch gar nicht dazu. Ich bin hier nur

zufällig reingeraten.«

»Das ist genau der springende Punkt, verstehst du?«, sagte Kyoti. »Jeder gehört dazu. Jeder ist Teil des Ganzen. Jeder kann durch sein Handeln bestimmen, was in der Welt geschieht. Die Wurzel des Übels ist nicht der Banker, die Börse oder der Waffenexporteur. Die Wurzel liegt darin, dass wir tatenlos zusehen, wie alles den Bach runtergeht, solange wir eine kleine Insel haben, an der wir uns festklammern können. Jeder feilscht darum, möglichst wenige *Verluste* in diesem grausamen Spiel namens Wirklichkeit zu machen. Unser Ziel ist es, die schleichende Rückkehr der rücksichtslosen und von allen geduldeten Herrschaft des Kapitals zu durchbrechen.«

»Ihr seid also Sozialisten?«, stellte Samuel übertrieben gelangweilt fest. Er konnte die näselnde Stimme von Kyoti und den unterwürfigen Blick von Fabienne nicht mehr länger ertragen.

»*Sozialisten*«, wiederholte Kyoti schmunzelnd. »Das lernt man wohl heute in der Schule, wenn es um gescheiterte Staatsmodelle geht.« Er zeigte mit einer allumfassenden Handbewegung in den Raum. »Wir sind die neue, bessere Occupy-Bewegung, weil wir nicht bloß irgendwo Zelte aufschlagen, sondern wissen, wohin die Reise geht.«

»Und du bist dann der Führer, oder was?«, raunte Samuel.

Fabienne ging dazwischen. »Er ist ...«

»Ich bin einer von einer Million, die dieses System zu Fall bringen werden.« Kyoti warf ihr einen Blick zu, der wohl heißen sollte, dass er Samuel nicht ernst nahm. Er drehte sich um, schritt durch die Bankreihen nach vorne und blieb vor einem mannshohen Bildschirm stehen, der in eine Vielzahl kleinerer Ansichten unterteilt war.

»Und woher nehmt ihr die Leute, um das alles hier in Gang zu halten? Wo ist die eine Million, von der du sprichst?« Samuel ließ seinen Blick provozierend durch den Raum schweifen.

»Wir haben siebenundzwanzig Stützpunkte und ein Hauptquartier. Unsere Mitglieder kommen aus allen Ländern Europas. Norden und Süden. Quer durch alle Schichten. Aussteiger, Intellektuelle, Unternehmer, Studenten, Schüler, Rentner. Wir ziehen keine Grenze, weder was den Bildungsstand anbetrifft noch was das Alter angeht. Wichtig ist nur, dass jeder von ihnen bereit ist, die gemeinschaftlichen Ziele zu unterstützen und seinen Teil dazu beizutragen.«

»Und warum, wenn er ihr so *mächtig* seid, hat man nichts von euch in den Nachrichten gehört?«

»Hat man nicht?« Wieder breitete sich auf Kyotis Gesicht dieses selbstverliebte Lächeln aus. »Dann achte mal genauer auf die Nachrichten ... Stromausfälle, Virenangriffe auf

Steueroasen, Bankautomaten, die einfach so Geld ausspucken. Politiker, die ihre zusätzlichen Einkommen im Internet nachlesen können. Man muss nur wissen, wo man sucht, und schon wird man fündig.« Kyoti beugte sich zu einem frei stehenden Computer und tippte etwas in die Tastatur. »In wenigen Tagen sind alle Vorbereitungen abgeschlossen, alle wichtigen Phasen durchlaufen. Dann kann die Party beginnen.« Er berührte den Bildschirm und wählte sich durch ein Menü. Eine Übersichtskarte von Europa erschien. Die Staaten, die aufgrund ihres Bankrotts die Staatenunion verlassen mussten, waren rot gekennzeichnet, die, die auf der Kippe standen, orange, so viel konnte sich Samuel zusammenreimen. Aber vielleicht handelte es sich auch um die Benutzeroberfläche des Spiels.

»Mit *One* konnten wir in der letzten Phase vor null die Erfahrungen aller Spieler bündeln. Wir haben die Grundbedürfnisse der Menschen herausgefiltert und ihre Denkanstöße und Verhaltensweisen dazu genutzt, ein neues, gerechteres Wirtschaftsmodell zu entwerfen. Ein Modell, in dem es eine untergeordnete Rolle spielt, ob man reich geboren wurde oder arm, ob die Eltern gebildet sind oder nicht, ob man zur intellektuellen Elite gehört oder nicht. Jeder soll eine realistische Chance bekommen, voranzukommen. Wenn das funktioniert, wird es auch

wieder friedlicher zugehen. Jetzt halten die Politiker den Deckel auf einen Topf, in dem es gewaltig brodelte. Wie du sicher weißt, gibt es auf dieser Karte einige Staaten, die nur noch auf dem Papier eine Demokratie haben.«

Samuel mochte die aggressive Art nicht, mit der Kyoti seine Phrasen ausspuckte. Der Typ war so überzeugt von dem, was er sagte, dass er gar nicht bemerkte, wie überheblich er dabei wirkte.

»Und eure Spieler, die sind also alle von Natur aus gute Menschen?«, entgegnete Samuel. »Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Langsam wirst du mir sympathisch«, grinste Kyoti. »Natürlich gab es auch bei *One* Schwierigkeiten mit Habgier, Hass und Neid. Das liegt in der Natur des Menschen. Am Ende zeigt sich aber immer, dass die Gemeinschaft an einer Lösung interessiert ist, die dem Individuum ein Maximum an Glück garantiert, ohne dafür das ureigene Bestreben nach Erfolg und Anerkennung zu unterdrücken. Man muss nur Sicherheitsbarrieren einbauen und sich Gedanken über Ausgleichsmöglichkeiten machen. Wir sind also keine Sozialisten, um die Frage abschließend zu beantworten. Wir wollen nur nicht weitermachen wie bisher. Unsere heutige Leistungsgesellschaft basiert doch nur auf Ausgrenzung, nicht auf Integration. Sie bevorzugt den emotionslosen

Manager und nicht die aufopfernde Krankenschwester. Obwohl es Menschen wie diese sind, die den sozialen Frieden garantieren. Wir wollen, dass es irgendwann in der ganzen Welt zu einem fairen Austausch von Wissen, Waren und Ressourcen kommt.«

Samuel hatte genug von dem Vortrag. Sein Kopf brummte von den linken Parolen dieses Nachwuchsgurus. Die Gehirnwäsche funktionierte bei ihm nicht. Er wandte sich an Fabienne. »Könntest du mich nachher zum nächsten Bahnhof bringen? Vielleicht fahren ja heute doch noch Züge.«

»Du willst uns schon verlassen?«, fragte Kyoti voller Ironie.

»Ich muss sowieso weiter nach London.« Samuel ärgerte sich im selben Moment über diesen Nachsatz. Er war einfach nur verdammt müde und hätte auf der Stelle einschlafen können. Aber sein Gefühl sagte ihm, dass es Zeit war, von hier zu verschwinden.

»Nach London.« Kyoti hob die Brauen und schmunzelte. Für welchen Seitenhieb hatte ihm Samuel jetzt wieder eine Vorlage geliefert? »Mit dem Flugzeug?«

Samuel seufzte. »Ja, mit dem Flugzeug. *Ich* kann leider nicht übers Wasser gehen.«

»Du hast Humor, das ist gut.« Kyoti wechselte zurück zu

den Aufnahmen aus den Überwachungskameras. Der Flughafen von Heathrow erschien. Erst eine Außenaufnahme und dann der Blick in die Abflughalle. Dort herrschte Chaos. Menschen hockten zwischen ihren Koffern auf dem Boden, an der Wand waren provisorisch Feldbetten aufgestellt und über die Lautsprecher wurde ein Flugzeugausfall nach dem nächsten bekannt gegeben. Das hatte also hinter der Frage gesteckt, und jetzt folgte wie üblich die ausufernde Erklärung über »generelle Reglementierung der Mobilität, um die Erwärmung der Erde zu verlangsamen«. Wie ätzend. Am liebsten hätte sich Samuel auf den Boden gelegt und wäre eingeschlafen, aber Kyotis Stimme hatte das Potenzial, als Folterwerkzeug anerkannt zu werden.

»Du kannst hier übernachten«, lenkte Fabienne ein. »Ich bring dich morgen zu deinem Onkel, wenn du willst.«

Samuel nickte erschöpft.

»Oder du kannst dich uns anschließen«, schlug Kyoti vor. »Wir nehmen auch Leute auf, die nicht über *One* zu uns gefunden haben. Jeder Mensch besitzt Fähigkeiten oder Kontakte, die für uns von Nutzen sein können.«

Neben Kyoti tauchte ein Junge mit Baseballcap auf und ersparte Samuel zum Glück eine Antwort. Der Typ hatte den Schirm nach hinten gedreht, was seinem länglichen Gesicht etwas Dämmliches verlieh.

»Übt sich der Meister wieder im Sprücheklopfen?« Der Junge versetzte Kyoti einen kumpelhaften Stoß gegen die Brust. Kyoti lächelte.

»Darf ich vorstellen? Das ist Pablo. Er weiß, wie man das Internet mit Zahlen füttert und an den Knotenpunkten dieser Welt Köder auslegt. Zur Einstimmung hat er neulich den internen Mailverkehr einiger Ratingagenturen und Lobbyisten offengelegt. Vielleicht hast du das sogar mitgekriegt?«

»Er kann dein Handy reparieren«, fügte Fabienne hinzu und blickte zu Pablo. »Ich mein, wenn es passt.«

»Bestimmt kann er das«, sagte Kyoti. »Zeig ihm mal, was wir noch so draufhaben.«

Pablo zog ein Smartphone aus der Hosentasche und hielt es kurz in Samuels Richtung. Dann tippte er darauf herum. Seine Augenbrauen hüpften. Neben ihnen flackerte der Bildschirm auf und zeigte einen Fortschrittsbalken, der mit den Worten »*analyzing biometric data*« überschrieben war. Darunter wurde ein biometrisches Bild von Samuels Gesicht angezeigt.

Pablo blickte von seinem Handy auf. »Wo warst du so vor zwölf Stunden?«, fragte er. »Nur in etwa.«

»In ... in Frankfurt. Innenstadt. Was ...«

»Danke.«

Der Fortschrittsbalken verschwand und eine Großaufnahme der Lobby des Hilton erschien. Zuerst war Samuel nur von hinten zu sehen. Dann wechselte die Ansicht in die Vogelperspektive und der Ausschnitt wurde herangezoomt. Zwar konnte man die Lippenbewegungen erkennen, statt Stimmen hörte man jedoch nur das verzerrte Geklimper eines Klaviers.

Das Bild fiel in sich zusammen und machte Platz für eine neue, grobkörnigere Aufnahme: Samuel, wie er durch den Eingang ins Freie trat. Die nächste Sequenz ließ Samuel vergessen, wo er sich befand. Man konnte tatsächlich sehen, wie ihn der Polizist von hinten mit einem Knüppel niederschlug. Dann brach die Aufnahme ab.

»Wie habt ihr das gemacht?«

»Wir haben alle Überwachungskameras angezapft, die es in Europa gibt«, erklärte Pablo stolz. »Auch Drohnen, wie sie mittlerweile in einigen Großstädten benutzt werden. Selbst Satellitenaufnahmen können wir innerhalb von Sekunden abrufen. Alles und jeder ist miteinander vernetzt.«

»Dort ... da war keine Kamera«, sagte Samuel verwundert.

»Doch. Sonst würde es diese Bilder nicht geben.«

»Ich erinnere mich nur an einen anderen Polizisten, der mich angebrüllt hat.«

»Seine Helmkamera hat das Signal per WLAN an die Einsatzzentrale weitergeleitet«, erklärte Kyoti herablassend. »Damit sollen Zwischenfälle dokumentiert werden. So einfach kann die Erklärung sein. Mittlerweile arbeitet unsere Erkennungssoftware so effektiv, dass wir fast jeden Menschen auffinden können. Wenn er einen Nanotransmitter trägt, sogar unter der Erde und ganz ohne Kamera. Ein nützliches Werkzeug, um unsere Ideen umzusetzen.«

»Was wir tun, ist Punk.« Pablo drehte sein Baseballcap auf neun Uhr. »Jeder kann auf unsere Bühne gehen, auch wenn er das Instrument nicht beherrscht, das er spielen möchte. Jeder kann bei uns einsteigen. Das ist die Idee hinter *One*. Dass wir die Schranken aufheben. Dass wir die Talente nutzen, die jeder Mensch besitzt, und sie in die richtigen Bahnen lenken. In den letzten Jahren haben sich uns mehr als eine halbe Million Menschen angeschlossen. Zusammen mit sechzig Millionen Rechnern, die auf ihren Einsatz warten. Eine echt schlagkräftige Armee.« Er blickte fragend zu Fabienne. »Warum heute so zurückhaltend, schönes Alphetier?«

»Liegt wohl an den Klamotten«, gab Fabienne zurück.

»Sie hat an den Plänen für *One* weitergearbeitet«, sagte Pablo. »An den Codes, die uns als Kommunikationsmittel dienen. Und an den Möglichkeiten und den Strategien, um

die Ziele des Computerspiels auf die Realität zu übertragen. Ein Drehbuch für die Zukunft zu schreiben, ist komplizierter, als Einstein durch Raum und Zeit zu folgen. Schließlich brauchen wir einen exakten Plan, wie es danach weitergeht.«

»Wonach denn?«, fragte Samuel. »Nach dem ... Krieg?«

»Nach dem Neustart. Wir hoffen, dass es keinen Krieg gibt. Wir hoffen, dass wir ihn durch *One* verhindern können. Doch dazu muss das System nach dem Kollaps, den wir verursachen, wieder rechtzeitig hochgefahren werden, bevor Panik ausbricht.«

»Und dann wollt ihr auch gleich das Geld umverteilen«, sagte Samuel.

»Das passiert jetzt schon«, sagte Fabienne. Samuel fragte sich, warum sie die letzte halbe Stunde kaum den Mund aufgemacht hatte, wenn sie selbst zu den Machern gehörte. Aus Bescheidenheit? Um Kyoti die Bühne zu überlassen?

»Umverteilung bedeutet ja nicht, dass die Leute enteignet werden oder ihren Lebensstandard einschränken müssen. Umverteilung heißt nur, dass sie bereit sind, dort die Löcher zu stopfen, wo es klemmt. Nach unserem Modell entscheidet am Ende die Gemeinschaft, wer vorne steht. Alles ist transparent. Auch diejenigen, die sich nicht gut verkaufen können, sollen die Möglichkeit bekommen,

wichtige Funktionen zu übernehmen. *One* hat gezeigt, dass die wichtigste Eigenschaft eines Spielers Empathie ist. Wer Mitgefühl hat, wird nach moralischen Grundsätzen handeln.«

»Und was ist mit den Leuten, die euer Spiel nicht kennen? Die müssen also draußen bleiben?«

»In einer zweiten Welle werden wir damit beginnen, die breite Masse zu erreichen, um sie über unsere Idee zu informieren. Fernsehen, Internet, Zeitungen, Kataloge. Sie sollen verstehen, dass wir auch für sie kämpfen. Schließlich sollen sie uns unterstützen.«

»Und die Politiker schauen einfach so zu, wie ihr die Welt auf den Kopf stellt.«

Kyoti lächelte. »Es bleibt ihnen keine andere Wahl. Diejenigen, die durchkommen, können ihr Wissen und ihre Kompetenz in die neue Ordnung einbringen. Die anderen, so sie nicht zu den Profiteuren des aktuellen Systems zählen, müssen sich wohl oder übel neu orientieren. Von vorne beginnen.«

»Klingt nach Größenwahn«, sagte Samuel.

»In den nächsten Tagen kannst du dabei zuschauen, wie sich die Welt verändert«, sagte Kyoti ungerührt. »Der Countdown läuft. Ab jetzt gibt es kein Zurück mehr.«

»Und wenn ich euch verpfeife?«

Kyoti lächelte, zog Fabienne zu sich heran und gab ihr einen Kuss auf die Stirn, was ihr überhaupt nicht gefiel.
»Dann werden wir dich töten. Kein Krieg ohne Kollateralschäden.«

Elf

Schönefeld | 25 Grad | Wolkenlos

Es gab mehrere Schlafsäle. Sie befanden sich auf einer zweiten unterirdischen Ebene. Nie zuvor hatte Samuel so ein großes Bettenlager gesehen. Hundert, vielleicht auch zweihundert Pritschen standen militärisch korrekt Seite an Seite und reichten bis in den hintersten Winkel. Die Luft roch stickig und feucht vom Dampf, der aus den Gemeinschaftsduschen herüberwaberte. Noch nie hatte er mit so vielen Leuten nackt geduscht. Frauen und Männer, junge und alte. Keiner hatte den anderen begafft, kaum einer gesprochen. Zum Duschen hatte er sich eine Plastiktüte über den Kopf gezogen. Trotzdem hatte er jeden Tropfen auf der Wunde gespürt wie einen Hammerschlag. Aus einer großen Kammer, die wie der Fundus eines Filmstudios aussah, durfte er sich ein paar Klamotten aussuchen. Nur die Unterwäsche, die war eingeschweißt und hatte nicht gerochen, als hätte sie schon mal jemand getragen. Aber selbst wenn es so gewesen wäre, hätte es Samuel nicht gekümmert. Mit jeder Minute, die er seine Augen aufhalten musste, wurde ihm alles gleichgültiger. Sogar die Bilder des ermordeten Kaspar Weinfeld verloren ihre erschütternde

Wirkung, als er wie ein geschlagener Hund durch die Reihen strich und nach einem freien Platz suchte. Es roch nach Schweiß und Turnschuhen, die man zu lange getragen hatte. Samuel nahm sich eine Decke vom Stapel und legte sich auf eine Pritsche direkt bei der Tür. Der Stoff fühlte sich rau und klamm an und roch modrig. Er spürte einen kleinen Luftzug. Sollte hier drin Panik ausbrechen, war er schnell draußen. Fabienne wollte ihn morgen früh zum nächsten Bahnhof bringen. Die letzte halbe Stunde hatte sie sich wortkarg gegeben. Bestimmt hasste sie ihn dafür, dass er ihren Freund infrage gestellt hatte. Aber Samuel konnte Leute nicht ausstehen, die damit angaben, auf irgendeinem Gebiet talentiert zu sein. Sein Vater neigte zu einem anderen Extrem. Ihm war es fast peinlich, neben dem Professorentitel noch zwei Dokortitel zu haben. Auf seinen Visitenkarten stand nur der Doktor, den er für Mathematik bekommen hatte, mehr nicht.

Vielleicht hatte Fabienne gedacht, Samuel würde sich ihnen anschließen, ganz spontan, aus heiterem Himmel, weil er erkennen würde, dass sie für eine gute Sache kämpften. Aber er fühlte sich diesen Computerfreaks – und es waren größtenteils Freaks – nicht zugehörig. Was war das auch für eine verrückte Idee, die Welt mit einem Computerspiel zu vergleichen? Sobald die Polizei sie entdeckt hatte, würden sie

allesamt im Gefängnis landen. Genau wie er, wenn er nicht endlich eine Aussage über seine Version von dem Mord machte.

Pablo hatte die Adresse seines Patenonkels aus der Polizeidatenbank gefischt. Justus war umgezogen. Glücklicherweise innerhalb von Berlin. Nach all den Jahren würde Samuel ihn also morgen wiedersehen. Er freute sich darauf. Sein Onkel hatte früher mit ihm Fußball gespielt. Stundenlang.

Obwohl es nicht kalt war, zog Samuel sich die Decke bis zum Kinn. Wäre er nicht so müde gewesen, hätte er in diesem stickigen Bunker, eingepfercht zwischen schnaufenden und schnarchenden Menschen, kein Auge zugetan. Wahrscheinlich hätte er seine Sachen gepackt und wäre losgelaufen. Doch selbst die pochende Beule an seinem Hinterkopf hatte gegen das Verlangen nach Ruhe und Entspannung keine Chance. Kaum hatte er sich ausgestreckt, dämmerte er hinüber in einen unruhigen Schlaf. Inmitten von anderen *Kriegern*, wie er sie in Gedanken taufte. Vorhin, auf dem Weg in den Schlafsaal, war er einem alten Mann begegnet, der sich nach Badawi erkundigt hatte. Seit der Ankunft in Frankfurt wirkte sein Freund sehr müde. Wahrscheinlich machte auch ihm die Zeitumstellung zu schaffen.

»Hab selbst zwei Katzen«, hatte der Mann gesagt, Badawi aus der Box genommen und gekrault. Badawi hatte sich nicht gewehrt. »Die Welt sollte von Katzen regiert werden. Was ihr hier tut, ist großartig. Ihr könnt stolz auf euch sein. Wirklich stolz.«

Wirklich stolz? Auf die Chance, die nächsten zehn Jahre zwischen Mördern und Vergewaltigern zu verbringen? Wusste der hagere Mann überhaupt, was Kyoti und seine Gefolgschaft vorhatten? Kannte jeder hier unten den Plan, Europa ins Chaos zu stürzen?

Samuel nickte. Er traute sich nicht zu sagen, dass er nichts mit diesem revolutionären Wahnsinn zu tun hatte.

»Ich schäme mich für meine Generation«, fuhr der Mann fort. »Wir haben uns zu lange an unseren Privilegien festgeklammert, haben die Leute gewählt, die für unser goldenes Gefängnis gekämpft haben, ohne Verantwortung für euch zu übernehmen. Für die kommende Generation, die das alles ausbaden muss.« Er setzte Badawi wieder zurück in die Box. Dann legte er seine schwielige Hand auf Samuels Schulter. »Ihr könnt stolz auf euch sein, dass ihr eure Zukunft aufs Spiel setzt, um die Menschen wachzurütteln. Sie müssen endlich kapieren, dass man ihnen etwas vormacht.«

Samuel hatte erneut genickt, und er nickte auch jetzt im

Schlaf, als die Szene in einem wirren Traum zu ihm zurückkehrte. Dann dachte er an Fabienne. Er wurde aus ihr nicht schlau. Sie war nett, aber auch irgendwie seltsam. Nicht wegen der Klamotten. Nicht weil sie ohne Probleme zwischen zwei Rollen wechseln konnte, sondern weil sie in einem Moment offen, freundlich und hilfsbereit wirkte, um im nächsten Augenblick beinahe herablassend zu sein. So, als würde sie ihn nicht ernst nehmen. Er wusste nicht mal, wie alt sie eigentlich war. Vielleicht zwei, drei Jahre älter als er. Aber auch damit konnte er falschliegen. Einmal auf der Fahrt, als sie gelächelt hatte, war da auch noch etwas anderes in ihren Augen gewesen. Traurigkeit. Ja, es war Traurigkeit gewesen. Vielleicht hatte sie da schon Ärger mit ihrem Freund gehabt.

Die folgenden Träume waren weniger angenehm. Immer wieder sah er das Gesicht des toten Kaspar Weinfeld vor sich. Das Blut. Ein Richter mit schwarzer Robe und Eulengesicht schrie: »SCHULDIG!«, und er fand sich in einer gigantischen Gefängniszelle wieder. Mit angezogenen Beinen in der hintersten Ecke gegen eine Backsteinmauer gelehnt. Die Mauer explodierte. Er hörte das Gebrüll von Demonstranten und rannte um sein Leben.

Das war der Moment, in dem er aufwachte. Sein Atem ging schnell. Beinahe hätte er geschrien, weil er kurz der

Überzeugung war, tatsächlich in einem Gefängnis zu sitzen. Der Trainingsanzug, den er sich für die Nacht ausgesucht hatte, war völlig durchgeschwitzt. Neben der Eingangstür brannte ein rotes Licht, das sich wie ein dünner Schleier über das Bettenlager spannte. Samuel konnte nur die direkte Umgebung ausmachen. Er richtete sich auf und stöhnte vor Schmerz. Sein Kopf tat höllisch weh. Er musste zweimal hinsehen, um zu begreifen, was ihm seine Augen übermittelten. Auf der Pritsche neben ihm schnarchte der alte Mann. Am Fußende lag zusammengerollt Badawi. Der Kater streckte sich, machte einen Buckel und sprang hinüber zu Samuel.

»Was ist denn mit dir los?«, flüsterte Samuel, strich seinem Freund über das Fell, setzte sich auf die Kante des Feldbetts, zog die Schuhe heran und grinste. In einem steckte sein Handy – und es ließ sich wieder anschalten. Zu seiner Verwunderung hatte er hier unten sogar Empfang. Wahrscheinlich gab es irgendwo Signalverstärker. Das Handy vibrierte in einer Tour. Zehn Anrufe in Abwesenheit. Hongkong und London. Emilia, Kata und seine Mutter. Und keiner hatte eine Nachricht hinterlassen. Er versuchte sie nacheinander zu erreichen, aber er kam nicht durch. Als er auf seine Uhr blickte, zuckte er zusammen. War es wirklich schon Nachmittag? Hatte er tatsächlich mehr als zwanzig

Stunden geschlafen? Rasch legte er den verschwitzten Trainingsanzug ab, duschte und suchte sich ein paar neue Klamotten raus. Er zog die Schuhe an, setzte Badawi zurück in die Box und ging mit seinem Gepäck nach oben in die Zentrale. Dort stand Fabienne und unterhielt sich mit Kyoti. Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen. Vielleicht hatte sie gar nicht geschlafen. Auch jetzt trug sie wieder ihre *Verkleidung*. Businesslook. Rock und Bluse und eine Brille, die sie ziemlich bieder aussehen ließ. Die Haare hatte sie hinten am Kopf kunstvoll hochgesteckt. Statt Pumps trug sie jedoch Stiefeletten aus Wildleder, die ihre dünnen Beine fast aufzufressen schienen. Kurz darauf verschwand Kyoti mit eiligen Schritten.

»Und, ausgeschlafen?«, fragte sie, jetzt wieder freundlich. Mal sehen, wie lange die Phase diesmal anhielt.

»Sorry, muss der Zeitunterschied sein. Aber da unten kriegt man gar nicht mit, wenn's hell wird.«

»Kein Problem.« Sie musterte seine Klamotten. Er trug ein Hawaiihemd und Kakishorts, die bis zu seinen Knien reichten und etwa drei Nummern zu groß waren.

»Interessant, dein neuer Stil. Der lässige Surferlook steht dir.«

»Ah ja.« Samuel hob einen Mundwinkel. Er wusste, dass die Klamotten ziemlich daneben aussahen. Aber es war ihm

im Moment egal. »Die anderen Sachen haben nicht gepasst.«

»Alles gut.« Sie lächelte. »Wie geht es deinem Kopf?

Tut's noch arg weh?«

»Alles okay.«

»Und deinem Kater?«

»Was? Ach so, Badawi. Dem geht's auch gut.«

Fabienne schaute auf das Handy in Samuels Hemdtasche.

»Funktioniert es wieder?«

»Ja. Danke.«

»Und jemanden erreicht?«

»Nein. Ist überall besetzt. Komisch.«

»Das kann Pablo leider nicht ändern. Die Anlagen haben noch mit ein paar anderen Virenangriffen zu kämpfen. Gibt immer Leute, die auf einen fahrenden Zug aufspringen wollen. Aber das wird bestimmt bald wieder repariert sein.«

»Wo ist dein Freund hin?«, fragte Samuel unvermittelt.

»Besprechung«, antwortete Fabienne knapp. »Soll ich dich jetzt zu deinem Onkel bringen oder hast du andere Pläne?«

»Der nächste Bahnhof genügt auch. Die Züge fahren doch wieder?«

»Teilweise. Können ja schauen, was geschickter ist. Hierbleiben willst du ja nicht, oder?«

»Nein.«

»Okay. Wegen gestern ...«, begann Fabienne, auf dem Weg zum Wagen. In der Fabrikhalle wurden Transporter mit eingeschweißten Paletten beladen. Samuel glaubte das Logo von Ikea zu erkennen. Er wollte aber nicht fragen, was es damit auf sich hatte. Je weniger Details er kannte, desto geringer war die Gefahr, sich zu verplappern, wenn die Polizei wissen wollte, wo er die letzten zweiunddreißig Stunden gesteckt hatte. Er war kein guter Lügner.

»Kyoti hat das nicht so gemeint. Er würde dich nicht töten. Das ist seine Art zu reden. Eigentlich verabscheut er Gewalt. Ist nur wichtig, dass du keinem erzählst, was du hier gesehen hast. Den Ort wirst du ohne Plan nicht wiederfinden. Es ist nicht der stillgelegte Flughafen, falls du das glaubst.«

»Nicht?«

»Nein.«

»Wozu braucht ihr das Fernsehstudio?«, fragte Samuel. Auf dem Weg zur Zentrale hatte er vorhin die falsche Tür erwischt und war in einem grell erleuchteten Raum mit Kameras und Scheinwerfern gelandet.

»Für unsere Nachrichten. Die halbe Welt hängt vor der Glotze oder auf YouTube und lässt sich berieseln. Wir bauen die Beiträge der Nachrichtenredaktionen etwas um oder produzieren selber welche und versehen sie mit Millionen

Klicks. Selbst die großen Sender benutzen unser Material, weil sie es für authentisch halten. Es ist so leicht, die Wirklichkeit zu manipulieren.«

»Und die Waffen? Wozu braucht ihr die?«

»Du ... du hast sie gesehen?«

»War ein Zufall. Ich wollte mir noch mal Klamotten holen, da hab ich mich wohl in der Tür geirrt.« Er zuckte mit den Achseln.

»Sind nur zur Verteidigung. Sollte jemand das hier entdecken, werden wir uns wehren müssen. Das ist unser gutes Recht.« Sie öffnete die Fahrertür und zog den Schal aus dem Handschuhfach.

»Muss das wirklich sein? Ich ...«

»Ist nur zu deinem eigenen Schutz. Los.« Fabienne verband ihm die Augen, dirigierte ihn vorsichtig auf den Beifahrersitz und schnallte ihn an. »Badawi«, sagte er, »die Box steht noch draußen.«

»Keine Panik. Der Kater kommt natürlich mit.«

Die Finsternis war beunruhigend. Beunruhigender als beim letzten Mal. Jedes Geräusch klang um ein Vielfaches lauter. Samuel meinte, den Geruch von Sägespänen zu riechen.

»Alles gut«, sagte Fabienne, nachdem sie den Motor angelassen hatte. »Der Kater ist an Bord.« Sie fuhr langsam aus der Fabrikhalle. Regentropfen trommelten gegen das

Dach. Dieses Geräusch begleitete sie die ersten Kilometer. Sie redeten nicht. Als Fabienne ihm den Schal von den Augen zog, war er darauf gefasst, von der Helligkeit geblendet zu werden, aber der Himmel war dunkel. Anscheinend hatte die Abenddämmerung bereits eingesetzt. Fabienne telefonierte mit Kyoti. Sie gab sich wortkarg. »Ja ... nein ... warum?« An einer Tankstelle blieb sie stehen, stieg aus dem Wagen und sagte, dass sie gleich wiederkommen würde. Die Tankstelle war geschlossen. An den Zapfsäulen flatterten handgeschriebene Blätter:

Nächste Lieferung voraussichtlich Dienstag.

Die digitalen Preistafeln zeigten utopische Beträge. Erneut versuchte Samuel, seine Eltern zu erreichen, aber er kam nicht durch. Immer nur das nervige Besetztzeichen. Wenigstens ging das Internet wieder. Zwar konnte er sich nicht in seinen Account einloggen, aber die Website des Flughafens ließ sich öffnen. Er wurde von einer blinkend roten Texttafel begrüßt, die die vorübergehende Sperrung bekannt gab. Was kümmerte ihn das überhaupt? Solange er nicht bei der Polizei gewesen war, konnte er ohnehin nicht ausreisen. Fabienne stieg stumm wieder in den Wagen. Die Überreste ihres Make-ups waren verschmiert. Dunkle Schlieren glänzten unter ihren roten Augen. Sie startete den Wagen und kehrte zurück auf die Straße.

»Kyoti ist ein Wichser«, fauchte sie, als sie einen Kreisverkehr durchquerten und in ein dicht besiedeltes Wohngebiet abbogen. Auch hier waren kaum Menschen unterwegs. Das Schaufenster eines Bäckers war mit Aufklebern übersät. Silberne QR-Codes. Die Organisation schien tatsächlich überall Anhänger zu haben. »Er kann seine Finger nicht von andern Weibern lassen«, brach es aus Fabienne heraus. Tränen kullerten ihr über die Wangen. Mit einem Mal wirkte sie zerbrechlich und bemitleidenswert.

Samuel reichte ihr ein Taschentuch. »Was ist passiert?«

»Dieses Arschloch hat mich mit einer andern betrogen, das ist los. Er geilte sich daran auf, wenn ihn die Leute anhimmeln. So unrecht hattest du gestern gar nicht. Er führt sich wirklich auf wie ein Sektenguru, der sich alles nehmen kann, was er braucht. Auch wenn er es nie zugeben würde: Es gefällt ihm, wenn die Leute zu ihm aufschauen. Er bekommt glasige Augen, wenn er sieht, wie ihn Programmierer auf der ganzen Welt praktisch anbeten, weil er zusammen mit Pablo Banken und Firmen verarscht.« Sie blickte ihn direkt an. »Hast du eine Freundin?«

»Ja.«

»Und bist du ihr treu?«

»Ja.«

»Das ist gut. Das ist wirklich gut.«

»Bist du eigentlich auch über das Spiel zu der ...« Samuel stockte. Er suchte nach dem richtigen Wort. »... Organisation gekommen?«

»Nein, über ... über Bekannte. Sie haben mir von *One* beziehungsweise von den harmlosen Vorläufern des Spiels erzählt. Es gibt verschiedene Sammelpunkte, über die die Leute neugierig gemacht wurden. Du glaubst gar nicht, wie viele Menschen es gibt, die von alledem die Nase voll haben. Sie wussten nur nicht, wo sie mit ihrem Frust hinsollten.« Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, hielt an einer Ampel und blickte an ihm vorbei auf das Straßenschild. »Und du? Was ist dein Plan?«

»Meine Mutter lebt in London. Ich will eine Zeit lang bei ihr wohnen und dann vielleicht studieren.«

»Was studieren?«

»BWL oder so.«

»Wozu?«

»Weil ich es spannend finde.«

»Spannend. Hab selten eine blödere Begründung gehört. Hast du kein richtiges Ziel? Willst du nichts verändern?«

»Was willst du denn machen? Dir einen Sprengstoffgürtel umschnallen und den Bundestag stürmen?«

»Ich will, dass etwas passiert. Ich will, dass die Menschen wieder Mensch sein dürfen, ohne die Scheißangst im Nacken,

sich dieses Leben nicht mehr leisten zu können.« Sie brach ab. »Welche Nummer, hast du gesagt?«

»Zweiundachtzig.«

Fabienne bremste ab, nahm ihr Handy vom Armaturenbrett und tippte darauf herum. Eine Frauenstimme meldete sich mit der Anweisung, an der nächsten Kreuzung zuerst nach links und dann sofort wieder nach rechts abzubiegen. Ein Schlagbaum versperrte ihnen den Weg. »Sackgasse.« Fabienne schüttelte den Kopf. »Die Leute sperren sich selbst ein, um sich den Pöbel vom Leib zu halten. Das ist wie im Mittelalter. Kannst du deinem Onkel kurz Bescheid geben, dass er uns reinlässt, bevor die Tante hinter uns 'nen Herzkasper kriegt?«

Samuel drehte sich um. Die Frau im Wagen hinter ihnen fuchtelte wild mit den Armen.

»Ich kann ungeduldige Leute nicht ausstehen!« Fabienne, legte den Rückwärtsgang ein und stieß mit einem gekonnten Manöver rechts neben die Frau.

Samuel wurde nach vorne gerissen. »Muss das sein?«

»Ja, es muss!« Fabienne ließ die Scheibe herunter, warf der Frau ein gekünsteltes Lächeln zu und wedelte mit den Händen. »Fahren Sie schon, sonst kommen Sie noch zu spät zum Tee.«

Vor lauter Aufregung würgte die Frau den Motor ab. Der

Schlagbaum öffnete sich, der Wagen startete und sie schoss in die Einfahrt, dass es beinahe gekracht hätte.

»Dein Onkel«, wiederholte Fabienne. »Ruf endlich an. Ich will hier keine Wurzeln schlagen.«

Samuel wählte und wartete auf das Freizeichen.

»Könntest du mich nächstes Mal eventuell warnen, bevor du ausrastest? Ich möchte ...« Er brach ab. Erst ein Knacken in der Leitung, dann ein Rascheln. »Hallo«, sagte Samuel. »Ist da jemand?« Zuerst hörte er nichts, dann ein leises Zischeln. Fabienne setzte zu sprechen an, aber Samuel brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er meinte, ein Röcheln zu hören, dann ein Pfeifen, das sich immer weiter entfernte und von einem gleichmäßigen Rauschen überdeckt wurde.

»Ich glaub, die Telefonanlage hat sich aufgehängt. Klingt wie bei uns zu Hause. Ich schau mal, ob ich so reinkomme.« Sein Ohr klebte immer noch am Handy. Jetzt hörte er ein Geräusch, das wie ein tropfender Wasserhahn klang und schneller wurde.

»Beeil dich. Ich will heut noch zurückkommen.«

»Mir hätte der nächste Bahnhof genügt.«

»War nicht so gemeint. Muss nur noch was erledigen.«

»Ich schau kurz nach, ob er zu Hause ist, sonst warte ich woanders. In einem Café oder so. Bin gleich zurück.« Samuel sprang aus dem Wagen. Obwohl Kyoti Fabienne

offensichtlich betrogen hatte, wollte sie wieder in die Zentrale. Hatte sie denn gar keine Selbstachtung? Wie er sie einschätzte, würde sie ihrem Freund den *Ausrutscher* vergeben, wenn der sie um Verzeihung bat.

Über einen Treppenaufgang neben der Tiefgarageneinfahrt gelangte Samuel auf eine höhere Ebene. Er hörte den schrillen Klingelton von Fabiennes Handy hinter sich. Wahrscheinlich war das schon der Guru höchstpersönlich. Wahrscheinlich hatte er sich eine Strategie zurechtgelegt, wie er sie wieder einwickeln konnte. Manche Typen erlaubten sich den größten Mist und kamen immer davon.

Samuel stand nun in einem akkurat angelegten Garten mit Teich, Bänken und niedrigen Hecken. Dahinter erhob sich ein vierstöckiges Gebäude, das den Garten in U-Form eingrenzte. Die Balkone sahen alle gleich aus. Metall und Glas. Sitzmöbel aus dunklem Holz. Ein breiter Weg führte zu einem Durchgang in der Mitte des Halbkreises, dessen beschichtete Glasfront bronzefarben leuchtete. Kyoti hatte den Zahlencode für die Wohnung an die Adressdaten gefügt und mit freundlichen Grüßen versehen. Wahrscheinlich wollte er damit klarmachen, dass Samuel ab jetzt unter Beobachtung stand. Ein falsches Wort zur Polizei oder einem anderen und sie würden ihn jagen und ... Er stockte, ja, vielleicht würden sie ihn auch töten. Die dunklen Augen von

Kyoti hatten nicht ausgesehen, als würde er nur bluffen.

Samuel starrte in die Überwachungskamera neben dem Eingang und winkte trotzig, bevor er den Code eingab. Sollten sie ihn doch verfolgen. Er hatte nicht vor, jemandem von dieser *revolutionären* Zelle zu erzählen. Auch ohne sein Zutun würde man sie früher oder später erwischen.

Im Treppenhaus war es still. Vor einer Wohnungstür standen aufgereiht mehrere Schuhpaare. Samuel lächelte, als er die winzigen Turnschuhe eines Kindes erblickte. Sie waren vorne abgestoßen. Wahrscheinlich vom Bobbycarfahren. Das Bobbycarfahren war fest mit den Erinnerungen an seine Kindheit verknüpft. Die Wohnungstür war nur angelehnt. Aus Höflichkeit klopfte er dagegen und wartete. Als sich drinnen nichts rührte, drückte er die Tür vorsichtig auf. Noch während sie geräuschlos nach innen schwang, dachte er an Justus, wie er früher mit ihm im Garten Fußball gespielt hatte. Stundenlang. Samuel wollte am liebsten im Tor stehen. Elfmeterschießen fand er besonders spannend und er liebte es, dem Ball hinterherzuhechten. Justus kommentierte jeden Schuss wie die Leute aus dem Radio. »Und er läuft an ... genialistisch!«

Der Satz hallte durch Samuels Kopf, während er den Flur betrat und spürte, wie sein Fuß gegen einen Widerstand stieß. Wahrscheinlich gab es dieses Wort gar nicht, dachte er

noch, als er sich wie in Trance über das aufgedunsene Gesicht seines Onkels beugte. Aus dem weit aufgerissenen Mund kam nicht das leiseste Geräusch. Keine Silbe, rein gar nichts. Er atmete nicht mehr.

Sein Onkel war tot.

Samuel wollte schreien, aber er konnte nicht. Er wollte wegrennen, aber seine Stimme versagte. Er sank neben der Leiche auf den Boden und kniff die Augen zusammen, als wollte er seinen Onkel anbrüllen, dass er gefälligst mit dem Mist aufhören sollte. Nach einem Foul hatte Justus sich manchmal tot gestellt. Mit offenen Augen. Für ein Kind gab es den Tod nicht mit offenen Augen. Für ein Kind war der Tod mit Dunkelheit verbunden. Vielleicht war dieser Mann gar nicht Justus, dachte Samuel. Das aufgedunsene Gesicht, die schwarz umrandeten Augen, der wulstige Nacken verschwammen zu einer grauenhaften Fratze. Ein Fremder. Die falsche Wohnung. Samuel zog sein Handy heraus, konnte aber den Blick nicht von dem Mann abwenden, als hoffte er auf ein Wunder. Der Fremde sollte endlich aus dieser entsetzlichen Starre erwachen. So verstrichen die Minuten, und nichts passierte. Samuel wollte die 110 wählen, aber seine Finger zitterten so stark, dass er mehrere Anläufe brauchte. Und dann keine Ansage, sondern nur ein Besetztzeichen.

Unbeholfen drehte er den massigen Körper auf den Rücken. Ein Klappmesser mit geschwungenem Holzgriff kam darunter zum Vorschein. »Opinel« stand auf dem blutverschmierten Schaft. Er nahm das Messer in die Hand und betrachtete die abgebrochene Klinge. Das Blut war noch feucht. Der Mörder konnte nicht weit sein. Samuel legte das Messer neben die Telefonstation, als könnte er so die Ordnung wiederherstellen und den Mord rückgängig machen. Nach Sekunden des Zögerns riss er seinem Onkel das blutgetränkte Hemd auf und blickte auf tiefe Einstiche. Diesmal nur drei Wunden. Alle im Herzbereich, keine im Bauchraum. Wahrscheinlich hatte es der Mörder im Angesicht des dicken Fettpolsters für zwecklos gehalten, da hineinzustoßen. In einem Einstich unterhalb der Brustwarze meinte Samuel Metall zu erkennen. Er nahm das kaputte Messer und versuchte das abgebrochene Klingenstück herauszupulen, als könnte er damit seinen Onkel retten. Wieder das quellende Blut. Wieder dieser fürchterliche Geruch. Dann bewegte sich die Wohnungstür.

Samuel ließ reflexartig das Messer fallen und griff hektisch nach seinem Handy, doch seine Hand zitterte so sehr, dass es ihm entglitt und mit einem Klirren auf den Fliesen landete. Ein Schritt von draußen, ein Fußtritt und die Tür schwang quietschend auf ... Fabienne stand vor ihm. Ihr Gesicht starr

vor Entsetzen. Sie brachte kein Wort heraus. Sie kniete sich neben Samuel.

»Hast du die Polizei gerufen?«, fragte sie mit belegter Stimme.

»Geht nicht«, stammelte Samuel. »Besetzt.« Mit bleiernen Armen zog er sein Handy aus der Blutlache und hielt es Fabienne hin, als müsste er seine Aussage beweisen. Als wäre sie die Richterin, die ihn von seiner Schuld freisprechen konnte, der Schuld, dem zweiten Toten innerhalb von drei Tagen in die Augen zu blicken.

»Er ist tot«, murmelte Fabienne benommen. »Ist das Beste, wenn wir von hier abhauen.«

»Aber ...« Samuel wusste nicht, was er tun sollte. An Ort und Stelle sitzen zu bleiben, bis ihn jemand entdeckte, bis doch die Polizei kam, bis seine Eltern alarmiert wurden, erschien ihm als sinnvolle Alternative zu weglaufen, abhauen, sich aus dem Staub machen. Ein Mörder würde sich aus dem Staub machen. Aber er war kein Mörder. Er war nicht mal Zeuge, er war nur ein Teenager, der sich seine Heimat anschauen wollte und mitten in einen Albtraum geraten war.

Fabienne erhob sich. An ihren Knien klebte Blut. »Ich ... du ... ich ...«

»Wirf meine Sachen raus und ... und Badawi«, sagte

Samuel mit heiserer Stimme und blieb hocken. »Ich will hier warten.«

»Auf wen?«

»Die ... die Polizei. Ich kann nicht schon wieder weglaufen. Das ist kein Zufall, das kann kein Zufall sein. Ich muss hierbleiben.«

»Wovon sprichst du?«, sagte Fabienne. »Was ist kein Zufall?«

»Ich ... ich hab vorgestern auch schon einen Toten gefunden. Der Mörder ... das ... das kann nicht sein«, stammelte Samuel und drückte auf Wahlwiederholung. Fabienne blieb unentschlossen in der Tür stehen.

»Es gibt einen zweiten Mord?«

Samuel nickte. »Ich hab damit nichts zu tun«, jammerte er. »Verstehst du? Dieser Weinfeld hat überall geblutet. Ich konnte es nicht stoppen.«

»Aber was willst du der Polizei sagen?«

Samuels Stimme zitterte. »Ich ... ich hab keinen umgebracht.«

»Das ist mir klar«, sagte sie ruhig, ging zwei Schritte in seine Richtung und reichte ihm die Hand. »Komm mit! Bitte! Hierbleiben ist die schlechteste Lösung.«

»Aber ich muss eine Aussage machen. Und wo soll ich überhaupt hin?«

»Das klären wir auf der Fahrt. Los, komm schon!«

Samuel zögerte. Unzählige Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Unzählige Möglichkeiten. Richtig oder falsch.

»Bitte«, wiederholte Fabienne. »Die versuchen bestimmt, dir was anzuhängen.«

»Ich war es nicht!« Plötzlich meldete sich in der Leitung eine Stimme. Auch Fabienne konnte sie hören. Sie starrte ihn an und weitete die Augen. Dann schüttelte sie den Kopf wie in Zeitlupe.

Samuel legte auf.

Zwölf

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Kayan betrachtete die Messer in den Regalen. Der Anblick war ihm zuwider. Die Küchenabteilung eines gesichtslosen Kaufhauses, dahin hatte ihn die defekte Pistole geführt. Er hätte sie damals gleich austauschen sollen, als er diesen Widerstand am Abzug gespürt hatte. Nur aus Bequemlichkeit hatte er sein Bauchgefühl ignoriert und bekam dafür nun die Quittung.

Er sah wieder den fetten Leib vor sich. Kayan hatte sich wie eine Bestie gefühlt, als er dem Mann die Klinge zwischen die Rippen gerammt hatte. Im falschen Winkel, weshalb sie den Knochen erwischt hatte und abgebrochen war. Das nächste Messer musste stabiler sein, so stabil, dass es problemlos einen Knochen durchschlug. Das hier war die Arbeit eines Metzgers gewesen, nicht die eines Berufskillers, der sich seinen Ruf auf Zuverlässigkeit und Menschlichkeit aufgebaut hatte. Ja, Menschlichkeit. Das präzise Töten, ohne Vorwarnung, ohne die Macht auszukosten, an der sich geistesranke Serienkiller aufteilten. Das war seine Spezialität. Und ausgerechnet bei seinem letzten Auftrag musste er sich wie ein Amateur verhalten. Schlimmer, als mit

einem Messer zu töten, war nur noch das Töten mit bloßen Händen. Vielleicht sollte er sich doch eine neue Pistole besorgen. Aber das hier war nicht Amerika, das hier war das geordnete Deutschland, in dem man für alles einen Schein benötigte. Und über andere Kanäle könnte man ihn zu schnell aufspüren. Zu unprofessionell. Den meisten illegalen Waffenhändlern war nicht zu trauen. Ja, für alles brauchte man irgendeine Genehmigung. Nicht einmal die Zeugnisse seiner Frau hatte man anerkannt, obwohl sie in Argentinien eine sehr gute Krankenschwester gewesen war und die Sprache ihrer neuen Heimat innerhalb weniger Monate beherrscht hatte. Anstatt ihr eine Chance zu geben, hatte man sie immer nur abgewiesen. Zu ihr war dieses Land nicht freundlich gewesen.

Kayan musste also seinen bestialischen Feldzug fortführen und auch die letzten beiden mit einem Messer töten. Nie hätte er gedacht, dass kurz vor dem Ende seiner Laufbahn so etwas passieren würde. Es war wie eine letzte Prüfung, bevor er sich von diesem Teil seines Lebens verabschieden konnte. Gott – und davon war Kayan jetzt fest überzeugt –? wollte ihm einen Stein in den Weg legen. Doch dieser Gott sollte bei seinem Urteil berücksichtigen, was er als Kind alles durchgemacht hatte. Unzählige Albträume, Bilder, die kein Kind vergessen konnte, hatten

sich tief in sein Gedächtnis gebrannt. Die Junta hatte ihn gelehrt, dass man zwei Seiten haben musste, um zu überleben. Die eine, die hinschaut, und die andere, die schnell wieder vergisst.

Eine Verkäuferin bat ihn, kurz zu warten. Sie musste noch eine Kundin wegen eines Espresso-Automaten beraten. Glänzende Maschinen reihten sich auf einem Holzregal aneinander wie Trophäen. Von günstig bis exklusiv. Nie hätte er gedacht, dass er einmal zu den Menschen gehören würde, für die Preisschilder keine Bedeutung haben. Wie oft hatten sie während der Militärdiktatur nichts zu essen gehabt? Wie oft musste seine Mutter losziehen, um von irgendwoher etwas Brot aufzutreiben, weil man seine beiden älteren Brüder entführt hatte und sein Vater krank vor Angst im Bett lag? Und jetzt stand er vor überfüllten Regalen. Was für ein merkwürdiges Leben.

Kayan redete nie viel. Er schämte sich dafür, die Sprache seiner neuen Heimat nicht akzentfrei zu beherrschen. Sein »R« rollte immer noch verräterisch, obwohl er schon etliche Stunden bei einer Logopädin verbracht hatte.

»Es soll ein Geschenk sein«, sagte er und ärgerte sich im nächsten Moment über diesen schwachsinnigen Satz. Die Verkäuferin musterte ihn. Sie schien abzuschätzen, was er sich leisten konnte. Kayan trug einen maßgefertigten Anzug,

den er für unglaubliche viertausend Pfund in der Savile Row in London erstanden hatte. Der Name des Schneiders fiel ihm nicht mehr ein. An den Auftrag, der ihn in die hektische Stadt geführt hatte, konnte er sich jedoch gut erinnern. Manchmal war das Töten auch ein Vergnügen. Es ging um einen unsympathischen jungen Typen, der mit Erpressung sein Glück versuchte. Eine niederträchtige Art, um an Geld zu kommen. Leider war er aus Gier oder Übermut oder beidem an die falschen Leute geraten.

Die Verkäuferin schien den Unterschied zwischen Konfektionskleidung und Maßanzug zu kennen. »Dieses Messer kommt aus Japan, wurde von Meisterhand gefertigt und wird auch höchsten Ansprüchen gerecht. Ist die Beschenkte eine Frau oder ein Mann?« Sie entfernte den Schutz der Klinge.

»Ein Mann«, antwortete Kayan. »Aber es müsste etwas robuster sein. Das hier erscheint mir zu filigran. Vielleicht sogar von hier.«

»Von hier?« Die Frau blickte ihn fragend an.

»Ich mein, aus Deutschland. Oder aus der Schweiz. Die können das ja auch, Messer herstellen.«

»Natürlich.«

Die Frau verschwand zu einer Vitrine und kam mit einer Auswahl an Messern zurück. Die meisten hatten keinen

hölzernen Schaft und die Klingen waren aus einem Stahl mit bläulich schimmerndem Glanz. Er wog eines nach dem anderen in der Hand und hörte nicht zu, als die Verkäuferin über die Vorzüge der unterschiedlichen Modelle referierte, sondern ließ sein Bauchgefühl entscheiden. Das hatte ihn noch nie betrogen. Noch zweimal töten. Noch zweimal der dunklen Seite seiner Existenz gehorchen und dann vergessen. Alles vergessen. Das Blut von den Fingern waschen und zur Ruhe kommen.

Er stand an der Kasse und reichte seine Kreditkarte über den Tresen. Die Frau zog sie durch das Lesegerät und rollte die Augen. »Hängt es bei dir auch?«, fragte sie eine Kollegin, die einige Meter entfernt vor einer anderen Kasse stand. »Haben anscheinend Übertragungsprobleme. EC-Karten gehen im Augenblick besser.« Die Frau lächelte Kayan zu und zuckte mit den Schultern. »Hätten Sie zufällig noch eine andere Karte?«

»Ach so, natürlich.« Kayan öffnete sein Portemonnaie und entschied sich für eine schwarze Karte. Die Frau musterte sie kritisch und drehte sie zwischen den schlanken Fingern.

»Ist keine Kreditkarte«, sagte Kayan.

»Dann schauen wir mal.« Die Frau schob die Karte in das Lesegerät. »Sieht gut aus.« Sie zog es aus der Halterung und

stellte es vor Kayan hin. »Ihre Geheimzahl bitte.«

»Meine ...« Kayan stockte. Er wusste sie nicht. Nur an die Neun konnte er sich erinnern, aber die anderen drei Ziffern waren aus seinem Gedächtnis verschwunden. Zum Einkaufen benutzte er fast ausschließlich seine Kreditkarten oder Bargeld, das seine Frau immer für ihn abhob und in den Tresor im Wohnzimmer legte. »Einen Augenblick«, sagte er peinlich berührt. Er hatte das Gefühl, rot anzulaufen, als er die Mobilnummer seiner Frau wählte. Um die Uhrzeit musste sie zu Hause sein. Oder war heute das Treffen mit den Leuten vom Fair-Trade-Laden, für den sie die Buchhaltung erledigte? Er war erleichtert, als er ihre Stimme hörte. Sie nannte ihm die simple, vierstellige Kombination und erzählte ihm im nächsten Atemzug davon, dass Amélie Fieber hatte. »Könntest du eventuell einen Tag früher zurückkommen, Darling? Ausgerechnet jetzt hat sich auch noch Anne den Arm gebrochen. So schnell finde ich keinen guten Ersatz.«

»Das ... das geht nicht«, sagte Kayan mit zusammengepressten Kiefern, während er die Nummer in das Tastenfeld tippte. Die Verkäuferin reichte ihm die Tüte und er verließ das Kaufhaus. »Ich kann die Leute nicht sitzen lassen. Das Geschäft ist sehr wichtig. Sehr wichtig.«

»Das sagst du immer«, erwiderte seine Frau resigniert. Es

war nicht das erste Mal, dass Kayan sie vertrösten musste. Manche Aufträge kamen spontan rein, und er war dafür bekannt, selbst die kniffligsten Fälle zeitnah und zuverlässig zu erledigen. Auf diese Weise konnte er auch sein Honorar selbst bestimmen. Wenn es schnell gehen musste, spielte Geld meist keine Rolle. Dass er den Tag von Amélie's Einschulung verpasst hatte und um ein Haar auch ihre Geburt, das war jedoch mit Geld nicht aufzuwiegen. Dieser Stachel saß tief, und in einer Situation wie jetzt kam die Erinnerung an die verheulten Augen seiner Prinzessin wieder hoch und steigerte die Wut auf sich selbst.

Diese Wut explodierte, als er die zerstochnen Reifen an seinem Wagen erblickte. Auf dem Kotflügel prangte ein riesiger Aufkleber mit einem QR-Code. Darüber in silbernen Buchstaben: NUR FÜR VERRÜCKTE.

Dreizehn

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Die letzten zwanzig Minuten hatten sie kein Wort gewechselt. Samuels Augen starrten durch die schwingenden Scheibenwischer hindurch ins Leere. Warum meldete sich sein Vater nicht bei ihm? Was war mit seiner Mutter? Sie musste doch mitbekommen, dass man sämtliche Flüge gestrichen hatte. Bei beiden ging nur die Mailbox ran. Immer nur die Mailbox. Das konnte doch nicht sein. Selbst in Hongkong wurde er aus der Leitung geworfen, obwohl seine Nummer von dem blöden Sicherheitssystem erkannt werden musste. Samuel probierte es noch mal bei seiner Mutter und hinterließ eine Nachricht. Er erzählte nicht, was vorgefallen war, sondern sagte, dass es ihm gut gehe, sie sich aber bitte bei ihm melden sollte, weil es Probleme mit Badawi gebe.

»War er nett?«, fragte Fabienne, ohne ihren Blick von der Straße zu wenden.

Samuel ließ das Fenster herunter. Frische Luft wehte herein. »Was?«

»Ob dein Onkel nett war.«

»Er hat mit mir Fußball gespielt und witzig war er auch.«
Er hielt seine flache Hand in den Fahrtwind, spielte mit dem

Widerstand, als seien es die Tasten eines Klaviers, und dachte darüber nach, wie seltsam sich dieser Satz anhören musste. *Und witzig war er auch ...* Jetzt war er tot. Justus war tot.

»Warum hattest du seine Adresse nicht mehr?«

»Justus hat sich mit meinem Vater zerstritten. Danach hat er uns nicht mehr besucht und wir haben uns nur noch ein paar Mails geschrieben. Irgendwann ist der Kontakt abgebrochen.«

»Und du bist nie auf die Idee gekommen, ihn zu besuchen?«

»Hatte Flugangst.«

»Aber jetzt bist du doch auch geflogen.«

Samuel lächelte leicht. »Mein Arzt hat mir Tabletten gegeben, damit ich nicht ausraste. Hat einigermaßen funktioniert.«

»Womit hat dein Onkel sein Geld verdient?«

»Irgendwas mit Finanzen, glaub ich.«

»Du weißt es nicht?«

»Nein.«

»Spielt es für dich keine Rolle, womit jemand sein Geld verdient? Ist es dir egal, ob er dafür Leute abmurkst oder mit Menschen handelt?«

»Du liebst es, hinter allem und jedem irgendetwas

Schlechtes zu sehen, hab ich recht?« Samuel war nicht in Stimmung für eine neue Lektion in Sachen Ungerechtigkeit. Er wollte wissen, was es mit den beiden Morden auf sich hatte. Beide waren Freunde von seinem Vater gewesen. »Soll ich mich jetzt dafür entschuldigen, dass ich aus einer Familie komme, die Kohle hat und eben nicht am unteren Ende der Gesellschaft lebt? Dass wir einen Chauffeur haben und eine Haushälterin? Gehören Leute wie ich zu deinem Feindbild oder dem deiner Organisation? Wollt ihr sie dafür bestrafen, wenn sie es zu etwas gebracht haben?«

»Kommt drauf an.«

»Worauf denn?«

»Auf das Wie. Auf die Quelle und den Ursprung ihres Reichtums. Das ist alles, was zählt.«

»Ihr spielt also nicht nur Robin Hood, sondern seid auch gleich noch die Richter. Und wie lautet dann das Urteil? Murkst ihr die Leute ab, die durch das Raster fallen? Steckt ihr sie in ein Ghetto?«

»Wenn sie es verdient haben, wäre das vielleicht gar nicht schlecht.«

»Weißt du was? Ihr seid verrückt. Ihr verurteilt Menschen, die ihr gar nicht kennt. Wer zu viel hat, wird enteignet. Deinem Freund scheint die Rolle des Gerechtigkeitsfanatikers besonders gut zu gefallen. Er führt

sich ja jetzt schon wie ein König auf. Möchte gar nicht wissen, was aus ihm wird, wenn euer Plan tatsächlich funktioniert.«

»Hast *du* schon mal für irgendwas gekämpft, außer für die eigene Kreditkarte oder die Erlaubnis, dich zu besaufen?«

»Bisher war das nicht nötig.«

»Dann formulieren wir es mal anders: Das Leben des verwöhnten Samuel ist so verlaufen, dass es keinen Grund gab, nach rechts und links zu schauen. Man bleibt unter sich und wirft dem Pöbel die Brotkrumen hin, damit er brav weiterschuftet.«

»Es tut mir leid«, sagte Samuel sarkastisch. »Es tut mir leid, dass du offensichtlich kein gutes Los gezogen hast.«

»Was?«, blaffte Fabienne. »Spinnst du jetzt?«

»Hast du deshalb so einen Hass auf die Menschheit?«

Sie trat unsanft auf die Bremse. »Ich habe keinen Hass auf die Menschheit. Im Gegenteil! Ich will nur nicht, dass wir alle weiterhin verarscht werden.« Sie lehnte sich über Samuel und öffnete die Tür. »Nicht mal dich hasse ich, obwohl du keine Ahnung hast, was gerade abgeht. Obwohl es dir nicht schaden könnte, mal ein bisschen über den Tellerrand zu schauen. Auch wenn du glaubst, dass diese beiden Morde eine Entschuldigung dafür sind, dass du dich weiterhin nur mit deinem eigenen Schicksal beschäftigst.« Sie drückte die

Tür auf. »Raus!«

»Hier?«

Fabienne antwortete nicht, sondern stieg aus, öffnete die hintere Tür, zog die Transportbox heraus und stellte sie auf den Grünstreifen neben die Fahrbahn. Den Rucksack warf sie hinterher.

»Was soll der Scheiß?« Samuel sprang aus dem Wagen. »Du hast sie echt nicht mehr alle. Da ist meine Kamera drin!«

»Kannst dir ja 'ne neue kaufen.«

»Ja, das kann ich. Mit dem Geld meines Vaters, von dem ich nicht weiß, wie er es verdient hat!« Samuel knallte die Tür zu.

»Deine beschissene Ignoranz geht mir auf den Sack!«, brüllte Fabienne. »Wegen Leuten wie dir geht die ganze Welt den Bach runter.«

»Komm mal runter«, sagte Samuel. Fabiennes plötzlicher Gefühlsausbruch, die Art, wie sie ihn dabei anschaute, mit hasserfüllten Augen und bebendem Unterkiefer, erinnerte ihn an seine Mutter, wenn sie früher mit seinem Vater gestritten hatte. Sie wollte wieder in den Wagen steigen, doch Samuel hielt sie an der Schulter fest. »Was hab ich dir getan?«, fragte er ruhig. »Was wirfst du mir vor? Dass ich keine Ahnung hab von dem, was ihr da treibt? Dass ich nicht daran glaube, dass

die Welt untergeht oder alles nur schlecht ist, und deshalb auch keinen Sinn darin sehe, mich eurem Verschwörungsclub anzuschließen?«

Fabienne schüttelte seine Hand ab und erwiderte mit mahlenden Kiefern: »Ich werfe dir vor, dass du von nichts eine Ahnung hast. Und dass es dir auch scheißegal ist.«

»Jetzt hör mir mal zu.« Samuel holte tief Luft. »Ich bin gerade mal drei Tage in Deutschland, hab zwei tote Menschen gesehen, die Hauptzentrale der neuen RAF, kann keinen erreichen und hänge hier fest. Wie wärest du denn drauf, wenn dir das alles passieren würde?« Er machte eine Pause. Fabienne starrte ihn stumm an. Samuel redete so ruhig weiter, wie er es fertigbrachte: »Alles, was ich will, ist, die Sache aufklären und weiter nach London fliegen. Ich kann nicht mehr, verstehst du? Ja, vielleicht weiß ich nicht, was hinter den Kulissen abgeht, vielleicht bin ich ignorant. Aber jetzt ist der falsche Zeitpunkt, um mich zu bekehren. Verstehst du? Im Moment will ich nur eines: irgendwo ankommen.«

»Ankommen?« Fabiennes Handy klingelte. Sie schaute auf das Display, drückte den Anrufer aus der Leitung und atmete tief ein, als würde sie in Gedanken bis zehn zählen. »Ich fand dich nett, das war alles. Ich dachte, du wolltest vielleicht dabei sein, wenn sich die Welt verändert. Aber ich

hab mich wohl getäuscht.«

»Was ist das denn jetzt für ein alberner Vorwurf? Wir kennen uns doch kaum.«

»Ja, ist vielleicht auch besser so. Also geh.«

»Deshalb schmeißt du mich jetzt raus? Weil ich anders bin? Deswegen willst du mich hier, mitten in der Pampa, stehen lassen?«

»Irgendwann gehen wieder Flüge nach London. Wenn du deinen Daddy anrufst, besorgt er dir sicher einen Platz in einer Maschine. Und es gibt bestimmt jemanden, der dich mitnimmt. Streck den Daumen raus und warte.«

Erneut das Klingeln ihres Handys. Sie ging ran. »War in einem Funkloch«, sagte sie und winkte Samuel fort wie eine lästige Fliege. »Ich weiß«, sagte sie genervt und drehte sich von ihm weg. »Aber ich werde die Flyer trotzdem abliefern. Das ist meine Entscheidung. Punkt!« Sie stockte. »Wir haben gesagt, dass es nur eine Option ist! ... Nichts weiter. Hast du die anderen befragt, wie sie dazu stehen? Hast du das? Solche Entscheidungen kannst du nicht im Alleingang treffen.« Sie entfernte sich einige Meter vom Auto. Samuel gab Badawi etwas zu trinken. Er zog sein Handy heraus und versuchte seine Mutter zu erreichen. Der Empfang war gut. Kurz glaubte er, ein Freizeichen zu hören, doch dann drang wieder das hektische Besetztzeichen durch den Hörer.

Samuel fragte sich, ob die beiden Morde in den Nachrichten kommen würden.

»Was ist, alter Herr?« Er hielt Badawi die getrockneten Garnelen hin. Sie hatten ja schon immer mies gerochen, aber jetzt musste Samuel würgen. »Hast du auch genug von diesen Spinnern?« Badawi drehte den Kopf weg. Samuel zog schnell den Zippverschluss zu. Noch eine Sekunde länger und er hätte sich übergeben. Dann machte Badawi etwas, das er nur selten tat. Er drückte sich gegen Samuels Hand und schloss die Augen. Sein Fell zitterte. Samuel streichelte ihn. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, den Kater mitzunehmen. Eigentlich hatte er es ja nur wegen sich selbst getan und nicht, wie er sich eingeredet hatte, um ihn nicht allein zu lassen. »Vermisst du Hongkong?«, flüsterte er und kraulte ihm den Hals. »Tut mir leid. War wirklich egoistisch von mir, dich aus deinem Zuhause rauszureißen.«

Samuel bemerkte, dass Fabienne wieder hinter ihm stand. Er blickte zu ihr auf. »War nett, dich getroffen zu haben«, sagte er verärgert und wandte sich wieder dem Kater zu, der zu schnurren begonnen hatte.

»Ich hab selbst auch mal eine Katze gehabt. Wie alt ist ...«

»Badawi«, sagte Samuel. »Achtzehn.«

»Wow, sieht man ihm gar nicht an. Meine Katze wurde

nur acht. Dann hat sie sich einem Laster in den Weg gestellt. War echt schrecklich. Ich hab heut noch manchmal Albträume deswegen.« Sie streckte ihm die Hand hin. »Steig wieder ein. Bitte. Ich hab das nicht so gemeint.«

»Nein. Ich komme alleine weiter.« Samuel schulterte den Rucksack und schloss das Gitter an der Transportbox.

»Danke, dass du mir geholfen hast. Und viel Glück.«

»Ich muss dich mitnehmen«, sagte Fabienne mit halbherzigem Lächeln. »Hast deine Chance verpasst. Sorry.« Sie griff nach der Transportbox und lud sie auf die Rückbank.

Vierzehn

Potsdam | 21 Grad | Bewölkt

Stoßstange an Stoßstange standen Autos und Lastwagen an der Zufahrt zur Tankstelle. Aus den Autoradios drang ein Gewirr aus Nachrichtenstimmen und Musik. Die kaum vorhandenen Lücken zwischen den Wagen wurden von Menschen mit Kanistern eingenommen, die, jeder auf seine Weise, das Warten überbrückten. Als einer von ihnen sich eine Zigarette anstecken wollte, schlugen ihm wütende Schreie entgegen. Es herrschte eine seltsame Stimmung. Nicht die Ruhe vor einem Sturm. Vielmehr schien jeder der Wartenden zu ahnen, dass es bald vorbei sein könnte. Jeden Moment konnte die Quelle versiegen. Der letzte Tropfen Benzin. Das letzte Klacken der Zapfsäule, bevor sie ohne Vorwarnung den Dienst einstellte. Es war wie beim Elfmeterschießen.

»Gestern war der Tank noch fast halb voll«, sagte Fabienne. Etwas war seit dem Telefonat mit ihren Augen. Sie wick seinem Blick aus. Als Samuel vorhin wieder in den Wagen gestiegen war, hatte sie ihn so merkwürdig angeschaut. Dann hatte sie plötzlich gelächelt. Vielleicht hatte auch sie noch nie einen toten Menschen gesehen.

»Irgendein Idiot muss damit gefahren sein.« Wütend schlug sie gegen das Lenkrad. Sie regte sich auf, als würde ihr Leben von einem Schluck Benzin abhängen. Samuel starrte auf sein Handy, ohne zu reagieren.

»Ich kann weder meine Mutter erreichen noch meinen Vater. Und das Netz ist verdammt lahm. Glaubst du, Pablo kann rauskriegen, was los ist?«

»Weiß nicht. Ist wahrscheinlich im Stress. Bald geht's richtig los.«

»Dann fliegt die Welt in die Luft?«

Fabienne lächelte müde.

»Sorry«, lenkte Samuel ein. »Was passiert dann?«

»Pablo hat zusammen mit Kyoti an einigen Algorithmen gearbeitet, die als Grundlage für *One* dienen. Das Spiel basiert vor allem auf der Idee einiger Wissenschaftler für ein gerechtes Wirtschaftsmodell, das sie sich schon vor Jahrzehnten ausgedacht haben. Die schwierigste Arbeit war es, aus diesen Theorien ein interessantes Spiel zu machen, für das sich die Leute begeistern. Dafür haben sie sich Experten aus der Gamer-Szene geholt, die wissen, wie man so was anstellt, ohne dass dabei ein sinnfreies Ballerspiel rauskommt. Aber es ist nun mal so, dass die Leute nur ungern ihren Arsch hochkriegen, wenn man sie ganz direkt mit Politik konfrontiert. Ein Spiel war das Hintertürchen,

das wir gebraucht haben, um Kontakt aufzunehmen.«

»Und was können eure Spieler?«

»Entscheidungen treffen. Nicht ständig. Nicht alle. Das endet im Chaos. Aber diejenigen, die gerade in der Entscheidungsebene sind, können schnell und zielgerichtet handeln. Zusammen mit Programmierern, die die Ideen in die Tat umsetzen. Um Neid vorzubeugen, kann jeder für einen bestimmten Zeitraum in der oberen Ebene mitbestimmen. Sobald er jedoch zu viele Entscheidungen trifft, die der Gemeinschaft nicht gefallen, wird er abberufen. Nach maximal zwei Spielzyklen muss er seinen Platz räumen.«

»Und worüber treffen eure Spieler Entscheidungen?«

»Über die Zukunft.«

»Ich dachte, dafür schreibst du das Drehbuch?«

»Ja, zusammen mit anderen. Zumindest geben wir die grobe Richtung vor. Wie bei einem Rollenspiel, verstehst du? Was die Spieler daraus machen, ist ihre Sache. Uns fehlen aber wichtige Bausteine. Und manche Leute, die wir dafür bräuchten, weigern sich, bei uns mitzumachen. Wir hoffen, dass sich das noch ändert.«

»Und ihr glaubt wirklich, dass ihr ein Spiel in die Wirklichkeit übertragen könnt?«

»Ja, das glauben wir. Sogar unsere neu geschaffene digitale Währung ist mittlerweile so stabil, dass sie als echte

Alternative infrage kommt. Dank ihr wird es keine Inflation mehr geben.«

»Ihr habt wirklich an alles gedacht«, sagte Samuel.

»Wir haben auf allen Ebenen Leute, die uns unterstützen. Von der ausgebeuteten Putzfrau bis zum gut bezahlten CEO. Und alle sind dazu bereit, diesen Kampf zu führen, weil sie kapiert haben, dass es so nicht weitergeht. Dass es einen Neubeginn braucht.«

»Aber wer ist der Gegner? Die Regierung? Die Konzerne?«

»Gegner sind all diejenigen, die nicht bereit sind, fair zu teilen.«

»Ihr seid also Christen.«

»Christen, Muslime, Juden oder was auch immer. Was spielt das für eine Rolle? Uns eint der Glaube an ein besseres Europa und eine bessere Welt. Das ist unser gemeinsames Ziel. Wir haben kein Problem damit, dass Unternehmen nach Gewinnen streben und gute Leistungen honoriert werden. Wir akzeptieren nur nicht, dass dafür Armut, Hunger und Leid billigend in Kauf genommen werden, obwohl es Möglichkeiten gibt, das zu verhindern. Lokale Landwirtschaft, Ausbildungsprogramme für Arbeiter. Eine Globalisierung, die nicht ausbeutet, sondern integriert. Es gibt so viele Punkte, wo wir ansetzen werden, sobald der

erste Schritt in Europa getan ist. Momentan rauben wir doch nur anderen Ländern die wirtschaftlichen Grundlagen, saugen sie aus und schicken ihnen dann Hilfslieferungen, damit sie uns nicht überrennen, sondern brav vor der eigenen Haustür verrecken.« Sie brach ab. Weiter vorne kam es zu Handgreiflichkeiten. Ein glatzköpfiger Mann schlug mit einem Kanister auf einen jüngeren ein.

»Die Menschen werden zu Bestien, wenn sie ihr Eigentum verteidigen. Wenige sind bereit, etwas von ihren Privilegien abzugeben. Deshalb brauchen wir einen Neuanfang. Wir müssen die Reset-Taste drücken, bevor die Leute aufeinander losgehen. Und genau das wird passieren.«

»Weil es so in deinem Drehbuch steht?«

»Weil es genügend Experten gibt, die diese Vision haben.«

Das Gebrüll der beiden Kontrahenten wurde von einem Aufschrei der Empörung überdeckt, die ihren Ursprung bei einem kleinen, dickbäuchigen Mann hatte, der auf eine Leiter geklettert war und ein Schild über der Säule mit den Preisen anbrachte. Große fette Buchstaben fügten sich zu einem Wort zusammen, das Samuel noch nie in Zusammenhang mit einer Tankstelle gelesen hatte.

AUSVERKAUFT.

»Scheiße!« Fabienne schlug gegen das Lenkrad. Vor ihnen sprangen nacheinander die Motoren an. Die Wut entlud sich

in wildem Gehepe. Einige Autos scherten aus, die Kanisterträger sprangen zur Seite und ein Lastwagenfahrer stieg mit einem Waschbeutel unter dem Arm aus seiner Kanzel und steuerte auf die Toiletten zu, als würde ihn das Chaos nichts angehen.

»Wie weit kommen wir noch?«

»Zehn, vielleicht auch fünfzehn Kilometer.«

»Und wie weit ist es zurück zum Hauptquartier?«

»Sagenhafte zweiundvierzig Kilometer.«

»Wirklich? Ist mir vorhin gar nicht so weit vorgekommen.«

»Sie haben die Innenstadt wegen neuer Demos abgeriegelt. Wir müssen außenrum fahren. Und dieser Panzer hier schluckt verdammt noch mal zu viel Sprit!« Fabienne legte den Rückwärtsgang ein und versuchte auszuscheren, doch sie waren zu allen Seiten hin eingekeilt. »Idioten!«, brüllte sie und zeigte einem Autofahrer, der sie bei einem gewagten Wendemanöver um Haaresbreite verfehlte, den Vogel. Der untersetzte Mann, der das Schild angebracht hatte, befestigte nun rotes Absperrband an den Zapfsäulen und erntete hasserfüllte Blicke, als sei er höchstpersönlich dafür verantwortlich. Der Fahrer im Wagen hinter ihnen drückte wie von Sinnen auf die Hupe. Das Quäken machte einen fast aggressiv.

»Bei so was rasten die Leute aus«, sagte Fabienne. »Aber wenn der Tank wieder voll ist, hocken sie vor der Glotze, mampfen Chips und wundern sich, was draußen in der Welt so passiert.« Sie starrte in den Rückspiegel. »Geht's noch? Der Typ hat doch ein Rad ab.«

Nach einer kurzen Pause, in der sich nichts bewegte, drückte der Mann hinter ihnen wieder auf die Hupe. So als säße er im Fußballstadion und seine Mannschaft müsste einen Rückstand aufholen. Badawi stieß ein gequältes Miauen aus.

»Jetzt reicht's«, zischte Fabienne, schnallte sich ab und sprang aus dem Wagen. Samuel folgte ihr. Der Typ hatte einen hochroten Kopf. Sein schütteres Haar war in fettigen Strähnen von einer zur anderen Seite gekämmt. Grinsend drückte er mit dem Handballen auf die Hupe und ließ den Motor laufen. Fabienne baute sich neben seiner Tür auf und klopfte gegen die Scheibe. Samuel blieb in sicherer Entfernung stehen. Der Typ ließ die Scheibe herunter, ohne seine Hand von der Hupe zu nehmen.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mit dem Scheißgehupe aufhören würden!«, brüllte Fabienne. »Sie sind nicht der Einzige, der von hier wegwill. Wie Sie sehen ...«, sie machte eine ausladende Handbewegung, »... wird es wohl noch etwas dauern.«

Nach einem Moment der Sprachlosigkeit und einem misslungenen Hupversuch, der in einem kümmerlichen Ton endete, öffnete der Mann seinen breiten Mund. »Jetzt hör mir mal zu, du verwöhntes Gör.« Die Bassstimme war beeindruckend. »Wegen Leuten wie dir, die das Geld von Papa und Mama in den kleinen verwöhnten Arsch geblasen bekommen, stecken wir jetzt in der Scheiße fest. Solange du also noch am Tropf deiner Eltern hängst, solltest du den Mund nur aufreißen, wenn es dein Freund von dir verlangt.« Er blickte zu Samuel. Der sah das Unheil kommen, konnte es aber nicht verhindern. Fabienne riss den Wassereimer aus dem Ständer seitlich der Zapfsäule und kippte die dreckige Brühe durch das gekippte Fenster.

»Hier, du Fettsack, damit deine Hormone wieder abkühlen.« Fabienne machte auf dem Absatz kehrt, hinter ihr flog die Wagentür auf und der Typ stieg mit triefendem T-Shirt aus. Samuel fragte sich, wie dieser Koloss überhaupt in den Kleinwagen gepasst hatte.

»Du beschissene Schlampe!«, brüllte er mit bebender Stimme. Ein Junge filmte die Szene mit seinem Handy. Fabienne ging in provozierend langsamen Schritten zurück zum Wagen. Samuel konnte nicht zulassen, dass dieser Bär sie hinterrücks erwischte. Er stellte sich dazwischen und erinnerte sich an seine erste Rugbystunde in Hongkong, als

ihn der Trainer in der Defense gegen einen bulligen Oberstufenschüler hatte antreten lassen. Der Aufprall ihrer beiden Körper war wie eine Explosion gewesen. Nur mit dem Unterschied, dass er damals auf weichem Rasen gelandet war und nicht mit dem Kopf gegen eine Zapfsäule knallte, um von seinem Gegner anschließend noch einen Fußtritt ins Gesicht zu kassieren. Der metallische Geschmack von frischem Blut war etwas, das er nur vom Zahnarzt kannte. Während er stöhnend auf dem Boden kauerte und kurz davorstand, ohnmächtig zu werden, sah er aus dem Augenwinkel, wie sich Fabienne im Wagen verschanzte. Doch der Typ kam jetzt erst richtig in Fahrt. Er pflückte den Wischer vom Boden auf und bearbeitete mit der Stahlkante zuerst die Motorhaube und dann die Windschutzscheibe. Glas splitterte. Als Nächstes riss er die Seitenspiegel ab und kickte gegen die Seitenverkleidung. Keiner kam ihnen zu Hilfe. Die Leute blieben in ihren Autos hocken und verfolgten den zerstörerischen Feldzug, als hätten sie beim Zappen einen neuen Kanal entdeckt. Kaum war der Koloss wieder in sein Auto eingestiegen, drückte er erneut auf die Hupe, brach mit quietschenden Reifen durch eine Lücke, die sich neben ihm aufgetan hatte, und schlängelte sich hupend aus der Tankstelle.

Fünfzehn

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Der Geruch der Tankstellentoilette war widerlich. Obwohl Samuel pochende Schmerzen hatte, konnte er den zähen Gestank nach Pisse nicht ausblenden. Die verdreckte Klobürste mit dem abgebrochenen Stiel erledigte den Rest.

»Stillhalten«, befahl Fabienne, beugte sich über ihn und tupfte die Platzwunde an seiner Stirn mit Klopapier ab. »Ich glaub, das muss genäht werden.«

»Wird schon nicht so schlimm sein«, sagte Samuel, stieß mit seiner Zunge gegen einen Vorderzahn und erschrak: Er wackelte!

»Anzeigen müsste man diesen Wichser. Solche Leute gehören in die Klappe. Die haben diese ganze Klassenscheiße so verinnerlicht, dass sie sich wieder wie Steinzeitmenschen verhalten.« Sie griff ihm unter die Achseln. »Wir müssen ins Krankenhaus. Ein Pflaster hilft da nicht. Wenn da was reinkommt, kriegst du 'ne Sepsis.«

»Eine was?«

»Blutvergiftung.«

»Bist wohl vom Fach.«

»Hab meinem Vater ab und zu in der Praxis geholfen.«

»Also doch nicht Unterschicht«, sagte Samuel.

»Er ist Tierarzt. Aber die Unterschiede zum Menschen sind ja nicht allzu groß. Jede Spezies kämpft ums Überleben.«

Samuel hatte Mühe aufzustehen. Die Welt drehte sich. Zielsicher fand seine Zunge den lockeren Zahn und schob ihn vor und zurück. Dieses Vergnügen hatte er das letzte Mal in der Grundschule gehabt. Doch diesmal würde ihm die Zahnfee keine sprechende Darth-Vader-Figur unter das Kopfkissen legen. Aus irgendeinem Grund – wahrscheinlich hatte sein Körper den hauseigenen Drogenschrank geöffnet – amüsierte ihn die Vorstellung, seiner Mutter mit einer Zahnlücke gegenüberzutreten. Sie würde vor Schreck in Ohnmacht fallen.

»Wieso lächelst du?«, fragte Fabienne verwundert. Samuel griff mit Daumen und Zeigefinger nach dem Zahn und wackelte daran. »Ist nicht wahr!« Fabienne wirkte ehrlich schockiert. »Das wird richtig teuer. Zähne sind teurer als Gold.«

Mit der Schulter stieß sie die Metalltür auf. Draußen war es still. Kaum vorstellbar, dass hier vor wenigen Minuten noch Chaos geherrscht hatte. Bis auf ihren Wagen war die Tankstelle leer. Die Stille wurde von fernem Sirenengeheul durchbrochen, das sich unrhythmisch mit dem Plätschern

dicker Regentropfen vermischte, die auf ein Wellblechdach trafen, unter dem ausgemusterte Reifen und ein altes Motorrad standen. Die elektrische Glastür zuckte zurück, als sie am Verkaufsraum vorbeikamen. Die Stimme eines Nachrichtensprechers empfing sie, der von Stromausfällen, Lieferengpässen und Hackerangriffen berichtete. Der Tankwart trat bewaffnet mit einem Besen nach draußen und machte sich daran, den Müll und die Scherben zur Seite zu kehren. Er schenkte ihnen keine Beachtung. Auch nicht, als Fabienne auf den Fahrersitz stieg und die gesplitterte Frontscheibe mit den Füßen aus dem Rahmen drückte.

»Einsteigen«, sagte sie zu Samuel, der das gefaltete Toilettenpapier noch immer auf die Platzwunde drückte. Er lehnte sich gegen den Wagen und genoss den aufsteigenden Schwindel, der seine Wahrnehmung dämpfte und den Schmerz auf einem erträglichen Level hielt. Fabienne musste ihm dabei helfen, auf den Beifahrersitz zu steigen.

»Vermutlich hast du dir auch die Hüfte geprellt«, stellte sie fest und schloss den Sicherheitsgurt um seinen Körper.

Noch immer war der Himmel dunkelgrau und die Welt wirkte, als hätte man sie ihrer Farben beraubt. Ein fahles Licht wie kurz vor Einbruch der Dunkelheit, obwohl es erst kurz nach acht war. Sie tuckerten langsam über die Landstraße. Dennoch peitschten ihnen Regentropfen ins

Gesicht, als wären es kleine Geschosse. Der Wagen blieb mit einem Rumpeln stehen. Jetzt war der Tank endgültig leer.

»Großartig«, sagte Fabienne. »Ich ruf in der Zentrale an. Vielleicht kann uns jemand abholen.« Sie stieg aus dem Wagen. Samuel konnte sich die Reaktion ihres Freundes vorstellen. Wahrscheinlich musste sie sich hundertmal entschuldigen, vor dem Losfahren nicht auf die Tankanzeige geschaut zu haben. So waren diese Leute, die sich für die Größten hielten. Sie liebten es, wenn man vor ihnen zu Kreuze kroch.

Das Pochen war in Samuels Kopf zurückgekehrt. Sein ganzes Leben war gewaltfrei verlaufen und jetzt bekam er gleich zweimal hintereinander eins auf die Mütze. Wenigstens hatte die Wunde zu bluten aufgehört. Im Spiegel der verwaisten Sonnenblende betrachtete er den Längsschnitt auf der Stirn und das verkrustete Blut. Für einen Moment machte ihn dieser Anblick stark. Er hatte sich geprügelt. Das erste Mal in seinem Leben. Na gut, er hatte nur einen Gegentreffer gelandet, aber der Typ war auch mindestens doppelt so breit gewesen wie er.

Fabienne riss die Tür auf. »Sie können uns nicht abholen«, sagte sie. »Aber ganz in der Nähe gibt es einen Außenposten. Dort haben wir Motorräder. Und Nadel und Faden. Wegen der Demos sind die Krankenhäuser sowieso überfüllt. Bist

du gut zu Fuß?«

»Ja.«

»Sind zehn Kilometer. Wir können zwischendurch ja irgendwo eine Pause machen und was essen.«

»Du willst jetzt aber nicht behaupten, dass ihr von den Lieferengpässen gewusst habt«, sagte Samuel verblüfft, als er Badawi aus dem Auto lud.

»Wir haben nur nicht damit gerechnet, dass die Ölmultis so schnell kalte Füße bekommen, wenn wir uns ein bisschen in die Preisgestaltung einmischen.« Fabienne nahm ihm grinsend den Rucksack ab. »Du hältst uns immer noch für Spinner, nicht wahr?«

»Nicht direkt. Ich glaub nur nicht, dass es so leicht geht, der Welt ans Bein zu pinkeln, ohne dabei erwischt zu werden.«

»Leicht geht es nicht«, sagte sie ernst. »Aber glaub mir, in ein paar Tagen wird hier nichts mehr sein wie vorher. In ein paar Tagen werden die Karten neu gemischt.«

Sechzehn

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Kayan ließ den Immobilienmakler ausreden, obwohl der sich gerade in einen ausufernden Monolog über den Vorzug einer Luxusimmobilie verstrickt hatte. Er hielt das Handy ein Stück vom Ohr weg. Warum musste dieser Typ immer so laut reden und so schnell?

»Sie werden verstehen, dass ich Ihnen dieses außergewöhnliche Objekt nicht länger reservieren kann. Auch wenn Sie ein guter Kunde sind, müssen Sie sich langsam entscheiden. Über der Börse ziehen dunkle Wolken auf und die Leute suchen nach sicheren Anlagemöglichkeiten. Ein zweites Zypern und das schöne Ersparte ist weg. Sie müssen sich also beeilen.«

Kayan hasste die billige Verkäuferrhetorik. Und er konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn man ihn unter Druck setzte, aber bei den Hiobsbotschaften, die gerade von den Finanzmärkten kamen, spürte er seine Gelassenheit schwinden. Zwar hatte er auch in Gold und Rentenpapiere investiert, aber sein deutsches Konto war trotzdem gut gefüllt. Vielleicht zu gut. »Wie viel, haben Sie gesagt?«

»2,6 Millionen, inklusive fünfzehn Tiefgaragenstellplätze.

Das ist bei der derzeitigen Marktlage immer noch ein Schnäppchen.«

»Und was ist mit den jetzigen Pächtern des Restaurants?«

»Sind so gut wie draußen. Die Anwaltskosten gehen natürlich aufs Haus.« Das schäbige Lächeln des Maklers war förmlich durch die Leitung zu hören. »Gerne können Sie die Anzahlung in bar leisten, wenn Ihnen das recht ist.«

»Wie entgegenkommend. In ein paar Tagen habe ich bei Ihnen in der Gegend zu tun, dann könnten wir die Sache fix machen.«

»Darf ich das als Zusage verstehen?«, vergewisserte sich der Makler.

»Ja, das dürfen Sie.«

»Ist es Ihnen vielleicht möglich, mir den Auftrag schriftlich zu bestätigen?«

Kayan holte tief Luft. »Wenn ich mich nicht täusche, habe ich Ihnen bereits drei Immobilien abgekauft.«

»Dieses Mal ist es anders. Die Leute spielen verrückt, verstehen Sie? Sie spüren, dass die Krise mit voller Wucht zurückgekehrt ist, und suchen händeringend nach Wertanlagen, die ihnen nicht wie Sand durch die Finger rinnen.«

»Ich schicke Ihnen nachher ein Fax mit den Eckdaten. Genügt das?«

»Natürlich.«

Kayan stellte sich das Siegerlächeln seines Gegenübers vor. Er hasste es, zu verlieren. Doch dieses Mal hatte der Immobilienmakler die besseren Karten. In den Nachrichten redeten sie ständig davon, dass die Immobilienpreise explodierten. Sie sagten zwar auch, dass es eine Blase sei, die schon bald platzen könnte, aber das Restaurant befand sich in einer guten Lage. Und wenn er den Auftrag hinter sich gebracht hatte, wollte er gleich loslegen. »Oder warten Sie ... Ich komme heute Abend noch vorbei«, presste er zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor.

»Soll ich mich um den Notar kümmern?«, fragte der Makler mit einem triumphalen Unterton in der Stimme.

»Tun Sie das.«

Kayan legte auf, ohne sich zu verabschieden. Er zog den ledergebundenen Kalender aus dem Sakko und blätterte auf die Seite mit den Auftragsdaten. Die beiden verbliebenen Zielpersonen hatte er sich wie üblich in einer codierten Schrift, bestehend aus Zahlen und Buchstaben, notiert. Das große »V« vor der »1« bereitete ihm Sorgen. Der Buchstabe stand für das Wort »variabel«, was im Klartext hieß, dass er diese Zielperson innerhalb von achtundvierzig Stunden töten musste, egal, wo sie sich dann befand. Sobald er das Go bekam, begann der Countdown. Das »V« konnte aber auch

noch etwas anderes, durchaus Erfreuliches bedeuten, vor allem für die Zielperson. Wer mit diesem Buchstaben versehen war, bekam in seltenen Fällen die Chance, dem Tod von der Schippe zu springen. Eine Mail oder SMS mit dem Wort »Exit« genügte. Selbst wenn sie in letzter Sekunde einging, hatte sich Kayan in so einem Fall dazu verpflichtet, den Finger wieder vom Abzug zu nehmen. Über einen Mittelsmann hatten sie das vertraglich geregelt. Das oberste Gebot lautete: kein direkter Kontakt zwischen ihm und dem Auftraggeber. Alles ging über verschlungene Pfade. Jede Mail, jede SMS und natürlich auch die Bezahlung durchlief mehrere Stationen. Treuhänder, Anwälte, Vertrauensleute. Sein richtiger Name und der seines Auftraggebers tauchten nirgendwo auf. Jeder war eine Nummer.

Die Todeszelle hatte sich also geöffnet und der Verurteilte wurde nicht darüber informiert, dass man seinen Fall neu verhandelte. Dafür stand das »V«. Ob es sich nur um die Verlängerung der Gnadenfrist handelte oder ob es tatsächlich einen generellen Freispruch gab, blieb selbst für Kayan ungewiss. Häufiger steckte hinter dem »V« das Wort Rache, »Vendetta«, wie es die sizilianische Mafia nannte. Ein paar Sachen mussten noch geregelt werden, ein paar Daten herausgepresst, deshalb der variable Zeitplan. Sein Gefühl sagte ihm, dass das windschiefe »V« mit der »1« dahinter

diesmal den Tod bedeutete. Ohne Pistole. Mit einem neuen Küchenmesser. Die »1« stand für das Geschlecht der Zielperson. Zugegebenermaßen hatte er es in seiner gesamten Laufbahn erst zweimal mit einer »2« – einer Frau – zu tun gehabt. Doch diese beiden Male waren ihm in Erinnerung geblieben, weil er nichts mehr verabscheute, als Frauen Leid anzutun. Aber Kayan fragte nie nach dem Warum. Es war nicht seine Aufgabe, Richter zu spielen. Er war die Exekutive. Er vollstreckte das Urteil, ohne die Gründe zu kennen. Natürlich stellte er manchmal Theorien auf, warum er diesen oder jenen Menschen aus der Welt schaffen sollte, aber am Ende war es ihm egal. Es musste ihm egal sein. Mitleid konnte er sich nicht leisten.

Er hielt inne, weil ihm der Widerspruch in diesem letzten Satz klar wurde. Eigentlich konnte er es sich schon jetzt leisten, nicht mehr zu töten. Es ging nur noch darum, sein Vermögen zu steigern. Er verdrängte diesen Gedanken und studierte den Code seines vorletzten Ziels. Sein Gehirn dechiffrierte die zwölfstellige Zahlenreihe und verwandelte sie in einen wohlklingenden Namen: Vincent Pinaz. Der Nachname verleitete ihn zu einem Wortspiel: Piña. Ananas. Er musste lächeln. Das vorletzte Opfer seiner Laufbahn war eine Ananas. Er betrachtete das Foto des hageren Mannes auf seinem Handy, der ihm streng entgegenblickte, ernst.

Spätestens übermorgen würde der Auftraggeber Kayan eine Nachricht zukommen lassen, wo sich dieser Mann aufhielt.

Zweiter Teil

Gold

Eins

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Samuel brachte kein Wort heraus. Er legte den Löffel in Zeitlupe neben die Suppenschüssel und krallte sich an der Tischkante fest, als würde er jeden Moment nach hinten kippen. Dann senkte er den Kopf, spähte aus dem Augenwinkel zum Fernseher und hielt den Atem an. Ein Irrtum. Das hier war ein verdammt Irrtum, wollte er der Nachrichtensprecherin entgegenbrüllen. Seine Pupillen flackerten unruhig umher, sein ganzer Körper erstarrte. Er wollte sich wegducken und auf allen vieren zum Ausgang kriechen. Hatte ihn jemand erkannt? Mit Sicherheit.

Fabienne mit ihren roten Haaren und er mit dem improvisierten Verband auf dem Kopf und der Transportbox in der Hand waren das Gegenteil von unauffällig. Sie mussten so schnell wie möglich hier raus.

Fabienne packte unter dem Tisch seine Hand, drückte sie

fest. »Hast du etwa was angefasst?«, zischte sie dicht an seinem Ohr und lächelte dabei, als hätte sie ihm gerade gesagt, dass sie ihn lieben würde. Die Kneipe war voll bis auf den letzten Platz. Einige Leute starrten zum Fernseher, andere unterhielten sich mit gedämpfter Stimme. Samuel hatte das Gefühl, dass die Aufnahme seines Gesichts eine Ewigkeit über die beiden Bildschirme geblinmt war. Die Worte der Nachrichtensprecherin wurden von hell ausgeleuchteten Aufnahmen des Tatorts begleitet. Jetzt redete keiner mehr. »Der Mord an einem Berater der Europäischen Zentralbank sorgt für Entsetzen. Parteiübergreifend wird von einer neuen Qualität des Terrorismus gesprochen. Eine Wiederaufnahme und Verschärfung der Anti-Terror-Gesetze vom 11. September stehen auf der Agenda des Bundestags. Experten befürchten, dass hinter diesem Verbrechen die neue, als NOCM bekannte, Occupy-Bewegung steckt. In einer Sondersitzung des Bundestags wurden die Befugnisse der Polizei bereits ausgeweitet.« Die Sprecherin leitete zu einem Reporter über, der auf der Wiese vor dem Reichstag stand. Er wirkte aufgedreht, als er seine Erkenntnisse schilderte:

»Auch wenn Politiker bisher von Einzeltätern sprechen, ist die Angst groß, dass sich derartige Terrorakte wiederholen könnten. Hinter vorgehaltener Hand wird von

einer neuen RAF gesprochen, die ihren Ursprung in mehreren europäischen Protestbewegungen hat, die sich im Internet formiert haben.« Er drehte sich zur Seite. Der Bildausschnitt wurde aufgezo- gen, dann drehte der Reporter sich wieder zurück. »Beim BND wird man nun verstärkt versuchen, Datenströme zu analysieren und auszuwerten. Die neu gegründete Anti-Hacker-Einheit soll bereits erste Festnahmen eingeleitet haben. Es wird sogar in Erwägung gezogen, bestimmte Internetseiten abzuschalten, wenn von ihnen eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung ausgeht. Börsenexperten sehen die Ursache extremer Kursschwankungen in gezielten Angriffen auf Großcomputer. Banken verzeichnen eine außergewöhnliche Zunahme an Kreditkartendiebstählen. Einige der größten Hedgefonds sind aufgrund von Kursmanipulationen tief ins Minus gerutscht. Die Verantwortlichen rufen nach staatlicher Hilfe. Zeitgleich sind im Internet geheime Dokumente führender Ratingagenturen aufgetaucht, die belegen sollen, dass sie durch Insiderinformationen an der Spaltung Europas Milliarden verdient haben.«

Samuel hielt den Blick gesenkt. Das Herz pochte ihm bis in die Kehle und vor seinen Augen tauchten wieder die Bilder von Justus' aufgedunsenem Gesicht auf. Das viele Blut, die Wunden ... das Messer. Wie hatte er nur so dumm sein

können, es anzufassen?

»Können wir bitte gehen?«, fragte Samuel leise. Er hatte Mühe, das Zittern aus seiner Stimme zu halten.

Fabienne lehnte sich zu ihm herüber. Der Wirt hatte den Ton stumm geschaltet und das Gemurmel war angeschwollen. »Bleib ruhig. Keiner hat dich erkannt. Auf dem Bild siehst du aus wie ein Milchgesicht.«

»Aber ich ...«

Sie rollte mit den Augen. »Ich weiß, dass du es nicht warst.«

Am Tisch gegenüber erhob sich ein Mann mit einem Bierglas in der einen und einem Messer in der anderen Hand. Er starrte Samuel an. Hatte er ihn erkannt?

Samuel blieb das Herz stehen.

Der Mann lächelte und schlug gegen das Glas. »Alle mal herhören«, rief er über den Lärm hinweg. »Wenn schon alles den Bach runtergeht, dann lassen wir's noch mal richtig krachen.« Jubel. Er zog ein Bündel Geldscheine aus seinem abgetragenen Ledermantel und fuchtelte damit in der Luft herum. »Ab jetzt geht alles auf meine Rechnung!« Er winkte den Wirt herbei und drückte ihm das Bündel in die Hand. Dann setzte er sich wieder hin, begleitet von Jubelrufen, Applaus und Gebrüll.

»Lass uns gehen«, flüsterte Fabienne. Die meisten Leute

waren aufgestanden und drängten nun vor an den Tresen, wo das Personal dazu übergang, den Schnaps flaschenweise aus den Regalen zu räumen und der aufgepeitschten Menge entgegenzustrecken. Samuel und Fabienne verschwanden nach draußen. Keiner drehte sich nach ihnen um. Keiner rief: »Da ist der Mörder!« Draußen angekommen, gingen sie bis ans Ende der Straße und bogen links in eine Gasse ab. Der gepflasterte Weg stieg leicht an und führte durch eine Schrebergartensiedlung. Hinter dem letzten Grundstück stießen sie auf eine Holzbrücke, die sich im Bogen über einen Bachlauf spannte, dahinter begann ein Waldstück. Zum Glück hatte die Dämmerung bereits eingesetzt.

Fabienne blieb stehen und starrte Samuel kopfschüttelnd an. »Irgendwas mit Finanzen ...« Sie seufzte. »Dein Onkel war ein verdammt hohes Tier. Aber wieso glauben die, dass du ihn umgebracht hast? Ich mein, ist ja nicht gerade gewöhnlich, dass Neffen zu Mördern werden, oder?«

»Ich hab das Messer angefasst.«

»Du hast was?«

»Ja, verdammt, ich hab nicht drüber nachgedacht. Ich war total durcheinander! Das Blut, die Wunde ... Ich weiß nicht, warum ich das getan hab.«

Fabienne schlug sich die flache Hand vor den Kopf. »Ich fass es nicht. Jetzt sind Sie alle hinter dir her.« Sie ging rasch

ein paar Schritte, machte auf dem Absatz kehrt und stieß wütend die Luft aus. »Mit einem Gentest werden die blitzschnell rausfinden, dass ihr verwandt seid. Bin gespannt, was die Reporter daraus machen.«

»Er ist nicht mein richtiger Onkel.«

»Ist er nicht?«

»Nein. Mein Vater ist ein Einzelkind. Justus war mal sein bester Freund. Ich hab ihn als Kind immer Onkel genannt und das ist so geblieben.«

»Ihr seid also nicht verwandt?«

»Nein, sind wir nicht. Ich muss mich der Polizei stellen. Die halten mich doch für den Mörder.«

»Hat er mit deinem Vater studiert?«

»Was?«

»Na ja. Woher kennen sich die beiden denn?«

Samuel schaute Fabienne fragend an. »Aus der Schweiz. Ich glaub, sie haben sich dort kennengelernt. Bei der Arbeit. Aber genau weiß ich das nicht.« Er zuckte die Schultern und schüttelte den Kopf. Die Polizei war hinter ihm her!

»Ist ja eigentlich auch egal«, sagte Fabienne und machte eine beruhigende Geste. Sie zog ihr Handy raus und öffnete eine Übersichtskarte des Geländes. »Morgen werden wir das regeln. Bis zum Stützpunkt sind es noch drei Kilometer. Einiges davon bergauf. Schaffst du das?«

»Ich ... ich muss erst meinen Vater anrufen. Er muss wissen, was passiert ist.« Mit zitternden Händen drückte Samuel auf Wahlwiederholung. Wieder die abgehackte Frauenstimme, die den Anrufer auf einen späteren Zeitpunkt vertröstete. Diesmal wegen dringend notwendiger Wartungsarbeiten. Auch bei seiner Mutter hatte er kein Glück. Hier brüllte ihm ein verzerrter hektischer Ton entgegen, den man kaum länger als ein paar Sekunden ertragen konnte, ohne Herzrasen zu bekommen. Was hatte Samuel hier verloren? Im Wald. Er, der gesuchte Mörder, und das kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag. Genau so hatte er sich den Start in sein selbstbestimmtes Erwachsenenleben vorgestellt: als zur Fahndung ausgeschriebener Killer. Wahrscheinlich flimmerte sein Gesicht bereits über Infoscreens an Bahnhöfen, Flughäfen und Kreuzungen. Und in den sozialen Netzwerken machte man bestimmt schon Jagd auf ihn, der sich nichts zuschulden hatte kommen lassen, außer zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort gewesen zu sein. Die Geschichte klang wie aus einem banalen Hollywood-Blockbuster. Wenigstens unter dem Anschluss von Kata meldete sich die Mailbox. Ihre Stimme war klar und deutlich zu hören. Um sie nicht allzu sehr zu verwirren, sagte er nur, dass es ihm gute ginge und er es später noch mal probieren würde. Was in den letzten Tagen

vorgefallen war, hätte er nicht in sinnvolle Sätze packen können, ohne dabei wie ein Junkie zu klingen, der auf einem schlechten Trip hängen geblieben war.

»Ich muss zur Polizei«, sagte Samuel, nachdem er aufgelegt hatte. »Ich muss ihnen sagen, dass es ein Irrtum ist, bevor meine Eltern durchdrehen. Nachher denken sie tatsächlich, dass ich was damit zu tun habe.«

»Mit dem Mord?«, fragte Fabienne. »Kennen sie dich so schlecht?«

»Nein, aber ...«

»Bei dem, was gerade los ist, stecken sie dich in U-Haft, bevor du den Mund aufmachen kannst. Hast du nicht gehört, was sie in den Nachrichten gesagt haben: Sie können jetzt mutmaßliche Terroristen auf Verdacht aus dem Verkehr ziehen und sie so lange einbuchen, wie sie wollen.«

Samuel sah sie prüfend an. »Wart ihr das?«

»Was?«

»Habt ihr meinen Onkel umgebracht?«

»Wie bitte?«

»Findest du es nicht seltsam, dass wir uns in all dem Trubel zufällig zweimal über den Weg laufen? Und wenn mein Onkel so ein hohes Tier war, dann würde euch das doch richtig gut reinlaufen. Dann könntet ihr doch bestimmt bei euren *Fans* damit punkten, einen von denen da oben

abgemurkst zu haben. Ist doch die optimale Einstimmung auf eure kranke Hetzjagd.«

Fabienne holte Luft. »Sie halten uns jetzt für Terroristen, verstehst du? Sie werden uns jagen und jede noch so kleine Spur verfolgen. Was hier gerade abgeht, kann uns alles kaputt machen.«

»Aber Kyoti hat doch gesagt, dass ihr bereit seid, Leute umzubringen, wenn es sein muss. Vielleicht hat er diese Entscheidung ja im Alleingang getroffen.«

»Wir sind nicht die RAF, unsere Idee ist es, den Feind mit seinen eigenen Mitteln zu schlagen. Unsere Community hat sich in der Mehrheit gegen Terror ausgesprochen. Es kann Tote geben, es ist aber nicht vorgesehen und nur einige von uns haben Waffen. Wir wollen so schnell wie möglich wieder zu einer funktionierenden Demokratie zurückfinden.«

»Hast du das alles auswendig gelernt? Hat dir das der große Guru in einem Ausbildungscamp beigebracht?«

Fabienne parierte den Angriff mit einem Lächeln. »Du verstehst es nicht und ich bin dir deshalb nicht böse. Wahrscheinlich würde ich genauso reagieren, wenn man mich zu Unrecht wegen Mordes suchen würde. Aber ich bin nicht der Feind. Ich habe nichts damit zu tun, dass auf dein Gesicht eine Belohnung ausgesetzt ist!«

»Glaubst du wirklich, dass ihr mit eurem Spiel eine

Revolution anzetteln könnt? Das ist lächerlich!«

»Nenn es von mir aus lächerlich, das ist mir egal. Aber ...«
Fabienne hielt inne. Polizeisirenen waren zu hören. Das Blaulicht zuckte über die Dächer der Gartenlauben – aus der Richtung, aus der sie gekommen waren. Vielleicht hatte man sie doch erkannt. Es gab schlechtere Gründe, jemanden anzuzeigen, als zweihunderttausend Euro. Diese Zahl mit fünf Nullen war über das eingblendete Laufband geschlichen wie ein Söldnerheer, das jetzt nach ihm ausschwärmen würde.

Samuel schulterte den Rucksack und griff nach der Transportbox.

»Was hast du vor?«, fragte Fabienne.

»Ich werde jetzt zur Polizei gehen und mich stellen. Ich hab keinen Bock mehr, wegzurennen. Und euer Spiel oder was auch immer ihr da treibt, ist total krank!«

»Ist es das? Krank?« Sie riss ihn an der Schulter zurück.
»Dann hau ab! Geh zurück zu Mama und Papa und heul dich aus. Du solltest nur nicht vergessen, dass wir dich beobachten. Ein Wort und die Gemeinschaft wird entscheiden, was zu tun ist.«

»Ihr seid also doch nur billige Terroristen.« Samuel stolperte davon. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Fabienne ihr Handy zückte. Wahrscheinlich alarmierte sie Kyoti.

Sobald er bei der Polizei war, wäre er in Sicherheit. Er hetzte durch die Schrebergartensiedlung, zurück auf die Hauptstraße.

Zu spät! Das Polizeiauto fuhr davon. Keuchend stellte er die Transportbox ab und beobachtete den Menschaufmarsch vor der Kneipe. Alle Blicke waren nach oben gerichtet, als würde gleich etwas am Himmel passieren. Vielleicht ein Meteorit oder so, dachte Samuel. Gerade hob er ebenfalls den Kopf, als ein gebündelter Lichtstrahl schräg über die gereckten Köpfe hinwegschoss und auf den Kirchturm traf. Der Lichtkegel tastete sich zögernd die grobe Steinmauer entlang nach oben, bis er den zwiebförmigen Glockenturm erreicht hatte, wo er zitternd verharrte. Das Kirchenschiff dahinter wurde hell erleuchtet. Flugblätter segelten durch die Luft und bedeckten die Straße. Dann wurde es still. Nur die Zischlaute flüsternder Zungen und das Plätschern des Bachlaufs waren zu hören.

»Jetzt kommt das Signal.« Samuel zuckte zusammen, als hinter ihm Fabienne auftauchte. »Sogar hier auf dem Land schließen sich uns die Leute an. Das Spiel beginnt.«

»Was?«, fragte er, ohne sich umzudrehen.

Fabienne antwortete nicht. Plötzlich begannen die Kirchenglocken zu läuten. Die tieferen Töne drückten wie ein schweres Gewicht gegen Samuels Körper, die höheren

rissen an seinem Trommelfell. Nie zuvor hatte er etwas Vergleichbares gehört. Ein Sturm brach los. Doch niemand rannte davon, keiner brachte sich in Sicherheit, auch nicht, als sich unter das Läuten das an- und abschwellende Geräusch einer Sirene mischte. Es kam von rechts, von einem Fachwerkgebäude, vermutlich dem Rathaus oder der Schule. Jedenfalls steckte sich Samuel die Finger in die Ohren. Fabienne weitete die Augen und starrte mit entrücktem Blick hinüber zur Kirche, als sei sie soeben Gott begegnet. Der Lichtkegel senkte sich und das Läuten ebte ab. Zuerst verstummte die Sirene, es folgten noch ein paar letzte tiefe Glockenschläge und die Stille kehrte zurück. Sie hielt nur kurz, dann sah man die Leute in alle Richtungen davoneilen.

»Komm mit«, sagte Fabienne. »Du kannst auch morgen noch weiter.«

Samuel starrte sie verständnislos an. »Morgen bringe ich dich, wohin du willst. Auch zur Polizei, wenn es sein muss.«

Kayan bog in eine Seitenstraße und wich einer Katze aus, die zwischen parkenden Autos hervorgestürzt war. Im Rückspiegel beobachtete er, wie das Tier ungerührt mitten auf der Straße stehen blieb, als wäre das ihr Revier und Kayan ein unerwünschter Besucher. Wäre sie ein Mensch gewesen, hätte sie ihm mit Sicherheit den Mittelfinger

gezeigt. Schließlich stand die Tachonadel noch immer deutlich oberhalb der vorgeschriebenen 30 km/h. Doch der Hybridmotor des Porsches schnurrte so leise und das Fahrwerk war so perfekt abgestimmt, dass er wie auf Schienen dahinrollte. Kein Aufschaukeln, kein Moment der Gefahr. Nicht für ihn jedenfalls. Wenn die Deutschen etwas konnten, dann Autos bauen. Er atmete tief durch. Auch wenn er nicht abergläubisch war – eine schwarze Katze zu überfahren, hätte er als schlechtes Omen empfunden. Schließlich stand er kurz vor einem wichtigen Deal. Er wollte den Grundstein für sein neues Leben legen. Sein eigenes Restaurant, benannt nach seiner Mutter, die nach langer Krankheit, wie es die Frau von der Zeitung in der Todesanzeige so treffend formuliert hatte, von ihnen gegangen war. Sich mitten in der Nacht mit einem Immobilienmakler zu treffen, war der Sache nicht angemessen. Eigentlich hätte er Frau und Kinder dabeihaben wollen, aber das würde er nachholen, sobald er die letzten beiden Ziele ihrer Bestimmung zugeführt hatte. Er starrte auf sein Handy. Kein Empfang! Und das mitten in Berlin. Verdammt! Hoffentlich kam die Mail mit den Koordinaten nicht jetzt rein. Warum musste diesmal alles schiefgehen?

Die Straße machte eine Biegung. Kayan stieg so heftig in die Eisen, dass sich das ABS mit einem heftigen Stottern

meldete. Beinahe wäre er in einen weißhaarigen Geist gerast, der in Tippielschritten auf der Straße ging und einen Rollator vor sich herschob. Mitten auf der Straße, obwohl daneben ein breiter Gehweg angelegt war. Wie konnte man nur so bescheuert sein?

Natürlich war der Mann kein Geist, auch wenn das helle wehende Pyjamaoberteil im kalten Licht der Straßenlaternen dieses Bild vermittelte. Die Frauenstimme aus dem Navigationssystem meldete in gewohnt freundlichem Singsang: »Kein Satellitenempfang.« Kayan überholte den Mann im Schrittempo. Die Meldung »In Zu-Fuß-Modus umschalten?« wurde gegen die Innenseite der Windschutzscheibe projiziert. Kayan fluchte. Was war das nur für eine beschissene Nacht? Er hatte sich eben schon fast zu Tode erschrocken, als aus einem unerfindlichen Grund plötzlich in der ganzen Stadt die Kirchenglocken losgegangen waren.

Das Gesicht des alten Mannes wurde fast völlig von einem weißen Bart verdeckt, der aussah, als hätten Ratten die Essensreste herausgeknabbert. Kayan ließ die Seitenscheibe herunter. Trug der Mann tatsächlich Shorts mit Fröschen drauf? Und an seinen Füßen, waren das Filzpantoffeln? Mit Löchern? Seufzend lenkte Kayan den Wagen an den Straßenrand und stieg aus. In der Ferne hörte

er Sirenengeheul und Böllerschüsse. Die Straßenlaternen flackerten ein letztes Mal auf, bevor sie auf einen Schlag erloschen. Nur die Scheinwerfer seines Wagens und das rote Licht der geöffneten Fahrertür verhinderten, dass es völlig dunkel wurde.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Kayan und stellte sich dem Mann in den Weg. Der blickte ihn aus tief liegenden Augen an und sagte kein Wort. Sein Unterkiefer zitterte. Der Kopf schwankte von links nach rechts wie bei einem Elefanten, der in Gefangenschaft einen Haut bekommen hatte. Aus der spitzen Nase ragten kleine Haarbüschel. Die Wangenknochen drückten durch die Haut wie bei einem Menschen, der lange nicht mehr gegessen hatte.

»Sie sind weg«, nuschelte der Mann mit dünner, weinerlicher Stimme. »Sie ... sie kommen nicht mehr zurück. Was ... was haben wir ihnen bloß getan?« Der Mann weitete die Augen, dann senkte er den Kopf und setzte zur Weiterfahrt an. Kayan machte einen Schritt zurück, griff mit beiden Händen um die Handgelenke des Mannes, stoppte ihn und sprach mit ruhiger Stimme: »Haben Sie sich verlaufen?«

Der Mann hielt den Kopf gesenkt. »Ich will sie zurückholen. Wir brauchen sie doch, verstehen Sie? Wir brauchen Johanna, Pawel und Alicja doch.« Er wollte

weiterfahren, doch Kayan wich nicht zur Seite.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Kayan beschwichtigend und strich über die faltigen Hände. »Beruhigen Sie sich. Ich werde Sie zurück zu Ihren Freunden bringen. Wo sind Sie denn zu Hause?«

»Geboren bin ich in Fredheim, in der Schulstraße.«

»Ich meine, wo kommen Sie jetzt her?«

Der Mann hob den Kopf und starrte Kayan verwirrt an. »Wo ich ... Sie sind weg. Gegangen. Gestern Abend. Nach dem Essen.« Er wand seine Hand aus dem Griff und zeigte zum Ende der Straße. »Ich bin von da gekommen.«

Der Mann war dement. Unmöglich konnte Kayan ihn hier zurücklassen. Er hatte Respekt vor alten Menschen. Seine Eltern hatte er gemeinsam mit seiner Schwester bis zu ihrem Ende gepflegt. Das war selbstverständlich gewesen.

Vielleicht mochte er dieses reiche Land deshalb bis heute nicht so sehr wie Argentinien, weil man die alten Menschen abschob, sobald sie Probleme machten. Man hatte keinen Respekt vor ihnen und vor dem, was sie gesehen, erlebt und getan hatten.

Kayans Handy zeigte immer noch keinen Empfang. Das Internet ging auch nicht. Er konnte weder die Polizei rufen noch herausfinden, wo sich in der Nähe das nächste Altenheim befand – und er musste zu seinem Termin. Er war

jetzt schon spät dran. Kurzerhand verstaute er den Rollator im Kofferraum, wobei ein kleines Holzkästchen aus dem Korb fiel und klackernd auf dem Asphalt landete. Rasch nahm Kayan es auf und stellte es neben den Rollator. Dann hob er den Mann auf den Beifahrersitz und fuhr weiter.

Zwei

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Samuel zögerte. Was war die Alternative zu Fabiennes Vorschlag? Bei Fremden an die Tür zu klopfen und nach einer Übernachtungsmöglichkeit zu fragen, wenn sein Gesicht in Großaufnahme in den Nachrichten gezeigt wurde? In eine der Gartenlauben einzubrechen und zu hoffen, dass ihn niemand entdeckte?

»Im Wald wird uns keiner begegnen.« Fabienne schaute auf das Display, dann wieder zu ihm. »Bitte.«

»Ich dachte, das GPS ist gestört«, sagte er misstrauisch.

»Deshalb nutzen wir ja auch keine Satelliten zur Peilung, sondern Sendemasten für Mobiltelefone und private WLAN-Anschlüsse.«

Sie kamen an eine Weggabelung. Fabienne nahm, ohne zu zögern, einen schmalen Pfad, der neben einer Hütte in den Wald führte. »Die Ortung funktioniert bis auf zwei Meter genau. Pablo ist ein Genie.«

»Hat er auch das Spiel erfunden?«

»Er hat es verbessert. Als Fünfzehnjähriger hat er Apple ein Bein gestellt und ihnen eine App untergejubelt, die sie ein wenig ins Straucheln gebracht hat. Aber er wollte nicht zu

den Hackern gehören, die sich selber feiern, weil sie Unternehmen ins Schwitzen bringen. Er wollte etwas bewegen und ist deshalb erst mal untergetaucht. Mit der ersten Version hat er nichts zu tun. Die ist schon mehr als zehn Jahre alt. Damals hat ein anonymmer Programmierer *One* als Betaversion ins Netz gestellt. Open Source, sodass es von Jahr zu Jahr besser wurde, weil sich immer mehr Leute dafür begeistert haben und daran arbeiteten. Erst nach und nach haben sie die Grafik angepasst und daraus ein modernes Spiel gemacht, mit dem man auch Leute erreicht, die sich mehr für den spielerischen Teil interessieren und weniger für den politischen.«

»Mal ehrlich«, Samuel blieb stehen, »auch wenn das mit dem Glockenläuten vorhin beeindruckend war und ihr auf Überwachungskameras und so zurückgreifen könnt – glaubst du im Ernst, das genügt, um ...« Samuel suchte nach dem richtigen Wort.

Fabienne kam ihm zuvor. »... eine Revolution zu starten?« Sie standen unter einem mächtigen Baum. Die Blätter raschelten. Eine Seite ihres Gesichts wurde von der Beleuchtung des Handys angestrahlt. »Ja, das glaube ich. Jetzt sind alle Spieler aktiviert. Die einzelnen Sektoren bündeln ihre Kräfte und werden nach einem vorgegebenen Muster Server der Stromversorger, Relaisstationen und

Funkmasten der Handyanbieter blockieren. Die wichtigsten Webseiten unserer Gegner werden mit Anfragen überrannt und sind in wenigen Stunden nicht mehr erreichbar.«

»Und wozu braucht es das Glockenläuten? Als Special Effect?«

Sie lächelte müde. »Als Zeichen der Solidarität. Ab jetzt gibt es keine einzelnen Sektoren mehr, die im Wettstreit um den höchsten Glücksindex ihrer Bürger stehen, sondern nur noch ein geeintes Europa, in dem gemeinsam für den Umsturz gekämpft wird. Im Augenblick wird das endgültige Protokoll ausgewertet. Danach werden wir unser Spiel in die Wirklichkeit übertragen. Mit vereinten Kräften.« Jetzt klang sie wie eine Politikerin.

»Du meinst es tatsächlich ernst?«

»Die Welt wird sich verändern.« Sie blickte ihn an. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht war schwer zu deuten. Wahrscheinlich musste sie sich zurückhalten, um nicht herablassend auszusehen, weil er nicht vor Ehrfurcht erstarrte. »Woran glaubst du?«, fragte sie unvermittelt.

»Was?«

»Ist die Frage so schwer zu verstehen?«

»Redest du von Gott?«

»Oder Mohammed oder Allah oder Jahve ...« Sie stemmte die freie Hand in die Hüfte. »Nein, das meine ich nicht. Ich

meine, woran *du* glaubst. Ich will wissen, was für dich ein gutes Leben ist. Was du vorhast. Wo du deinen Platz in dieser Welt siehst.«

»Was ich vorhabe?«, wiederholte Samuel. »Ich will studieren. Das hab ich dir bereits gesagt.«

»Und dann?«

»Was, und dann?« Samuel wusste nicht, worauf sie hinauswollte. Ihre Stimme hatte jegliche Freundlichkeit verloren.

»Wirst du dann eine Familie gründen, in ein Haus ziehen, brav deine Steuern bezahlen, ein Auto kaufen, am Wochenende shoppen gehen und irgendwann Papas Erbe antreten?«

Samuel hatte genug von ihren Andeutungen. Er war müde, seine Beine taten weh und er wurde wegen Mordes gesucht. Dafür, dass er gerade mal ein paar Tage in Europa war, war das eine erschreckende Zwischenbilanz.

»Ja, vielleicht will ich das irgendwann. Wie weit noch?«

»Wohin?«

»Ich dachte, du kennst den Weg.«

»Ja, ich kenne den Weg. Aber was ist dein Ziel?«

»Können wir dieses Gespräch eventuell auf einen anderen Zeitpunkt vertagen? Philosophie liegt mir nicht besonders.« Er holte tief Luft. »Meine Beine tun weh, ich habe Hunger

und du bist komisch.«

»Ich bin komisch?« Fabienne machte einen energischen Schritt auf Samuel zu, der instinktiv zurückwich. Sie bohrte ihren Zeigefinger in seine Brust. »Leute wie du sind komisch. Sie denken nur an sich selbst. Sie denken, dass alles okay ist, weil es ihnen gut geht. Sie glauben, dass sie denen, die ihnen den Arsch abputzen, nichts schuldig sind, außer ein bisschen Kohle, mit dem sie diesen Scheißkreislauf am Leben erhalten. Von deiner Sorte gibt es zu viele!« Sie machte auf dem Absatz kehrt und folgte dem Pfad tiefer in den Wald hinein. Auch wenn Samuel am liebsten umgedreht wäre, blieb er dicht hinter ihr. Ohne GPS würde er nicht weit kommen. Ab und zu tauchte zwischen dem Blätterdach der Mond auf. Eine Sichel, abnehmend oder zunehmend, Samuel wusste es nicht. Er wusste nur, dass er sich so schnell wie möglich bei der Polizei melden musste und, wenn das geklärt war, sofort nach London fliegen wollte. Vielleicht bräuchte er einen Anwalt, damit sie ihn nicht in U-Haft steckten.

Sie erreichten eine Waldlichtung. Dort war es nicht still. Ein beständiges Brummen und Knistern lag über den Geräuschen des Waldes. Über ihnen zog sich eine Hochspannungsleitung. Fabienne blieb stehen, bückte sich und griff in einen Busch hinein. Dann drehte sie sich um und streckte Samuel eine Handvoll Beeren entgegen.

»Nimm schon«, sagte sie. »Dein Magenknurren ist nicht zu überhören. Sind harmlose Brombeeren.«

»Und die Tiere?«

»Welche Tiere?«

»Na ja, wenn die hier ihr Geschäft machen. Dann haben die doch Würmer und so.«

Fabienne schaubte und schob sich die Früchte in den Mund. »*Ihr Geschäft machen*«, sagte sie kauend. »Dann pflück dir halt selber welche von weiter oben, wenn du Angst hast, dir den feinen Magen zu verderben.«

Samuel stellte sich auf einen Baumstumpf und zupfte mehrere Beeren aus dem hinteren, oberen Bereich.

»Scheiße!«, schimpfte er. Ein Dorn hatte sich in seine Hand gebohrt und reflexartig ließ er seine magere Beute fallen.

Fabienne lachte. »Zum Sammler eignest du dich schon mal nicht.«

»Vielleicht zum Jäger«, knurrte Samuel und zog sich den Dorn aus dem Handballen. »Können wir weitergehen?«

Fabienne griff erneut in den Busch hinein und reichte Samuel ein paar Beeren. Diesmal nahm er ihr Angebot an. Sie musste ihn für einen Vollidioten halten. Die Früchte schmeckten köstlich. Am liebsten wäre er hiergeblieben, um sich den Bauch vollzuschlagen, doch Fabienne lief eilig weiter.

Nachdem sie ein schmales Waldstück mit Kiefern – einen Duft, den Samuel noch aus seiner Kindheit kannte – passiert hatten, schlängelte sich der Pfad einen Hügel hinauf. Der kurzfristige Energieschub war schnell aufgebraucht. Samuel brannte die Lunge und seine Rippen taten weh. Auf der Kuppe angekommen, tippte Fabienne etwas in ihr Handy. Vielleicht hatten sie sich verlaufen und sie wollte es nicht zugeben.

»Sorry«, sagte sie. »Müssen einen kleinen Umweg machen. Muss noch was nachschauen.«

»Hat das der Oberbefehlshaber gerade entschieden?«

»Ohne jemanden wie Kyoti wären wir nicht besser als die Occupy-Bewegung, Anonymous oder all die anderen, die am Chaos und der Unentschlossenheit zerbrochen sind. Kein Umsturz ohne Führung. So ist das nun mal.«

»Du meinst wohl eher: kein Umsturz ohne Führer.«

»Weiter reicht dein Geschichtswissen wohl nicht als bis zu Hitler.« Fabienne schüttelte missbilligend den Kopf. »In einigen Monaten wird es wieder eine funktionierende Demokratie geben, glaub's mir. Bis dahin wird sich alles gefunden haben.« Kaum hatte sie diese Worte ausgespuckt, drehte sie sich von Samuel weg, tippte weiter und stapfte davon. Der Weg führte aus dem Wald hinaus auf eine ungemähte Wiese. In der Ferne erkannte man das

orangefarbene Licht von Straßenlaternen. Über ihren Köpfen spannte sich die knisternde Hochspannungsleitung. Fabienne steuerte auf den nächsten Mast zu, der wie ein stählerner Koloss aus der Landschaft ragte. Sie stellte sich neben einen Metallfuß und blickte nach oben. Samuel wollte etwas sagen, doch sie hielt den Zeigefinger vor die Lippen. Wenn man länger hinhörte, hörte man aus dem Knistern der Stromleitungen kleinere Unregelmäßigkeiten heraus. Samuel hatte den Eindruck, dass es jetzt mehr wie ein Surren klang. Und dieses Surren ebte ab, schien sich in Richtung Wald zu entfernen, bis es schließlich ganz erstarb.

»Phase eins hat begonnen«, sagte Fabienne mit einem Lächeln.

»Und was bringt es, den Leuten den Saft abzudrehen?«

»Kein Strom, kein Handel. So einfach ist das. Aber keine Angst, ist erst mal nur ein Warnschuss. In einer Stunde machen wir das Licht wieder an.«

Drei

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Als Kayan sich dem vereinbarten Treffpunkt näherte, fragte er sich, was er jetzt tun sollte. Er war spät dran, aber er hatte den alten verwirrten Mann nicht mitgenommen, um ihn jetzt weiter durch die Dunkelheit irren zu lassen und zu hoffen, dass ihn jemand fand. Nicht zuletzt sein schlechtes Gewissen hätte ihn daran gehindert. Also entschied er sich, zuerst den Makler zu treffen, bevor er den alten Mann zur Polizei brachte. Glücklicherweise befand sich die Wohnanlage mit dem Restaurant, *mit seinem Restaurant*, nur ein paar Blocks weiter. Der protzige weiße Mercedes des Immobilienmaklers stand bereits in der Feuerwehrezufahrt, direkt unter einem Schild mit einem Abschleppwagen. Er mochte den schnöseligen jungen Typen nicht. Das lag nicht an seinem holländischen Akzent, sondern an dem unechten Lächeln, das er sich mit Sicherheit beim teuersten Zahnarzt der Stadt erkauft hatte. Kayan legte Wert darauf, den Menschen beim Sprechen in die Augen zu schauen. Augen waren zuverlässiger als jeder Lügendetektor. Die Mimik konnte man kontrollieren, aber nicht die Augen, sie offenbarten die Wahrheit. Immer.

Kayan nahm die Treppe nach oben, nicht die Schräge vor der Seitentür. Er hatte die Angewohnheit, in Gedanken die Stufen zu zählen. Ein Spiel aus seiner Kindheit. Jeden Tag hatte er für seinen Traum als Fußballer in der *Primera División* trainiert. Er rannte die Treppen der Stadt wie unter Strom rauf und runter, vorbei an eingezäunten Häusern mit bellenden Hunden, die ihn am liebsten gefressen hätten, weil sie riechen konnten, dass er nicht hierhergehörte.

Wahrscheinlich trug Kayan deshalb immer etwas zu viel Parfüm auf. Er hatte Angst, die Menschen könnten seine Herkunft riechen und ihn, den Einwanderer, den Migranten, mit Verachtung strafen. Obwohl diese Angst unbegründet war, wie sich in den letzten Jahren herausgestellt hatte. Sobald man sich mit genügend Statussymbolen umgab, schien die eigene Herkunft genauso unwichtig zu sein wie die des Geldes. Nein, im Gegenteil. Die Menschen hörten ihm fasziniert zu, wenn er von den Armutsvierteln in Buenos Aires und der Schreckensherrschaft des Militärs erzählte, als er noch ein Kind war. Aus den Slums zur Universität. Gewissermaßen vom Tellerwäscher zum Millionär. Mit Glück und Ehrgeiz. Ein Abschluss mit Auszeichnung und schließlich die Gründung seiner Firma, die in den offiziellen Büchern Handel mit anderen Scheinfirmen betrieb, die er über Treuhandgesellschaften geschickt steuerte.

»Sie kommen zu spät«, begrüßte ihn der Immobilienmakler, ein schalkhaftes Lächeln auf den Lippen. Der Notar, ein hagerer Mann, das fleischgewordene Abbild eines peniblen Zahlenmenschen, hatte die Unterlagen auf einem der Tische ausgebreitet. Kayan schüttelte beiden die Hände und entschuldigte sein Zuspätkommen mit einer Polizeikontrolle. Während der Makler die Eckdaten der Immobilie herunterbetete, stellte sich Kayan in die Mitte des sechseckigen Gastraums und ließ seinen Blick wie eine funkgesteuerte Panaromakamera über die edlen Holztische, die schwarzen Granitsäulen mit den goldenen Einlassungen und den Tresen mit der hoch aufragenden Bar gleiten. Sein Herz begann zu pochen wie in dem Moment, in dem er seine Frau kennengelernt hatte. Ein Kribbeln, angefangen bei seinem kleinen amputierten Zeh, strömte durch seinen Körper: Er war angekommen! Er hatte es geschafft. Das hier war der Traum, für den er all die Jahre geschuftet hatte. Das hier war der Ort, an dem er alt werden wollte. Zusammen mit seiner Frau. Natürlich würde er als *Gerente* nicht jeden Tag hier arbeiten und schon gar nicht seine Frau. Sie sollte ihre Schönheit bewahren. Sie sollte nicht vom Leben gezeichnet sein wie seine Mutter oder die Frauen, die er bei früheren Aushilfsjobs in einer Fabrik gesehen hatte.

Kayan erreichte gerade den Ausgangspunkt seiner

Drehung, wollte auf den Tisch mit den Unterlagen zusteuern und entgegen seiner Gewohnheit nur noch fragen, wo er unterschreiben musste, als die Tür zum Gastraum aufgedrückt wurde und der alte Mann, sein Mitfahrer, der Länge nach hereinstürzte. Im Bruchteil einer Sekunde entschied Kayan, die jämmerliche Gestalt, die strampelnd wie ein auf den Rücken gefallener Käfer vor ihnen lag, nicht mehr zu kennen. Gott würde ihm das verzeihen. Nur schnell unterschreiben und dann nichts wie weg. Manchmal musste man eben zuerst an sich denken.

Weder der Notar noch der Immobilienmakler machten Anstalten, dem Greis aufzuhelfen. Das Pyjamaoberteil war nach oben gerutscht und entblößte hervorstechende Rippen, über denen sich die pergamentene Haut spannte.

»Gibt es hier ein Altenheim?«, fragte Kayan.

Der Immobilienmakler interpretierte seine Frage als Kritik an der Lage des Objekts und schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Kein Kindergarten, keine Altenheime. Nicht mal einen Friedhof. Das hier ist ein neu erschlossenes Wohngebiet mit mehr als zweihundert exklusiven Wohneinheiten. Die passende internationale Kundschaft für die gehobene Gastronomie. Viele Russen. Viele wohlhabende Russen.«

Kayan kniete nieder und half dem Mann auf die Beine. »Das meine ich nicht. Ich will nur wissen, woher dieser

Mann kommt.« Er setzte ihn auf einem der Stühle ab und entdeckte auf dem Boden einen feinen Riss, der sich bis hinüber zum Eingang zog.

»Was ist das?«, fragte er. »Sehen Sie den Riss?« Er tippte mit dem Fingernagel auf den harten Stein. »Womit wird hier geheizt?«

»Womit hier geheizt wird?« Der Makler machte ein übertrieben ahnungsloses Gesicht. »Der Riss wird natürlich beseitigt. Geht aufs Haus.«

Kayan erhob sich langsam und atmete dabei tief ein. Er spürte, wie sich die Wut an seinen Sehnen festklammerte und die Muskeln Faser für Faser unter Spannung setzte, bereit dazu, die aufgestaute Energie explosionsartig freizusetzen. Ja, er dachte tatsächlich daran, diesen Mann zu töten. Nicht, weil es sein Auftrag war, nicht, weil er dafür bezahlt wurde, sondern weil dieser Typ tatsächlich versucht hatte, ihm eine Schrottimmobilie anzudrehen. Ausgerechnet ihm. Er stand da mit mahlenden Kiefern und betrachtete den schmalen Rücken, die schmalen Schultern des Mannes am Tisch. Die feingliedrigen Finger, die affektiert wie die einer Frau durch das Exposé blättern.

»Das muss ich übersehen haben«, säuselte der Makler und fuhr sich nervös durchs Haar. Der Notar fummelte an seinem Handy herum. »Aber die Einsparkosten durch Erdwärme

sind immens.«

Kayan ballte die Fäuste. In Filmen sah es immer so leicht aus, das Genick mit den bloßen Händen zu brechen. War der Impuls jedoch zu schwach und zog man die Bewegung nicht ruckartig durch, so konnte es passieren, dass nur die Halsschlagader riss und das Opfer qualvoll verblutete.

»Sie glauben, die Risse könnten mit den Bohrungen zu tun haben?«, meldete sich der Notar zu Wort. Kayan antwortete nicht. Mit versteinerner Miene erwartete er den Moment, in dem sich der Makler zu ihm umdrehte und ihn anschaute. Seine Augen. Er würde diesem *Bandido* direkt in die Augen sehen. Und dann würde er über dessen Schicksal entscheiden.

Vier

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Samuel machte sich keine Illusionen darüber, dass sein Trip durch Europa warten musste. Er blickte sich in der kargen Hütte um. Sie war aufgeräumt. Außer einer Eckbank mit zwei Stühlen, unter der sich Badawi sofort verkroch, einem zugeklappten Laptop auf dem Tisch davor und einer einzelnen leeren Bierflasche stand nichts herum. Fabienne hantierte mit einem Gaskocher. Nachdem sie Samuels Wunde mit ein paar geschickten Stichen genäht hatte, hatte sie in der Schublade im Esstisch zwei Tütensuppen gefunden und wollte sie nun zubereiten. Von außen hatte die Hütte verwildert ausgesehen, wie aus einem dunklen Märchen. Die Tarnung war perfekt. Keiner würde auf die Idee kommen, dass sich hinter der Holzfassade ein Notquartier der Organisation befand. In dem angrenzenden Schuppen hatten sie, wie versprochen, ein unter Folie verborgenes Motorrad für die Weiterfahrt gefunden. Samuel saß halb zusammengesunken auf der Eckbank und schaute Fabienne dabei zu, wie sie die Suppentüten mit den Zähnen aufriss und das Pulver ins sprudelnde Wasser rieseln ließ. Er stellte sich die Verhöre durch die Polizei vor. Seine Mutter würde

mit Sicherheit begeistert sein, dass ihr Sohn als Mordverdächtiger in seine Volljährigkeit startete.

»Hi, Mum, ich soll übrigens Onkel Justus abgemurkst haben. Könntest du die Sache kurz für mich regeln?« Wahrscheinlich waren es die verdammten Kopfschmerzen, die sein Gehirn diese Gespräche führen ließen. Woran er jedoch nicht mal in diesem Zustand glaubte, war, dass Fabienne und die anderen mit ihrem Putschversuch durchkamen. Sobald man die ersten eingebuchtet hatte, würde sich der Aufstand zerschlagen.

Fast schon routinemäßig klingelte Samuel alle Telefonnummern durch, die infrage kamen. Aber wieder war nur Kata zu erreichen. Diesmal sprach er ihr nicht auf die Mailbox. Vielleicht hing sie an irgendeinem Flughafen fest.

»Immer noch keinen erreicht?«, fragte Fabienne, probierte die Suppe und schüttelte sich. Dann setzte sie sich zu Samuel an den Tisch. »Ich hoffe, es stört dich nicht, dass wir zusammen aus einem Topf essen müssen.« Sie reichte ihm den abgestoßenen Löffel.

»Nein. Ist okay.« Lächelnd schlürfte Samuel die Suppe. Sie schmeckte ziemlich salzig, aber die Wärme tat gut.

»Vorzüglich«, sagte Fabienne grinsend. »Nicht wahr?«

»Grandios«, erwiderte Samuel und gab ihr den Löffel zurück.

Fabienne lachte. Samuel lachte mit ihr. »Hab selten was Scheußlicheres gegessen«, meinte sie und schob den Topf von sich weg. Dann wurde sie ernst. Ernst und freundlich, so blickte sie ihn jetzt an. »Eigentlich müsste das Handy gehen. Der Strom, der die Sendemasten versorgt, ist mittlerweile wieder angeschaltet.«

»Was hast du damals in Frankfurt gemacht?«, fragte Samuel.

»Was?«

»Du willst doch nicht behaupten, dass du in den Klamotten bei der Demo mitgelaufen bist ... und dann der Wagen ...«

»Das mit den Klamotten hab ich dir erklärt. Sind eine gute Tarnung. Den Wagen haben wir über eine Sharing-Plattform angemietet. Gibt genügend Leute, die begriffen haben, dass Teilen eine gute Sache ist. Glaubst du wirklich immer noch, dass wir hinter den Morden stecken?«

»Weiß nicht.«

»Das wäre total schwachsinnig. Damit würden wir uns selbst ein Bein stellen. Der Plan ist genau getaktet und du ... du spielst darin keine Rolle.«

»Wie sieht denn die nächste Phase aus?«, fragte Samuel ehrlich interessiert.

»Wir werden Konten einfrieren, Gelder beschlagnahmen

und die Spekulanten daran hindern, vom Chaos zu profitieren. So wie es Kyoti erklärt hat. Anschließend werden wir über Zeitungen und Flugblätter die Namen der Politiker veröffentlichen, die nicht unabhängig sind und sich als staatlich subventionierte Lobbyisten verstehen. Je nachdem wie schnell unsere Gegner reagieren, werden wir sämtliche Server mit Millionen gefakter Anfragen überfluten und damit lahmlegen.«

»Und das geht alles so einfach?«

»Wir haben dafür jahrelang geübt und Informationen gesammelt. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viele Journalisten heiß darauf sind, ihren Job richtig zu machen. Es gibt sogar Bündnisse.«

»Und wenn es klappt? Zieht ihr dann eine Mauer hoch, klaut den Leuten ihre Häuser und ihr Erspartes, gründet eine Einheitspartei und verteidigt euch gegen die miesen Kapitalisten?«

»Wir sind immer noch keine Sozialisten.«

»Stimmt. Das hat der große Kyoti ja auch gesagt. Baut ihm ein Denkmal und schreibt ihn in die Geschichtsbücher, als Messias.«

»Sind wir jetzt auf der Ironieschiene angekommen? Wir werden die Regierungen dazu zwingen, aufzuräumen und längst fällige Reformen durchzuführen. Es wird immer eine

Klassengesellschaft geben, aber es kann nicht sein, dass eine reiche Minderheit nach und nach den Rest der Welt versklavt. Wir müssen diese Leute dazu bringen, einen Teil ihres Geldes als Steuer oder sonst wie der Allgemeinheit zukommen zu lassen.«

Samuels Handy piepste. Er war froh über diese Unterbrechung, weil er spürte, dass er Fabienne auf diesem Gebiet nicht gewachsen war. Sie erschien ihm wie eine religiöse Fanatikerin, die sich mit Haut und Haaren einer Ideologie verschrieben hatte. Das wenige, das in seinen Schulbüchern gestanden hatte, reichte nicht aus, um zu begreifen, was genau vor sich ging.

Am oberen Rand des Displays erschien eine Kurznachricht. Kata. Sie gratulierte ihm zum Geburtstag. Eine halbe Stunde zu früh. Warum hatte sie nicht angerufen? Bekam sie denn nicht mit, was gerade in Deutschland los war? War es ihr egal? Eine weitere Nachricht folgte. Samuel las nickend die Zeilen. Man hatte sämtliche Flüge gestrichen. Kata würde versuchen, so schnell wie möglich nach London zu kommen. Er schrieb ihr zurück, aber seine SMS ging nicht durch. »Scheiße!«

»Der feine Herr kann ja sogar fluchen. Bravo.« Fabienne deutete mit dem Kopf in den kargen Raum. »Willst du dich hinlegen?« Außer der Eckbank und dem Tisch mit dem

Laptop gab es nichts, worauf man hätte schlafen können.

Fabienne stand auf, ging um den Tisch herum zu einer kleinen Anrichte und kehrte mit einer Isomatte und einem Schlafsack zurück. Sie legte die Matte auf den Boden und öffnete das Ventil, dann blies sie etwas Luft hinein und rollte den Schlafsack aus. »Ich kann im Sitzen schlafen.«

»Das kann ich auch.«

»Wir können uns ja abwechseln. Zuerst haust du dich zwei Stunden aufs Ohr, danach bin ich dran.«

»Gibt's hier irgendwo ein Klo?«, fragte Samuel.

»Sicher, sogar mit freiem Blick auf die Sterne.« Fabienne schmunzelte. Dann bückte sie sich, fischte unter dem Tisch eine Rolle Klopapier hervor und warf sie Samuel zu. »Pass auf, dass dich kein Wildschwein anfällt.«

»Witzig.«

Tatsächlich konnte man den Himmel sehen. Ein starker Wind rauschte durch die Baumkronen. Samuel stand für ein, zwei Minuten nur reglos da und starrte nach oben. Der Waldboden unter seinen Füßen fühlte sich weich an. Er behielt die Hütte im Blick. Sich zu verlaufen, war das Letzte, was er jetzt wollte. Als er die Hosen runterließ, hörte er hinter sich ein Rascheln und zuckte zusammen. Vielleicht hatte Fabienne die Warnung vor dem Wildschwein ernst gemeint. In Samuels Fantasie stürzte ein rauflustiger Keiler,

der sein nacktes Hinterteil als Provokation betrachtete, direkt auf ihn zu. Er leuchtete in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Das Licht der kleinen Taschenlampe war nicht besonders stark. Getrappel, das sich hektisch entfernte, Äste, die knackten. Vielleicht war es ein Reh gewesen, das unzivilisierte Menschen, die in sein Wohnzimmer kackten, loswerden wollte. Bei dem Gedanken schmunzelte Samuel kurz, wurde aber im nächsten Moment wieder ernst. Wenn er sich Actionfilme aus Hollywood anschaute, hatte er sich oft daran gestört, dass mitten in den aussichtslosesten Situationen irgendeiner versuchte, witzig zu sein, oder der Held die Zeit und Muße fand, mit dem weiblichen Gegenpart ins Bett zu steigen. Er hatte das immer für ein unrealistisches Szenario gehalten. Doch eben in diesem Moment, als er da mit heruntergelassenen Hosen x-beinig und verkrampft in der Hocke saß und den Wind im Gesicht spürte, begriff er, dass es diese Augenblicke wirklich gab. Dass man im größten Schlamassel feststecken konnte und von irgendwoher plötzlich ein Gedanke kam, der einem die Ironie von alledem vor Augen führte und die Wirklichkeit für Sekunden in anderem Licht erstrahlen ließ.

Als Samuel auf dem Rückweg zur Hütte noch einmal nach oben schaute, um den Sternenhimmel zu bewundern, wurde ihm bewusst, wie bedeutungslos er und der Planet waren, auf

dem er ging. Und seine Angst, wie es nach dieser Nacht weitergehen würde, wich für wenige Schritte einem bis dahin nie gekannten Glücksgefühl.

Samuel drückte die Tür auf und wurde von lautem Gekeife empfangen. Verwirrt blieb er stehen. Am Tisch vor dem Laptop hockten zwei Typen in Tarnkleidung und glotzten auf den Computer, während Fabienne ihnen entgegenbrüllte, dass sie gefälligst ihren Auftrag befolgen sollten.

»Das Spiel ist zu Ende, habt ihr das nicht kapiert?«, sagte sie wütend und tänzelte aufgebracht vor den beiden Jungs herum. Der jüngere von beiden ließ sein Zungenpiercing aufblitzen und steckte sich eine Zigarette an.

»Entspann dich«, sagte er und schaute zu Samuel. »Haben wir euch gestört oder was?«

Samuel reagierte nicht auf die Anspielung. Er schloss zögernd die Tür hinter sich.

»Ihr dürft keine eigenen Filme mehr uploaden, das steht so im Leitfaden.« Fabienne trat wütend neben den Tisch, als würde sie darüber nachdenken, die beiden Typen zu verdreschen.

»Hey, krieg dich mal wieder ein«, sagte der Gepiercte, während sein Kumpel eine kleine Kamera mit dem Laptop verband. »In Sektor zwei haben wir die Frist verlängert.«

»Es gibt keine Sektoren mehr«, brüllte Fabienne. »Habt ihr

das nicht mitgekriegt?«

Auf dem Laptop sah man nun unscharf und grobkörnig, wie die Menschen aus der Wirtschaft von vorhin auf die Straße strömten. Die Szene war aus der Vogelperspektive aufgenommen. Flugblätter schwirrten wie Schwalben durch den Lichtkegel und das Glockenläuten drang kratzend und übersteuert aus den Laptop-Lautsprechern.

»Mach dich locker«, bellte der andere Junge zu Fabienne und hielt sie am Arm fest. »Gleich sind wir fertig.«

Der Gepiercte zog das USB-Kabel ab. »Hat super geklappt mit dem Lichtkegel. Die Aktion bringt uns Minimum acht Bitcoins«, sagte er zu seinem Kumpel. Die beiden klatschten sich ab und erhoben sich.

Fabienne befreite sich aus der Umklammerung. »Ihr seid solche Arschlöcher!«, schrie sie mit Tränen in den Augen, griff nach der leeren Bierflasche und schleuderte sie den beiden hinterher, als sie an Samuel vorbei ins Freie verschwanden.

»Wer war das denn?«, fragte Samuel.

Fabienne antwortete nicht. Sie sank auf den Boden, als hätten ihre Kräfte sie verlassen. Dann vergrub sie ihren Kopf zwischen den Knien und weinte. Sie schluchzte, zitterte am ganzen Körper. Samuel ging zu ihr hinüber und legte seine Arme um sie. »Hat er dir wehgetan?«, fragte er besorgt.

»Sie kapieren nicht, dass es das Spiel ab jetzt nicht mehr gibt, nicht mehr geben darf«, nuschelte sie. »Sie denken immer noch, dass die Sektoren im Wettstreit stehen. Das verstehe ich nicht. Haben die denn den Leitfaden nicht gelesen?«

»Ist das so schlimm?«, fragte Samuel vorsichtig.

»Wenn es noch mehr von der Sorte gibt, dann gefährdet das den Zeitplan. Im schlimmsten Fall werden sie eine neue Gruppe gründen und alleine weitermachen.«

»Das geht?«

»Wir ... wir können sie nicht dazu zwingen, uns zu unterstützen. Das ist jedem freigestellt. Auch jetzt noch.« Sie wischte sich schniefend die Nase am Ärmel ab, stand auf und ging hinüber zum Laptop. Kaum hatte sie Verbindung zum Internet, wählte sie sich in das Spiel ein. Sie klickte die aufwendige 3-D-Grafik weg und schaute sich Diagramme und Zahlenprotokolle an. Wie sein Vater, wenn er sich einem mathematischen Problem annäherte, dachte Samuel. So sah der Ausdruck auf Fabiennes Gesicht aus. Als würden die Ziffern in ihrem Kopf ein Bild entstehen lassen. Ein schönes Bild, denn langsam breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, das aber schon nach kurzer Zeit wieder verschwand. Für Minuten versank sie in Zahlen und Schaubilder und schien die Welt um sich herum zu vergessen.

Sie sah aus wie weggetreten. Ihr Mund war leicht geöffnet und manchmal bewegten sich ihre Lippen, formten stumm Worte. Samuel stand schweigend neben ihr. An ihrem Handgelenk war ein Striemen zu erkennen. Der Typ musste verdammt fest zugeedrückt haben. Wahrscheinlich war Fabienne genauso ein Mathegenie wie Vincent, wie sein Vater. Wahrscheinlich konnten solche Menschen deshalb nicht richtig glücklich sein, weil sie zu genau hinschauten. Weil sie immer das Haar in der Suppe suchten, selbst wenn alles perfekt lief.

Sie klappte den Laptop wieder zu, atmete tief durch und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Sie wirkte erleichtert. Die Tränen waren verschwunden. »Sieht gut aus. Ist wohl nur ein Einzelfall. Die erste Phase ist angelaufen und es funktioniert. Immer mehr Leute schließen sich uns an.«

»Ohne Strom?«

»Der geht immer wieder an. Diese Zeitfenster genügen, um die entsprechenden Informationen an Neuankömmlinge zu übermitteln und sie Paten zuzuweisen, die sich dann über herkömmliche Wege mit ihnen in Verbindung setzen. Es gibt zentrale Treffpunkte in jeder Stadt. Von Angesicht zu Angesicht gelingt es noch besser, Leute zu rekrutieren.«

»Und was ist mit der Polizei?«

»Die Polizei tappt im Dunkeln. Sobald wir die

Neuankömmlinge online oder bei einem Treffen überprüft haben, bekommen sie die nötigen Informationen, um uns zu unterstützen, und werden mit den passenden Schlüsselcodes ausgestattet, die es ihnen ermöglichen, auch weiterhin Kontakt zu halten. Über unser ganz privates Internet im Internet, sozusagen.« Sie grinste.

»Ihr überprüft die Leute?«

Fabienne nickte eifrig und ihre Augen begannen zu strahlen. »Pablo hat sich dabei von den Banken inspirieren lassen. Wer einen Kredit will, muss seine Bonität nachweisen. Wir haben einfach nur die Kriterien angepasst.«

Samuel musterte Fabienne. Wie konnte sich die Laune eines Menschen innerhalb von Sekunden um hundertachtzig Grad wenden? »Und was ist deine Aufgabe?«, fragte er.

»Was musst du als Nächstes tun?«

»Mit dir deine Volljährigkeit feiern.« Fabienne zog seinen Reisepass und sein Portemonnaie hinter dem Rücken hervor. »Lagen im Auto unterm Sitz. Wollte ich dir eigentlich gestern schon geben.« Sie lächelte, als hätte sie einen Schalter umgelegt. Vielleicht war sie schizophren oder so, anders konnte sich Samuel diese Stimmungsschwankungen nicht erklären. »Hier«, sagte sie und legte die Sachen auf den Tisch. Dann erhob sie sich und gratulierte ihm mit Küsschen und einer Umarmung zum Geburtstag, als wären sie gute

Freunde. »Entspann dich.« Sie löste sich von ihm. »Ich will dir nichts tun.« Sie deutete zum Rucksack auf dem Boden. »Ist das Geschenk da drin von deinen Eltern?«

»Von meinem Vater. Woher weißt du davon?«

»Hab an der Tankstelle gedacht, dass du vielleicht auch Verbandszeug dabei hast. Deshalb hab ich reingeschaut. Vielen Dank übrigens, dass du dich dem Deppen entgegengestellt hast. Das war sehr nett.«

»Kein Problem.« Samuel entblößte seinen Oberkiefer und ließ den lockeren Zahn einmal wackeln.

Fabienne lachte. »Sollen wir ihn ziehen? Hier gibt's bestimmt irgendwo eine Schnur oder eine Zange. Das krieg ich hin.«

»Besser nicht.«

»War nur Spaß.« Sie deutete zum Rucksack. »Willst du nicht wissen, was sich dein Vater für dich überlegt hat?«

»Doch, natürlich.«

»Worauf wartest du dann noch?« Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hinüber zu ihrer Tasche und zog einen kleinen Lederbeutel aus ihrer Jacke. Dann setzte sie sich an den Tisch und begann, sich einen Joint zu drehen. »Das haben wir uns jetzt verdient. Eine kleine Flucht aus der Wirklichkeit. Manchmal muss das sein.«

»Ich ...«

»Entspann dich. Davon stirbt man nicht.«

»Aber müssen wir nicht weiter?«

»Morgen. Setz dich.« Sie klopfte mit der Hand neben sich auf die Bank. »Mein rechter, rechter Platz ist leer, da wünsch ich mir den Sammy her.«

Samuel zögerte. *Sammy*, so nannte ihn seine Mutter manchmal.

»Komm schon. Ich tu dir nichts.«

Wieso war sie plötzlich so freundlich? Vielleicht markierte sie nur vor Leuten, die sie nicht richtig kannten, die harte Frau. Und jetzt bröckelte die Fassade.

Samuel setzte sich neben Fabienne, die sich den Joint ansteckte, daran zog und ihm weiterreichte. »Los, mach schon«, forderte sie ihn auf.

»Aber ...«

Sie hielt ihm den Joint hin und er inhalierte den Rauch, der in seiner Lunge kratzte. Er musste trotzdem nicht husten.

»Respekt.« Fabienne legte ihre Beine über seine Beine und schlang ihren Arm um seinen Hals. »Freud und Leid. Liebe, Vögeln, Einsamkeit. Die Welt ist voller Widersprüche und ich auch. Bist du etwa nur gut oder nur schlecht? Selbst wenn du es nicht zeigen willst, glücklich bist du nicht. Und nicht nur wegen dem, was alles passiert ist. Oder täusche ich mich?«

»Glücklich?« Samuel zuckte kaum merklich die Achseln. Fabienne schaffte es immer wieder, ihn zu verwirren. Sie drehte einem die Worte im Mund herum. Mit einem Ruck zog sie ihre Beine wieder zurück, stand auf, sprang auf den Tisch und von dort aus auf den Boden, direkt vor den Rucksack. Samuel nahm einen weiteren Zug. Sein Körper entspannte sich innerhalb von Sekunden.

Die Hände schon halb im Rucksack, blickte Fabienne über die Schulter zurück und sagte in übertrieben sanftem Ton: »Darf ich das Geschenk rausnehmen?« Um ihre Lippen spielte ein naives Lächeln.

Samuel seufzte. »Mach halt.«

»Was bist du für ein Verpackungstyp? Wie öffnest du deine Geschenke?« Sie musterte ihn. »Ich tippe auf ruhig und besonnen.« Kichernd wie ein kleines Mädchen, das mit seinen Freundinnen etwas Verbotenes tat, zog sie die Schleife auf. Vorsichtig zupfte sie den Tesafilm vom Papier, ohne es zu beschädigen. »Gut so?«

»Super.«

»Und, hast du eine Ahnung, was du zu deinem Achtzehnten bekommst?« Sie trat neben das Geschenk wie ein Zauberer vor dem Höhepunkt seiner Vorstellung. Fehlte nur der Trommelwirbel.

»Wahrscheinlich ein Buch oder so.«

»Höre ich da einen leisen Vorwurf? Wurden unsere Erwartungen nicht erfüllt?«

»Ist gut.« Samuel lehnte sich zurück. »Mach es einfach auf.« Er grinste und schloss kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, stand Fabienne direkt vor ihm.

»Schließ noch einmal deine schönen Augen«, sagte sie, nahm ihm den Joint aus der Hand, zog daran, schob den Tisch nach hinten, glitt auf seinen Schoß und blies ihm den Rauch ins Gesicht. »Du siehst süß aus. So relaxt. So gefälltst du mir schon viel besser.«

»Nein«, lallte Samuel. »Ich will nicht.« Er spürte ihre Hand, wie sie ihn am Nacken streichelte.

»Sei kein Spielverderber.« Mit Daumen und Zeigefinger zog sie seine Lider nach unten. Er wusste selbst nicht so genau, warum er sich nicht wehrte. Irgendwie fühlte es sich gut an. »Brav.« Sie nahm seine Hände, drehte die Handflächen nach oben und legte das Geschenk hinein. Ein Buch. Es war ein kleines Buch. Was auch sonst. Das bisschen freudige Erwartung, das sich in den letzten Sekunden aufgebaut hatte, war wie weggeblasen.

»Ist es ein Buch?«, fragte er gelangweilt.

»Nein«, sagte Fabienne. »Viel mehr.«

»Natürlich ist es ein Buch.« Samuel spürte den Leineneinband unter seinen Fingern. Sein Vater hielt immer

die Luft an, wenn er ein besonders wertvolles Buch seiner Sammlung aus dem Regal zog. Samuel fand es albern. Seine Mutter hatte öfter im Spaß gesagt, dass sie in ihrem nächsten Leben als antiquarisches Buch auf die Welt kommen wollte.

»Versuch's noch mal«, sagte Fabienne. Samuel öffnete die Augen. »Oh, Mann«, knurrte sie. »Du hältst dich nicht an die Spielregeln.«

»Hab ich's doch gesagt.« Samuel betrachtete die Zeichnung auf dem Einband. Der kleine Prinz auf seinem Meteoriten. Diese Geschichte hatte ihm sein Vater als Kind vorgelesen und er war bestimmt wie immer dabei eingeschlafen. Wahrscheinlich konnte er sich deshalb nicht daran erinnern, worum es in der Geschichte ging.

Fabienne riss ihm das Buch aus den Händen und hielt es über den Kopf. Sie warf den Kopf in einer übertriebenen Geste zurück. »Das hier ist der Schlüssel zur Welt.« Dabei legte sie so viel Pathos in jedes Wort, dass es sich anhörte wie der Auftakt zu einem orientalischen Märchen.

»Ist noch was drin?«, fragte Samuel.

»Noch etwas? Ach herrje. Genügt das dem verwöhnten Söhnchen nicht? Hätte er lieber den Schlüssel zu einem Sportwagen gehabt?«

»Ist ja gut. Komm mal wieder runter.«

Sie ließ die Arme sinken und legte das Buch auf den Tisch.

»Hast keinen Sinn für Kunst, was? Schade. Das Spielen, die Kunst – darauf kann man eine gerechte Welt aufbauen. Wenn jeder nach denselben Regeln spielt. Hast wohl schon früh aufgehört, deinen Kopf mit Träumen zu füllen.«

Samuel schob Fabienne von seinem Schoß herunter. Sie war verdammt leicht. Die Wirkung des Joints konnte seine Enttäuschung über das Geschenk nicht verdrängen. Ein Buch. Sein Vater hatte ihm zum Achtzehnten tatsächlich ein Buch geschenkt!

Als er das Geschenkpapier zusammenknüllen wollte, entdeckte er einen Briefumschlag und zog ihn heraus. Der Umschlag war gefüttert und ließ sich ganz geschmeidig öffnen. Noch nie hatte Samuel so dickes Papier in den Händen gehalten. Zwei Blätter. Die Schrift seines Vaters hatte ihn schon immer beeindruckt. Er kannte niemanden, der so gleichmäßig auf unliniertes Papier schreiben konnte wie er.

»Was schreibt er denn?« Fabienne hatte sich auf der Bank ausgestreckt und zog affektiert an dem Joint wie die eleganten Damen in Schwarz-Weiß-Filmen.

»Nichts«, sagte Samuel, wandte sich von ihr ab und begann mit der Stimme seines Vaters im Kopf zu lesen.

Fünf

Berlin | 22 Grad | Nieselregen

Kayan konnte das Bild nicht abschütteln. Der alte Mann, wie er zusammengesunken auf der Treppe vor dem Restaurant saß und sich in die Hosen machte. Noch immer hatte er den Geruch des dickflüssigen Urins in der Nase. Der Makler hatte tatsächlich die Wahrheit gesagt. Seine Augen, dieses kühle Grün, hatten sich nicht verändert. Nicht mal das kleinste Zucken der dünnen Haut unter den Augenlidern. Das hatte ihn gerettet. Wahrscheinlich hätte Kayan ihn sonst getötet. Im eigenen Auftrag, der Gerechtigkeit wegen. Betrug war Betrug. Der Riss im Boden, die Erdwärmebohrungen, das hätte er ihm sagen müssen. Das war ein gravierender Mangel. Endgültig abhaken wollte er die Immobilie trotzdem nicht. Sobald er den Auftrag erledigt hatte, würde er einen Fachmann um Rat bitten. Im Golfclub gab es genügend Leute, die etwas von Immobilien verstanden, also kein Grund, das Restaurant jetzt schon abzuschreiben, versuchte er sich zu beruhigen.

Kayan schaltete das Radio ein und suchte nach Musik. Fast alle Frequenzen waren mit Sondersendungen belegt, die aufgeregte Stimmen von Reportern transportierten. Die

Krise. Überall war die Rede von der Rückkehr der Krise. Diesem Wort, das die meisten Menschen in Panik versetzte, hatte Kayan Zuwachsraten im zweistelligen Bereich zu verdanken. Je enger es an der Spitze wurde, je kleiner die Eisscholle war, auf der die aufgeblähten Egos der Machtgierigen Platz nehmen mussten, desto größer war die Bereitschaft, Konkurrenten, Mitwisser oder Teilhaber aus dem Weg räumen zu lassen. Einmal hatte ein Kunde sogar darauf bestanden, Kayans Dienste von der Steuer abzusetzen. Dafür musste er eine weitere Treuhandgesellschaft auf Jersey gründen. Einen Trust, der Anteile an einer Firma in Luxemburg hielt, die wiederum ihren Hauptsitz in Singapur hatte. Umständlicher wäre es kaum gegangen.

Kayan wartete auf neue Instruktionen. Er saß im Auto, in Sichtweite seines Hauses, und rief alle paar Sekunden die Mails ab. Wenn es etwas gab, das er an seinem Job hasste, dann das Warten. Er konnte nicht stillsitzen. Dieses widerliche Kribbeln in den Beinen trieb ihn beinahe in den Wahnsinn.

Im ersten Stock gingen die Lichter an. Er stellte sich vor, wie seine Frau die Kleinen ins Bett brachte, ihnen nacheinander eine Geschichte vorlas und ihnen anschließend einen Kuss gab. Dann überquerte sie die Empore, ging vorbei

an den gerahmten Familienbildern und trug ein zufriedenes Lächeln im Gesicht. Nach zwanzig Ehejahren betörte ihn ihre Schönheit noch immer wie am ersten Tag. Die Verlockung war groß, sie zu überraschen, doch er wollte das Schicksal nicht herausfordern. Die Nachricht seines Auftraggebers würde bestimmt dann reinkommen, wenn sie sich liebten. Und er rechnete nicht damit, dass die nächsten beiden Zielpersonen direkt um die Ecke wohnten. Wenn er Glück hatte, befanden sie sich in Deutschland, dann wäre in zwei Tagen alles erledigt. Aus dem Auftrag ging hervor, dass die Möglichkeit groß war, beide am selben Ort anzutreffen. Vielleicht waren es Geschäftspartner. Das jedoch schmälerte die Chance, dass einer der beiden dem Tod von der Schippe sprang, weil er in letzter Sekunde begnadigt wurde.

Samuel musste den Brief seines Vaters ein zweites Mal lesen, um zu begreifen, was da stand. Warum hatte Vincent die ganze Zeit geschwiegen? Die Tickets hatte er bestimmt nicht erst vor einer Woche gekauft. Was war sein Vater nur für ein komischer Kauz?

Samuel studierte die ausgedruckten Flugtickets. In drei Wochen. Von London nach Vancouver. Und nach dem Stadtaufenthalt wollte sein Vater zwei Wochen mit ihm in der Wildnis verbringen. Er hatte sein Versprechen also doch

nicht vergessen.

... ich bin Dir nicht böse, wenn Du die Reise nicht mehr machen willst und es vorziehst, Europa zu erkunden, um anschließend in London bei Deiner Mutter Wirtschaft zu studieren. Mit Deinen Noten steht Dir die Welt offen. Vielleicht habe ich versäumt zu sagen, wie stolz ich auf Dich bin. Hätten wir mehr Zeit miteinander verbracht (was meine Schuld war), hättest du vielleicht verstanden, warum ich manchmal so zerrissen bin, wenn es um das privilegierte Leben geht, das wir im Ausland führen. Manche Entscheidungen, die man trifft, rächen sich später. Diese Lektion musste ich gerade lernen. Wie jeder liebende Vater wollte ich Dir ein Vorbild sein, aber wie kann man ein Vorbild sein, wenn man sich darauf einlässt, dieses Spiel um Macht und Geld mitzuspielen? Wie kann man von seinem Sohn erwarten, dass er erkennt, wie man gerne sein würde, wenn man es selbst nicht zulässt, weil einem der Blick in den Spiegel von Tag zu Tag schwerer fällt? Wenn die Maskerade sogar bei denjenigen funktioniert, die man nicht täuschen will. Ich weiß, dass dieses Geständnis – mir fällt kein besseres Wort ein – viele Fragen aufwirft, dass vielleicht sogar Dein Weg davon beeinträchtigt wird, aber dennoch ist es mir wichtig, diesen Schritt zu tun, weil ich Angst habe,

Dich zu verlieren. Und das wäre das Schlimmste, was ich mir vorstellen könnte. Ich will uns eine zweite Chance geben, uns neu kennenzulernen. Das Handeln von jedem von uns wird durch die Vergangenheit bestimmt. Man kann sie nicht wegschließen, wie ich lange Zeit gedacht und gehofft habe. Deshalb hab ich Dir einen Schlüssel für ein Schließfach beigelegt. Zugang erhältst Du mit der schwarzen Kreditkarte. Es wäre schön, wenn Du vor unserem Abflug (solltest Du mit Deinem alten verschrobenen Vater noch etwas zu tun haben wollen) die Schweiz in Deine Route aufnehmen könntest. Danach können wir über alles reden.

Samuel legte den Brief aus der Hand.

»Und, war doch noch was dabei, was den Herrn zufriedenstellt?«, fragte Fabienne. »Jetzt siehst du glücklich aus.«

»Eine Reise«, sagte Samuel und lächelte. »Mein Vater ... er hat mir eine Reise geschenkt. Nach Kanada.«

»Eine Reise? Das könnte schwierig werden. Und sonst?«

Samuel öffnete einen zweiten, kleineren Umschlag. Darin befand sich ein länglicher Schlüssel, der innen hohl war. Ein Schlüsselbart zu beiden Seiten. Im rechteckigen Schaft war eine Nummer eingraviert. Den Namen der Bank hatte sein Vater nachträglich auf ein Post-it geschrieben, das am

unteren Rand des Briefes klebte.

»Täusche ich mich oder ist das der Schlüssel zu einem Schließfach?«, wollte Fabienne wissen, legte den Joint nach einem tiefen Zug neben sich und wurde ernst. Samuel nickte. Sie würden zusammen nach Kanada fliegen. Er konnte es nicht glauben. All die Jahre hatte er sich das gewünscht. »Dein Vater erfüllt aber auch jedes Klischee vom wohlhabenden Daddy. Bestimmt hat er Schwarzgeld, Gold oder Diamanten gebunkert und jetzt weicht er dich in die *dunklen* Geheimnisse eurer Familie ein. Vielleicht gibt es Dinge, die er dir nicht verraten hat?«

»Mein Vater hat einen ganz normalen Job.« Samuel stockte. Der Raum schien zu schwanken. Er machte eine Pause und fuhr konzentriert fort: »Der ist zwar gut bezahlt, aber er arbeitet auch Tag und Nacht dafür. Ich glaub nicht, dass es um Geld geht. Aus Geld hat er sich nie viel gemacht.«

»Und wozu braucht er dann ein Schließfach in ...« Sie hob die Brauen und erwartete, dass Samuel antwortete. »Auf, sag schon. Ich werd dich bestimmt nicht beklauen.«

»Das Schließfach ist in Zürich.«

Fabienne grinste. »Noch mehr Klischee. Wann willst du dahin?«

»Weiß nicht. Zuerst muss ich zur Polizei und das Ganze

aufklären, und dann will ich nach London.«

»Zu Mama?«

»Ja, zu meiner Mutter!«

»Auch wenn du es vielleicht nicht hören willst: In den nächsten Tagen wird es keinen regulären Flugbetrieb geben. Die Stromausfälle kommen ab jetzt in immer kürzeren Abständen. Durch die Updates, die die Unternehmen in die Systeme einspeisen, wird unser Virus noch für mindestens zweiundsiebzig Stunden den öffentlichen Verkehr lahmlegen und die Menschen zum Stillstand und Nachdenken zwingen. Das ist Phase zwei. Die Ruhe vor dem Sturm.«

»Und das Internet geht die ganze Zeit auch nicht mehr?«

»Ab übermorgen nur noch eingeschränkt«, bestätigte Fabienne seine Befürchtung und nahm Samuel den Schlüssel aus der Hand. »Fast alles im Leben funktioniert nach dem Schlüssel-Schloss-Prinzip. Sogar die Liebe. Die beschissene kranke Liebe.« Mit dem Zeigefinger fuhr sie den gezackten Schlüsselbart nach. »Die Leute, die den passenden Schlüsselcode von uns bekommen haben, können auch weiterhin im Netz kommunizieren. Die anderen werden sich gedulden müssen, bis die erste Umbauphase vorbei ist.«

Samuel verdrehte die Augen und setzte zu einer Erwiderung an, als die Wirkung des Joints überraschend stark zurückkam. Er hatte das Gefühl, zu schwanken.

Fabienne setzte sich wieder auf seinen Schoß. Bei ihr schien das Hasch eher eine aufputschende Wirkung zu haben. Samuel hatte sogar den Eindruck, dass sie noch schneller redete als sonst. »In den kommenden Tagen mobilisieren wir alle unsere Mitglieder, damit sie den Posten einnehmen, auf den sie sich vorbereitet haben. Am wichtigsten in dieser Phase sind die Leute, die für den Informationsfluss verantwortlich sind. Nachrichten in Radio und Fernsehen werden von uns mit Erklärungen und Interviews gefüttert und mehr als tausend große und kleine Unternehmen werden bestreikt. Autobahnen werden gesperrt, ebenso Zugverbindungen blockiert und natürlich die Post. Erst wenn alle drei Phasen durchlaufen sind und alles still steht, nach dem großen Blackout, kann der große Tanz losgehen. Dann müssen uns die Leute zuhören.«

»Und wenn jemand versucht, das Internet und eure Seiten ganz lahmzulegen, weil er mitkriegt, was ihr da treibt?« Er konnte seinen Kopf nicht mehr gerade halten und lehnte ihn gegen die Wand.

»Damit rechnen wir. Über kurze Entfernungen genügen einfache Transmitter, Radios auf Mittelwelle, analoge Funkgeräte, manchmal sogar billige Babyfone. Für die wichtigsten Instruktionen benutzen wir das Patent einer japanischen Firma.« Sie zeigte auf einen QR-Code auf der

Rückseite der aufgerissenen Suppentüte. Es ging um ein Gewinnspiel. »Diese Codes können jede Botschaft transportieren. Auch in dem Fall braucht man nur den richtigen Schlüssel, um die Nachricht zu dekodieren. Wir benutzen eine App, die auch ohne Internet funktioniert. Diese App wird erst jetzt aktiviert. Das Programm darin hat bis heute geschlummert, um die verschiedenen Kontrollen der Monopolisten zu überstehen. Die Einsatzpläne von *One* findet man auf Millionen von Produkten, Aufklebern und Plakatwänden. Erinnerst du dich noch an die Flyer, die dir Kyoti gezeigt hat? Die, auf denen ›Nur für Verrückte‹ stand?«

Samuel nickte.

»Nie war es leichter, eine Botschaft unter die Leute zu bringen. Durch Mund-zu-Mund-Propaganda wurde die App bereits vier Millionen Mal heruntergeladen. Spätestens in zehn Stunden werden die User erkennen, dass sich hinter diesem Programm nicht nur lustige Gewinnspiele verstecken, die ab und zu auf coole Videos und abgefahrne Spiele zurückgreifen, mit denen man sich die Zeit vertreiben kann, sondern dass der Hauptgewinn die aktive Teilnahme an *unserem* Spiel ist. Vor allem die Highscorer werden geil darauf sein, bei uns mitzumachen.«

»Die Leute wussten also gar nicht, was sich hinter der

App verbirgt?«

»Nur die aktiven Spieler von *One* haben wir darüber informiert. Auch wenn es Typen wie die von vorhin gibt, die das ignorieren. Bald werden auch alle neuen Spieler erkennen, dass es eine Verbindung gibt zwischen der virtuellen Welt und der Wirklichkeit. Genau das ist das Ziel von Phase eins. Dieser Aha-Effekt, dass Szenarien aus unseren Spielen plötzlich in den Nachrichten auftauchen, wird die Leute begeistern. So etwas hat es noch nie gegeben. Zusätzlich kann man Überwachungskameras, den Börsenhandel, den Mail-Verkehr der EU-Abgeordneten und sogar die Meldungen der Geheimdienste mitverfolgen. Nichts ist spannender als die Angst der Mächtigen. Nach unseren Schätzungen werden mindestens zehn Prozent der User bereit sein, uns in irgendeiner Weise zu unterstützen, sobald sie begreifen, worum es geht und was wir vorhaben. Wir rechnen aber damit, dass der Faktor Neugierde in einer zweiten Welle noch mehr Menschen anlocken wird.«

»Verrückt«, sagte Samuel, weil ihm kein besseres Wort einfiel. »Haben die Kataloge im Bunker auch was damit zu tun?« Er spürte ihre Hand im Nacken. Er bildete sich ein, dass sie ihn streichelte.

»Gut aufgepasst.« Fabienne lächelte. »Darin befindet sich unser Leitfaden, der mit freundlicher Unterstützung mehrerer

Handelskonzerne frei Haus an alle Mitglieder und solche, die es werden wollen, geliefert wurde. Hinter den QR-Codes in den Katalogen verbirgt sich der Plan der nächsten Monate, Kontaktpunkte und alles, was es sonst noch braucht, um diesen Krieg zu gewinnen. Nur wer das entsprechende Programm zur Dechiffrierung besitzt und eine durch zehn andere Mitglieder bestätigte Akkreditierung hat, kann damit etwas anfangen. So können wir ausschließen, dass wir unterwandert werden.«

»Es ist also doch eine Art Krieg«, sagte Samuel. »Und was kommt danach?«

»Die Freiheit. Das Einzige, wofür es sich zu kämpfen lohnt.« Fabienne strich Samuel durch das Haar. Dann küsste sie ihn zuerst auf den Hals und suchte schließlich seinen Mund. Samuel erwiderte ihren Kuss.

Sechs

Berlin | 16 Grad | Regen

Kayan fluchte. Was war heute nur los? Wieso funktionierte das verdammte Internet jetzt schon wieder nicht? In den Nachrichten sagten sie, dass es mit den Stromausfällen zusammenhängen würde, die logischerweise auch die Mobilfunknetze betreffen. Ausgerechnet bei seinem letzten Auftrag ging alles schief. Er schielte nach oben, ohne den Kopf zu heben, die dunklen Augen zu Schlitzen verengt.

»So leicht willst du's mir nicht machen, was?«, grummelte er in die Dunkelheit. *Dios*, der Allmächtige, gönnte ihm den Sieg nach all den Jahren des Kämpfens nicht. Kayan hatte schon viele Steine aus dem Weg geräumt. Jetzt, wo das Ziel in Sichtweite kam, würde er sich nicht von ein paar Spinnern aufhalten lassen, die sich mit dem Staat anlegten. Hoffentlich schnappten sie diese kranken Weltverbesserer bald. Er wollte keine Überstunden machen, nur weil linke Idioten einen Kreuzzug gegen das Kapital führten. »Extremisten«, hatte der näselnde Nachrichtensprecher gesagt. Kayan stieg aus dem Wagen, schlich die Treppe nach oben, schlüpfte fast lautlos in den Pyjama und legte sich ins Bett neben seine schlafende Frau. Das Handy hatte er auf Vibrationsalarm

gestellt. Sobald eine Mail einging, würde er es an den Fingern spüren. Sollte seine Camila aufwachen, könnte er immer noch sagen, dass er wegen des Chaos' einen Termin verschieben musste. Bestimmt hatte sie in den Nachrichten gesehen, was los war.

»Guten Morgen«, sagte Fabienne fröhlich. Nur in Slip und T-Shirt stand sie in der geöffneten Tür. Ein gesichtsloser Schatten, umgeben von grellweißem Licht und Rauch. Sie zog an einer Zigarette. »Hab gerade mit Kyoti über Funk gesprochen. Wenn es dich beruhigt: Du bist nicht mehr in den Nachrichten.«

Er richtete sich auf und schaute Fabienne peinlich berührt an. Neben ihm auf den Boden lag ihr BH. »Haben wir ...«

»Du bist ganz schön rangegangen.«

»Ich?« Samuel verstummte. »Und ... und jetzt?«

»Was und jetzt?«

Samuel richtete sich auf und suchte nach seiner Unterhose. »Was machen wir jetzt?«

Sie schnippte die Zigarette weg und schloss die Tür. »Oh Gott. Du solltest mal dein Gesicht sehen. Wir hatten Sex, na und? Es war schön. Wir haben uns damit getröstet, mehr nicht. Schau mich nicht so an. Du wolltest es auch.« Sie wich seinem Blick aus und schaute auf ihre Uhr. »Beeil dich. Wir

müssen weiter. Zürich ist ja nicht gerade um die Ecke.«

»Ich hab gesagt, dass ich erst mal zur Polizei will. Und warum willst du mich überhaupt begleiten? Musst du denn nicht auf deinen Posten?«

»Ich bin für das Drehbuch zuständig, schon vergessen? Und in den nächsten achtundvierzig Stunden wird nichts passieren, bei dem ich dabei sein muss. Ich mach dir einen Vorschlag: Ich bringe dich über die Grenze und du hilfst mir dabei, ein Paket abzuliefern. Liegt quasi auf der Strecke.«

»Und wenn ich nicht will, dass du mitkommst?«

»Dann hängst du hier fest. Es gehen weder Flüge nach London noch fahren Züge nach Zürich.« Sie warf ihm einen Blick zu und stöhnte. »Okay. Das mit dem Joint und danach war ein Fehler. Entschuldigung. Hätte ich gewusst, dass du das so ernst nimmst, hätte ich's gelassen.«

Kayan hatte noch nie so viel Geld für Benzin hingeblättert wie an diesem sonnigen Morgen. Aber es war ihm egal. Mehr noch, es amüsierte ihn, wie der vermutlich türkischstämmige Mann einen Kanister nach dem anderen in seinen Tank füllte und sorgsam darauf achtete, keinen Tropfen der kostbaren Flüssigkeit zu verschütten. Zum Beweis seiner Ehrlichkeit hielt er jeden Kanister gegen die Sonne, damit man den Füllstand erkennen konnte, und ließ Kayan anschließend an

der Öffnung schnuppern, als sei er ein exklusiver Gast, der aus den besten Jahrgängen wählen durfte. Vierhundert Euro für siebzig Liter. Kaum hatten die Ölmultis den Hahn zuge dreht, blühte der Schwarzmarkt. Er zählte dem Mann den geforderten Betrag in die schwielige Hand. Das war ein Glückstag für den untersetzten Kerl und Kayan legte noch fünfzig Euro drauf, weil er nachempfinden konnte, was es bedeutete, endlich mal einen Trumpf in der Hand zu halten und nicht für ein paar mickrige Euro für »die da oben«, wie sein Vater immer gesagt hatte, schuften zu müssen. Ein anderer Grund für seine Großzügigkeit war die Erinnerung an die vergangene Nacht. Seine Frau hatte schon immer einen leichten Schlaf gehabt. Wahrscheinlich war das Frauen angeboren, für die eine Familie mit Kindern das Paradies war. Jedenfalls wachte sie mitten in der Nacht auf und küsste ihn auf den Hals. Kayan befand sich in einem Dämmerzustand, den er über Stunden aufrechterhalten konnte. Früher war er vor Einsätzen so nervös gewesen, dass dieser Halbschlaf über Tage genügen musste. Manche Auftraggeber hatten bestimmte Wünsche, wann und wo er die Zielperson eliminieren sollte. Vor Clubs und Bürogebäuden. In einem Hinterhalt oder vor den Augen von Geschäftspartnern, die diese Botschaft verstehen sollten. Am leichtesten jedoch war sein Job, wenn er die Männer (und das waren wie gesagt fast

ausschließlich seine Zielpersonen) nach einem Bordellbesuch umlegen sollte. Selbst wenn sie bewaffnet waren, selbst wenn sie sein Kommen ahnten, war ihr Reaktionsvermögen geschwächt. Sex benebelte den Geist und machte einen schwach und zufrieden.

Genau so fühlte sich Kayan jetzt, als er mit gerade mal hundert Sachen über die Autobahn Richtung Süden fuhr. Doch das störte ihn nicht. Den nächsten Auftrag musste er innerhalb von achtundvierzig Stunden ausführen. Bis dahin blieb genügend Zeit, seine Sinne wieder zu schärfen und sich auf seine Aufgabe vorzubereiten.

Wortlos bugsierte Samuel Badawi zurück in die Transportbox. »Tut mir leid«, entschuldigte er sich bei seinem Freund und schloss das Gitter. Dann packte er das Geschenk in den Rucksack und schlüpfte in seine Jeansjacke.

»Was hast du vor?«, fragte Fabienne. »Willst du etwa gehen?«

»Es war wirklich spannend, dich getroffen zu haben, und irgendwie verstehe ich auch, was ihr da plant. Die Welt ist nicht gerecht. Aber ich bin müde, hab Hunger und will meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Jetzt. Ich will nicht länger davonrennen. Nachher versuchen sie auch noch, mir den ersten Mord in die Schuhe zu schieben. In Frankfurt

haben sie doch bestimmt auch Fingerabdrücke von mir gefunden.« Samuel ging zur Tür. »Ich muss zur Polizei.«

Fabienne versperrte ihm den Weg. »Das kannst du nicht machen.«

»Wieso nicht? Weil ich zu viel weiß? Willst du mich festhalten oder umbringen?«

»Interessiert dich denn gar nicht, was in dem Schließfach ist?«

»Doch. Aber hast du schon mal versucht, eine Grenze zu überqueren, wenn du wegen Mordes gesucht wirst?«

»Das ... das kann man regeln.«

»Ach ja, beinahe hätte ich's vergessen. Dein Freund weiß natürlich, wie man das macht. Er hackt sich kurz in den Zentralcomputer der Polizei und schon bin ich wieder ein unbescholtener Bürger.«

»Bitte, geh nicht.«

»Warum?«

»Weil ...« Sie legte ihre Hand auf seinen Unterarm. »Ich ... ich will jetzt nicht alleine sein.«

»Aber ich muss doch endlich meine Eltern erreichen«, sagte Samuel. Plötzlich wirkte Fabienne zerbrechlich. Vielleicht ging es ihr doch ein bisschen wie ihm. Vielleicht hatte die letzte Nacht doch eine größere Bedeutung, als sie zugeben wollte. »Was, wenn sie die Nachrichten gesehen

haben? Ich muss sie unbedingt erreichen.«

»Glaub mir, bei dem, was da draußen abgeht, haben die Sender längst andere Prioritäten als den Mord an deinem Onkel. Erst recht, wo sie ihn jetzt als politisch motivierte Tat darstellen. Dadurch können sie mit der Jagd nach uns beginnen und alle Möglichkeiten ausschöpfen, die ihnen die Verfassung gibt.« Ihre Hand schloss sich um seinen Arm. Samuel setzte die Transportbox ab.

»Was macht dein Vater eigentlich beruflich?«, wollte Fabienne wissen.

»Er ist Mathematiker und berät Firmen. Aber er hat nie groß über seine Arbeit gesprochen. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass er sich fast dafür schämte. Meine Mutter sagte immer, dass er das nicht dürfe.«

»Mathematiker«, wiederholte Fabienne nachdenklich. »Leute wie Pablo, Kyoti und dein Vater können diese Welt in Zahlen packen. Sie sind wichtiger denn je. Hat er auch Regierungen beraten oder nur Unternehmen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Worüber habt ihr denn geredet, wenn ihr zu Hause wart, über das Essen?« Es blitzte spöttisch in ihren Augen auf.

»Nein«, sagte Samuel. »Darüber bestimmt nicht.«

»Und wer war der Mann, bei dem du in Frankfurt unterkommen solltest? Der andere Tote?«

»Weinfeld? Keine Ahnung. Seinen Namen hab ich vorher noch nie gehört.«

Samuel dachte daran, was in dem Brief gestanden hatte. Sein Vater wollte ihm irgendetwas über die Vergangenheit mitteilen. Etwas, das vielleicht mit seinem Studium zusammenhing oder dem Job, den er damals hatte, als sie noch in Zürich lebten.

»Hat das Schließfach etwas damit zu tun?«, fragte Fabienne, als hätte sie seine Gedanken gelesen.

»Kann schon sein. Mein Vater will mir irgendwas über seine Vergangenheit erklären. Das stand jedenfalls in dem Brief.«

»Über seine Vergangenheit?« Fabienne zog die Augenbrauen hoch.

Samuel nickte.

»Ich weiß, dass du Angst hast«, sagte sie. »Aber jetzt davonzulaufen, bringt nichts. Ich werde mit Kyoti reden, dass er deinen Eltern irgendwie eine Nachricht zukommen lässt. Das wird bestimmt ein, zwei Tage dauern, weil in der nächsten Phase auch die Transponder der Mobilfunknetze lahmgelegt werden. Aber in Zürich findest du vielleicht Antworten auf deine Fragen.«

Sieben

Hessen | 29 Grad | Sonnenschein

Samuel tat der Hintern weh. Seit zwei Stunden saß er nun auf dem Motorrad und klammerte sich an Fabienne fest. Es war ein komisches Gefühl, sie zu berühren, aber ihm blieb keine andere Wahl. Badawi hatten sie auf dem Gepäckträger festgeschnallt und der Kater ließ hin und wieder ein klägliches Wimmern hören.

Immer wieder tauchte in Samuels Kopf die Frage auf, ob es nicht besser gewesen wäre, zur nächsten Polizeistation zu gehen, um das Missverständnis aufzuklären, als in die Schweiz abzuhausen, um einen Blick in ein Schließfach zu werfen. Er sah ja auch gar nicht aus wie ein zweifacher Mörder. Auf jeden Fall nicht wie die Mörder, die sonst so in den Nachrichten gezeigt wurden. Der Techniker! Natürlich! Der konnte sogar bezeugen, dass er ihm die Tür zu Weinfelds Wohnung geöffnet hatte und seine Fingerabdrücke nur deshalb dort gefunden wurden, weil er versucht hatte, den Mann zu retten. Aber die Visitenkarte hatte er in die Tasche gesteckt und irgendwo verloren. Hätte er doch bloß auf den Mann gehört und seinen Namen hinterlassen. An seinen Händen spürte er wieder die lauwarme Flüssigkeit,

das blutgetränkte Hemd und hörte das Röcheln und Gurgeln, begleitet von den Worten des Technikers, die er sagte, als sie vor der Wohnung standen. Es hatte sich wie ein Zitat aus *Grey's Anatomy* angehört: »Es gibt Dinge, die einfach passieren, ohne dass wir sie erklären können. Die unseren Weg von heute auf morgen über den Haufen schmeißen.« Vielleicht hatte er das nicht wörtlich gesagt, aber es war etwas in der Art gewesen. Etwas, das Samuel deshalb aufhorchen ließ, weil er es nicht aus dem Mund dieses kleinen dicklichen Mannes erwartet hätte. So gesehen war es vielleicht doch das Beste, abzuhaufen, bis sich die Lage wieder entspannt hatte. Auch wenn er nicht wie ein Mörder aussah, hatte die Polizei im Moment wichtigere Dinge zu tun, als seine Aussage zu überprüfen. Die Vorstellung, eingesperrt zu werden, machte Samuel Angst.

Fabienne bog von der Landstraße ab in einen Waldweg. Die Schranke war geöffnet. Laubbäume wölbten sich über den Schotterweg wie ein Tunnel. Kiefern und Fichten standen in zweiter Reihe. Das Summen des Elektromotors wurde von dem Geräusch auseinanderspritzender Kieselsteine begleitet. Der Geruch des Waldes legte sich beruhigend über Samuels Gedanken.

No hay mal que por bien no venga. Diesen Spruch hatte sich Samuel gemerkt. Emilia hatte ihn immer dann aufgesagt,

wenn ihr beim Kochen etwas angebrannt war oder sie von ihrem Bruder mal wieder um Geld angebettelt wurde. *Alles Schlechte hat auch seine gute Seite*. Wie recht sie doch hatte. Er mochte den Klang dieser Sprache und hatte trotzdem nur ein paar Sätze behalten. Wenn das hier vorbei war, würde er einen Kurs machen und Emilia damit überraschen. Das hätte er schon viel früher tun sollen.

Sie hielten auf einer kahl rasierten Kuppe, einer Lichtung mit Hunderten von Baumstümpfen, so groß wie ein Baseballfeld. Das Windkrafttrad über ihnen drehte sich fauchend und schnell. Der längliche Schatten sauste wie ein Springseil über den aufgebrochenen matschigen Boden.

»Sollen wir hier das Paket abliefern?«, fragte Samuel und hielt Badawi ein Plastikschälchen mit Wasser hin. Wahrscheinlich hasste ihn der Kater mittlerweile dafür, dass er ihm auf seine alten Tage noch so einen Horrortrip zumutete.

»Geht's ihm gut?«, erkundigte sich Fabienne, nachdem sie wieder aus den Büschen zurückgekehrt war. Sie steckte sich eine Zigarette an. »Wir haben noch etwa dreihundert Kilometer vor uns, schafft das dein Weggefährte?«

»Denk schon«, meinte Samuel. »Hat nur keinen Hunger. Wahrscheinlich ist ihm das alles zu viel.« Samuel befestigte die dünne Leine an Badawis Halsband. Fabienne blies

lächelnd den Rauch aus. »Wie süß. In rosa. Willst du mit ihm Gassi gehen?«

»Ich will nur nicht, dass er wegläuft. Er ist neugierig und liebt die Freiheit.«

»Offensichtlich ist er aber trotzdem immer zu dir zurückgekehrt. Das ist ein gutes Zeichen.«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Samuel ungeduldig.

Fabienne hielt ihm eine Flasche mit Wasser hin und er trank. »Mach ruhig leer. Diesmal hab ich schon.« Sie stieg auf den Betonsockel des Windrads, zog einen Schlüssel aus der Hosentasche und öffnete damit eine Tür am Fuße des Turms. Im Angesicht der weit in den Himmel ragenden Stahlkonstruktion wirkte sie winzig. Sie verschwand im Bauch des Kraftwerks und kehrte mit einer Kabeltrommel zurück.

»Willst du deinen Freund kurz anbinden?«, rief sie über das Summen und Schlagen der Flügel hinweg und begann, das Kabel abzurollen. Samuel band Badawi an und kam ihr zu Hilfe. Fabienne öffnete eine Klappe hinter dem Sitz des Motorrads, zog einen Stecker heraus und betätigte einen Schalter. Dann verschwand sie noch einmal im Turm und kam mit einem Handy zurück. Es sah unbenutzt aus. Sie schaltete es an.

»Ihr habt wirklich an alles gedacht«, sagte Samuel

erstaunt.

»Wir haben in *One* eine Gruppe gegründet, die sich nur mit Energiefragen beschäftigt.« Sie zupfte die Folie vom Display des Handys. »Sie haben Patente ausgegraben, die dank einer brutalen Lobbyarbeit bis heute unter Verschluss gehalten werden. Auch dafür brauchen wir die Wende. Es kann nicht sein, dass die Industrie bestimmt, wann der richtige Zeitpunkt ist, die Umwelt und damit uns alle zu retten.«

»Aber was kommt danach?«, fragte Samuel. Er wusste, dass er die Frage schon einmal gestellt hatte. »Was wird dann? Wollt ihr alle einsperren, die sich gegen euch stellen?«

»Nein, es gibt keine Alternative zur Demokratie. Aber die Stunde null muss ein wirklicher Neuanfang sein. Sie darf nicht von Politikern angeführt werden, die nur darauf aus sind, wiedergewählt zu werden, und dafür die langfristigen Pläne aus dem Blick verlieren.«

»Und du glaubst, dass Kyoti so jemand ist? Wo hast du ihn eigentlich kennengelernt? Beim Studium?«

»Nein, er ist ja doch ein paar Jahre älter als ich. Wir sind uns auf einer LAN-Party begegnet. Pablo hab ich an der Uni getroffen. Er hat sich getraut, aufzustehen und unseren gelangweilten Profs etwas entgegenzuhalten. Er hat seine eigenen Theorien entwickelt und mir gezeigt, dass es immer

schon Menschen gab, die verstanden haben, was abgeht, und das ändern wollten. Aber nur wenige Ideen haben die Zensur der Leistungsgesellschaft überstanden. Die meisten hat man mit dem Stempel ›Ideologie‹ versehen und lächerlich gemacht, weil am Ende immer dasselbe herauskam: Um anderen zu helfen, muss man bereit sein, etwas abzugeben. Und das bedeutet, dass man seine eigenen Ansprüche einschränken muss.«

»Und Pablo hat dir also *One* gezeigt.«

»Ja, er gehört zu den jüngsten Leuten, die *One* von Anfang an unterstützt haben. Er hat begriffen, dass man nicht erst erwachsen werden muss, um etwas zu verändern.«

»Du hast immer noch nicht gesagt, was genau danach kommt. Wie sieht die Freiheit aus?«

»Das weiß ich nicht.« Sie stand auf. »Das weiß keiner. Auch wenn wir vielleicht die Möglichkeiten dazu hätten, wollen wir den Leuten keine Regierung aufzwingen. Wir wollen ihnen mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln begreiflich machen, dass es noch nicht zu spät ist für einen Neuanfang. Was sie daraus machen, wenn das alles hier vorbei ist, das weiß keiner.«

»Und wenn es tatsächlich Krieg gibt?«

»Dann wäre es auch ohne uns irgendwann so gekommen.«

»Habt ihr das alles schon durchgespielt?«

»Theorie und Praxis sind zwei Paar Stiefel. Das Drehbuch für *One* ist noch unvollständig. Der Lauf der Geschichte lässt sich nicht so leicht vorhersagen.« Sie schaute nach oben in den blauen Himmel. »Egal, wie viele Parameter wir einbeziehen. Egal, was wir alles in unseren Berechnungen berücksichtigen. Am Ende passiert immer etwas, das man nicht auf dem Schirm hat. Im Guten wie im Schlechten. Siehst du die dünnen Wolken, die wie Fischgräten aussehen? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es ein Gewitter geben, wenn nicht irgendwo ein Vogel vom Himmel fällt oder jemand ein AKW in die Luft jagt.« Sie nahm den Helm vom Lenkrad. »Willst *du* weiterfahren?«

»Ich?« Samuel schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Du bist noch nie Motorrad gefahren, hab ich recht?« Ein Anflug von Spott lag in ihren Worten.

»Ja«, gestand Samuel. »Der verwöhnte Samuel ist noch nie Motorrad gefahren.«

»So hab ich das nicht gemeint. Das Teil hier hat Automatik, ist kinderleicht. Nur Gas geben und lenken.«

»Hab keinen Führerschein.«

»Das ist natürlich ein Argument.« Sie deutete ein Lachen an. »Ohne Führerschein würdest du gegen geltendes Gesetz verstoßen, was du natürlich nicht willst. Schließlich wirst du nur wegen Mordes gesucht.«

»Das ist nicht witzig!«

»Nein, ist es nicht. Aber verzweifelter als jetzt kann dein Gesicht auch nicht aussehen, wenn du verhaftet wirst.«

Schmunzelnd stieg Fabienne auf das Motorrad und schaltete die Zündung ein. Das leise Schnurren des Elektromotors ließ kaum erahnen, wie schnell man damit fahren konnte. Samuel hob den Kater zurück in die Transportbox.

»Was ist mit dem Paket?«, rief er gegen den Fahrtwind.

»Das bringe ich jetzt zum Empfänger.«

Acht

Rheinland-Pfalz | 22 Grad | Nieselregen

(14.26 Uhr) – Europäische Börsen setzen Handel aus

–

Milliardenverluste in Millisekunden. Fehlerhaftes Update lässt Handel zusammenbrechen. Börsen werden vorübergehend geschlossen.

(14.39 Uhr) – Hacker attackieren Großbanken – Nach Stromausfall: Webseiten von Großbanken offline. Cyber-Attacken legen Server lahm. Auch Unternehmen betroffen. Hacker kapern die Seiten des Deutschen Bundestags und verlinken sie mit verschiedenen Nachrichtenredaktionen.

Bankautomaten werden gestürmt. Überweisungen und Online-Banking sind nicht mehr möglich.

Fabienne hatte gesagt, dass er hier auf sie warten sollte, dann war sie über einen schmalen Pfad davongestapft, der hinter einer Felsnase verschwand, die das Profil eines Greifvogels hatte, zumindest auf den ersten Blick. Bei erneuter Betrachtung dachte Samuel an einen Double-Burger, in den er gerne hineingebissen hätte. Zwei dunkle Gesteinsschichten

zwischen zwei hellen oben und unten. Das Knurren seines Magens hörte sich an, als würde sich die Magensäure gerade seine Innereien vornehmen. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal so Kohldampf gehabt hatte. Fabienne hatte das Motorrad hinter einem Busch abgestellt und ein paar Zweige darüber gelegt. Mit Badawi an der Leine, hockte sich Samuel auf einen Stein, der mit neuzeitlichen Gravuren übersät war. Natürlich fanden sich auch Herzen darunter. Das Geräusch eines Hubschraubers näherte sich von Norden. Samuel starrte nach oben. Durch die Lücken in den Baumwipfeln war der Himmel zu sehen, der mehr und mehr von Quellwolken bevölkert wurde. Der Hubschrauber drehte ab. Samuel fühlte sich Fabienne unterlegen. Sie schien genau zu wissen, wo sie hinwollte. Sie hatte ein Ziel und eine Überzeugung, für die sie einstand. Das imponierte ihm. Außer für gute Noten hatte er bisher für nichts gekämpft. Es war nicht nötig gewesen. Sein Magen knurrte laut und Durst hatte er jetzt auch noch. Selbst die Beeren von gestern Abend erschienen ihm in Gedanken wie ein Festmahl. Er hob einen Kieselstein vom Boden auf und versuchte damit den *Burger* zu treffen. Daneben! Er war ein lausiger Werfer. Seine Aufgabe bestand darin, hier auf Fabiennes Rückkehr zu warten. Mehr traute sie ihm wohl nicht zu.

In der Nähe musste es einen Bach geben. Erst jetzt, wo der Wind abflaute, hörte er das leise Plätschern. Er folgte dem Geräusch, zog Badawi hinter sich her und kam an ein natürliches Wehr, das wie das Werk von Bibern aussah und den schmalen Strom in mehrere kleine Rinnsale auffächerte. Badawi zog hinunter zum Wasser. Samuel ging in die Hocke und schlürfte das Wasser vorsichtig und in winzigen Schlucken aus seinen Händen. Badawi war nicht so zurückhaltend. Samuel wollte ihn gerade streicheln, als eine schwere Detonation den Boden erschütterte. Eine Druckwelle erfasste ihn und warf ihn zu Boden, Brandgeruch erfüllte die Luft. Instinktiv ging er in Deckung, schnappte sich Badawi, sprang wieder auf und rannte zurück zum Motorrad.

Was hatte sie getan? Hatte sie sich in die Luft gesprengt?

Er zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass Fabienne etwas mit der Explosion zu tun hatte. Das Paket, natürlich! Wie konnte er nur so naiv sein, zu glauben, dass sich etwas anderes darin befunden hatte als Sprengstoff? Flugblätter. Ja, für wenige Momente hatte er tatsächlich geglaubt – wohl eher gewünscht –?, dass sich in dem Schuhkarton Flugblätter befanden. Aber mit Papier kann man keinen Krieg gewinnen, dachte er bitter. Ein lautes Krachen und Knacken im Unterholz, dann hörte er den Lärm von wuchtigen Motoren.

Über den Waldweg rollten Geländewagen der Polizei heran! Samuel legte sich hinter dem Motorrad flach auf den Boden und hoffte starr wie ein trockenes Stück Holz darauf, dass die Wagen wieder abdrehten. Er wollte sich gar nicht ausmalen, was Fabienne noch alles in ihrem Rucksack hatte. Würden sie ihn jetzt finden, hätte er ein großes Problem, denn wie sollte er erklären, dass er nicht dazugehörte, dass alles ein großer Irrtum war? Er war kein Terrorist. Er war nur ein Abiturient auf der Durchreise.

Badawi versteifte sich unter seiner Hand und machte einen Buckel. Er schnaufte so schwer wie noch nie. Samuel hob den Kopf und hielt den Atem an. Ein Spürhund, der ihm von hier aus groß wie ein Wolf erschien, zog den Hundeführer direkt in ihre Richtung. Wäre der Hund nicht angeleint gewesen, hätte er die Entfernung zu ihnen, vielleicht dreißig Meter, mit wenigen Sätzen überwunden. Der bärtige Polizist beugte sich hinunter und löste den Karabiner. Samuel meinte sogar, das metallische Klicken zu hören. Einbildung. Das konnte er sich nur einbilden. Ganz real war jedoch das lauter werdende Hecheln. Der Hund rannte nicht. Er schien sich seiner Sache sicher zu sein oder er war darauf trainiert, sich dem Ziel, der Beute, dem Opfer, oder wie man es auch immer nennen wollte, auf diese Weise zu nähern. Selbst einem abgerichteten Hund konnten die Sicherungen

durchbrennen, wenn er eine Katze und einen Menschen kauend hinter einem Busch entdeckte. Das waren zu viele Reize und kein Tier kann seinen Jagdinstinkt vollständig unterdrücken. Vor lauter Überraschung würde der Hund vergessen, dass er den Fund mit einem Kläffen melden sollte, und zubeißen. Vielleicht sollte Samuel aufstehen, sich ergeben, bevor es zu spät war ...

Badawi bevorzugte eine andere Strategie. Der Kater schlüpfte aus seinem Halsband und stürzte dem Gegner entgegen. Sein buschiges Fell, der gekrümmte Rücken und dieses tiefe, energische Fauchen waren selbst für den abgerichteten Schäferhund Grund genug, abrupt stehen zu bleiben. Einen Meter vor Badawi. Unentschlossen. Wollte Samuel wirklich dabei zusehen, wie sein treuer Begleiter von einem Schäferhund in Stücke gerissen wurde? Nur um seine eigene Haut zu retten? Er stemmte seine Hände in den feuchten Waldboden und spannte seine Muskeln an, bereit aufzuspringen und dem Ganzen ein Ende zu setzen, bevor es Badawi erwischte. Doch jemand kam ihm zuvor. Sein Vater sagte immer, dass es für zwei Menschen unmöglich war, zur selben Zeit exakt dasselbe zu tun. Das können nur Maschinen. Sie benötigen allerdings eine exakte Vorschrift, welche Schritte sie nacheinander erledigen müssen. Sie folgen einem festgelegten Weg. Deshalb lässt sich menschliches

Verhalten nur schwer in Gleichungen packen. Es bietet zu viele Unbekannte. Und jetzt, in diesem Augenblick, passierte so vieles gleichzeitig, dass es Samuel vorkam, als würde sich die Zeit ausdehnen. Er war Teil einer Gleichung, deren Ausgang er nicht kannte. Eine tonnenschwere Last krachte auf ihn herunter und presste die Luft explosionsartig aus seinen Lungen. Ein Schlag gegen den Kehlkopf lähmte seine Stimmbänder. Ein weiterer Hieb donnerte gegen seine linke Schläfe und er verlor das Bewusstsein. Hinüber in die Dunkelheit begleitete ihn nur ein einziges Bild: Badawi, wie er sich auf den Hund stürzte.

»Wie lange dauert das denn noch?« Kayan stand rauchend neben seinem Wagen. Auf der Autobahn war kaum etwas los gewesen, vor dem Grenzübergang jedoch stauten sich die Fahrzeuge auf mehreren Kilometern. Zwei Hubschrauber mit Suchstrahlern kreisten über einem angrenzenden Waldstück.

»Jetzt machen sie alles dicht«, sagte ein Mann mit Halbglatze und pinkelte ungeniert neben seinen Mercedes. Sein bulliger Oberkörper steckte in einem wallenden weißen Seidenhemd, das am Rücken festklebte. Schweißgeruch wehte zu Kayan herüber, der versuchte, durch den Mund zu atmen. »Wollen Sie noch was rüberbringen?«, fragte der Mann und schloss den Hosenladen.

Kayan konnte den Akzent nicht zuordnen. Vielleicht ein Russe. Die hatten oft diesen wulstigen Hals, der sie evolutionär in die Reihe hinter den Pitbull stellte. Auftragskiller aus Russland waren Schlächter. Sie kamen aus ärmlichen Verhältnissen und hatten früh gelernt, ihr Mitgefühl auszuschalten, wenn es um den eigenen Vorteil ging. Das war kein Vorurteil, sondern die bittere Wahrheit. Wer in das Fadenkreuz einer russischen Tötungsmaschine

geriet, konnte von Glück sagen, wenn sein Tod keine abschreckende Wirkung haben sollte. Selbst die Triaden oder die Mafia waren harmlos gegen das, was seine russischen Kollegen abzogen. Sie waren allesamt Sadisten. Kayan führte das auf das strenge, von Prügelstrafen und Männlichkeitsritualen geprägte Erziehungsmodell zurück.

»Will nur ein bisschen Schwarzgeld rüberbringen«, scherzte Kayan. Er war gut gelaunt. Der Immobilienmakler hatte vorhin angerufen und gesagt, dass er für die Reparatur der Schäden aufkommen würde. Aus einem Gutachten, das den gesamten Gebäudekomplex betraf, würde hervorgehen, dass nicht mit weiteren Rissen zu rechnen und keine Destabilisierung der Bausubstanz zu befürchten sei. Sein Traum konnte also doch noch in Erfüllung gehen. Natürlich würde er ein Zweitgutachten anfertigen lassen. Aber warum sollte ihn der Makler belügen? Was hatte er davon? Kayan konnte die Baumängel ja schriftlich fixieren und ihn im Ernstfall dafür haftbar machen.

»Die filzen jedes verdammte Auto«, sagte der Mann.

»Wo müssen Sie hin?«, fragte Kayan.

»Zürich.« Der Mundwinkel des Mannes zuckte kurz nach oben. »Kann ja nicht warten, bis die Sache wieder unter Kontrolle ist. Diese linken Idioten infizieren noch die ganze Welt mit ihrem Wahnsinn. Die wissen gar nicht, was sie da

anrichten. Die Unruhe treibt das Kapital aus Europa. Eine Hetzjagd wie im Mittelalter ist das. Sollen sie mal schauen, wo sie bleiben, wenn alles kaputt ist.«

»Ich finde es beeindruckend, was diese Leute machen«, sagte Kayan.

»Finden Sie?« Der Russe musterte ihn skeptisch. »Was machen Sie denn beruflich?«

»Beratung. Mittelständische Unternehmen.«

»Und dann können Sie so ruhig bleiben?« Der Mann kniff die verquollenen Augen zusammen. »Oder wissen Sie vielleicht, wie man jetzt ein bisschen Geld macht? Haben Sie ein paar Insiderinformationen?« Obwohl der Mann lachte, konnte man ihm ansehen, dass diese Frage durchaus ernst gemeint war.

»Nein«, sagte Kayan.

»Und wenn, dann würden Sie mir das mit Sicherheit nicht sagen.« Der Russe schmunzelte. »Wer die richtigen Informationen hat, kann im Augenblick richtig absahnen. Die Leute wollen ja alle schnell ihr Geld in Sicherheit bringen, bevor es nichts mehr wert ist. Irgendwie ist der Mumm dieser neuen Occupy-Leute ja auch bewundernswert. Sie führen uns vor, wie leicht sie die Börse und alles, was damit zusammenhängt, manipulieren können. Dennoch muss man sie mit allen Mitteln bekämpfen. Schließlich geht es auch um

Unternehmen und Arbeitsplätze. Ich möchte mir nicht ausmalen, welche Kosten da wieder auf uns zurollen.«

»Man sollte die demokratische Ordnung schnellstmöglich wiederherstellen«, fügte Kayan halb im Scherz hinzu.

Der Mann schien den ironischen Unterton nicht zu bemerken und fuhr unbeirrt fort: »Meine Kundschaft wird langsam unruhig. Aus Panik vor diesen selbst ernannten Richtern bunkern sie ihr Vermögen und machen damit alles nur noch schlimmer.« Der Mann stoppte kurz seinen Monolog, als ein Polizeiwagen auf dem Seitenstreifen vorbeifuhr. »Jetzt haben sie bestimmt wieder so ein armes Würstchen geschnappt, das sein Ersparnis über die Grenze bringen will. Traurig ist das. Die Leute haben einfach nicht kapiert, dass es in Europa keinen sicheren Platz mehr gibt, wo sie ihr Geld hinschieben können, außer unter das eigene Kopfkissen.« Der Polizeiwagen hielt etwa fünfzig Meter vor ihnen an. Ein Polizist mit Megafon stieg aus und sagte in mehreren Sprachen, dass es zu Verzögerungen bei der Grenzabfertigung kommen würde.

»Würde mich nicht wundern, wenn die die Grenze bald dichtmachen«, sagte der Mann. »Bei dem Gesocks, das jetzt in die neuen EU-Staaten drängt, sollten wir uns das auch überlegen. Grenzkontrollen alleine werden nicht ausreichen, um die Schmarotzer aufzuhalten.«

Samuel war wütend. Sein Kopf dröhnte. Sein Kehlkopf schmerzte und das Sprechen fiel ihm schwer. Fabienne hatte sich auf ihn geworfen und mit einem Elektroschocker betäubt. Ein centgroßes Brandmal an seinem Hals war der Beweis dafür. Die Polizei war fort und Badawi hockte neben ihm. Unverletzt.

»Warum hast du das getan?«, krächzte Samuel. »Bist du denn total irre?«

»Sie hätten dich festgenommen, wenn du aufgestanden wärst. Es tut mir leid.« Sie zog eine kleine Tube aus der Jacke. »Damit verheilt die Brandwunde schneller. Glaub mir, es ging nicht anders.« Sie drückte etwas Creme auf ihren Finger. »Darf ich?«

»Ja.« Samuel biss die Zähne zusammen und sie cremte die Wunde ein. »Bist du das gewesen?«, fragte er. »Die Explosion?«

»Ich konnte dir das vorher nicht sagen, verstehst du? Dass die Polizei so schnell auftauchen würde, hab ich nicht geahnt.« Sie verschloss die Tube und stand auf. »Da hinten, wo der Rauch aufsteigt, befindet sich ein alter Bunker. Dort haben einige Firmen ihre Back-ups gelagert.«

»Was ihr da macht, ist Terror.« Samuel schüttelte den Kopf und trank einen Schluck aus der Wasserflasche.

»Wieso hast du keine Angst? Sie werden dich einsperren. Nach allem, was du getan hast, werden sie dich ins Gefängnis stecken. Vielleicht hast du jemanden mit deiner Bombe getötet.«

»Nein, zu deiner Beruhigung: Es wurde nicht mal jemand verletzt. Das haben wir vorher alles abgecheckt. Wir sind keine Mörder.«

»Aber wieso hast du keine Angst?«, wiederholte Samuel seine Frage.

»Glaub mir, ich habe Angst. Aber die Kunst ist es, sie nicht zu zeigen. Die Kunst ist es, sich vorzustellen, dass es danach besser wird. Für alle. Wenn man das kann, lernt man mit der Angst umzugehen und sie nur dann zu spüren, wenn es darum geht, zu überleben.« Sie erhob sich und reichte Samuel die Hand. »Wir müssen weiter. Pablo hat mir einen Plan geschickt, wie wir über die Grenze kommen. Sie werden versuchen, die Kameras entlang der Route blind zu schalten.«

»Blind zu schalten? Was heißt das?«

»Sie unterbrechen die Verbindung zwischen den Kameras und dem Empfänger und spielen eine ältere Version ein, auf der wir nicht zu sehen sind.«

»Ich bleib hier«, knurrte Samuel.

»Du bleibst hier? Um was zu tun? Darauf zu warten, dass

jemand vorbeikommt und dich festnimmt?«

»Ja, vielleicht. Vielleicht ist dieser Trip hier zu Ende. Ich will nicht mehr weglaufen. Ich will aussteigen aus diesem beschissenen Spiel.«

Das war der Moment, in dem sein Handy das Funkloch durchbrach und vibrierte. Ein Anruf in Abwesenheit.

Zehn

Grüne Grenze | 22 Grad | Ostwind

Immer wieder war das Knattern tieffliegender Hubschrauber zu hören. Der Fahrtwind zerrte an Samuels Jacke und trieb ihm Tränen in die Augen. Hoffentlich schaffte es Pablo, die Überwachungskameras und Sensoren entlang des Grenzstreifens zu stören. Sie waren ein bewegliches Ziel, das im Zickzackkurs über buckelige Feld- und Waldwege jagte. Wie ein aufgebrachtes Tier auf der Suche nach einer Lücke im Zaun, um seinen Verfolgern zu entkommen. Nur dass es hier gar keinen Zaun gab. Man musste sich die Markierung vorstellen. Die Trennlinie zwischen den beiden Ländern. Den Übergang zu einer Insel, die keine war. Hinter jedem Baum, hinter jeder Biegung erwartete Samuel einen Grenzposten. Vielleicht ein gepanzerter Wagen, bellende Hunde und Waffen, die auf sie gerichtet wurden. Vielleicht hatte Fabienne recht. Vielleicht war ein Motorrad unbedeutender als eine Gruppe Menschen. Vielleicht lohnte es sich nicht, einen anderen Grenzabschnitt zu vernachlässigen, um sie zu erwischen, selbst wenn man sie doch auf den Bildern entdeckte. Wenn nicht, würde man sie festnehmen. Fabienne, weil sie ein Rechenzentrum in die Luft gejagt hatte, und ihn,

weil er wegen Mordes gesucht wurde. Sie waren Terroristen auf der Flucht.

Plötzlich trat Fabienne auf die Bremse. Sie schaltete den Motor aus, dann das Licht. Mehrere Bäume boten ihnen Schutz. Etwa hundert Meter unterhalb hörte man Getuschel. Am Saum zu einem kleinen Wäldchen tauchten Schatten auf. Einer davon eilte gebückt voraus. Der Lichtkegel seiner Taschenlampe huschte über die angrenzende Wiese. Die anderen Schatten folgten ihm. Das Schreien eines Kindes war zu hören. In der Dunkelheit und Stille wirkte es sehr laut.

»Da hinten«, flüsterte Fabienne. Über eine Waldbrücke preschte ein Geländefahrzeug heran. Die Schatten begannen zu rennen. Das Kind brüllte noch lauter. Stimmen erhoben sich. Der Geländewagen schaltete die Scheinwerfer auf dem Dach ein. Helle Strahlen erfassten die Flüchtigen, von denen einige ihre Sachen fallen ließen und die Hände in die Luft streckten, als hätten sie Angst, dass man auf sie schoss. Durch Lautsprecher kam die englische Durchsage, ruhig zu bleiben. Dann noch etwas in einer anderen Sprache, die Samuel nicht kannte. Fabienne startete den Elektromotor und nahm einen schmalen Pfad, der tief in den Wald hineinführte.

Hätte sein Vater nicht die Nachricht auf der Mailbox hinterlassen, dass er in der Schweiz sei und ihn abends in

Zürich erwartete, wäre Samuel nicht mehr bei Fabienne aufs Motorrad gestiegen. Die Stimme hatte seltsam geklungen. Abgehackt und monoton, irgendwie anders als sonst. Nervöser. So als würde er über jedes Wort zweimal nachdenken, bevor er es aussprach. Was war mit ihm los? Was wollte er mit ihm besprechen? Wider Willen machte sich Samuel Sorgen um seinen Vater. Sobald er ihn am Abend traf, hatte dieser Horrortrip endlich ein Ende. Je nachdem, was sich im Schließfach befand, würden sie einiges zu bereden haben.

Auch wenn ihm der Gedanke im ersten Moment absurd erschien, fügten sich in Samuels Kopf einzelne Puzzleteile zu einem Ganzen zusammen. Als kleiner Junge hatte er sich oft vorgestellt, dass sein Vater ein berühmter Agent war, der wie James Bond ständig in die Krisenherde der Welt beordert wurde, um Bösewichte zur Strecke zu bringen. Der Gedanke hatte die vielen Umzüge erträglicher gemacht. Und auch die Geschäftsreisen seines Vaters, die wenige Zeit, die er für ihn hatte, konnte er sich dadurch erklären, ohne wütend zu sein. Er lächelte. Ja, das alles passte zusammen. Die Geheimnummer. Die vielen Reisen. Die wenigen Informationen, die er über seinen Job preisgegeben hatte. Auch wenn es sich verrückt, nein, kindisch anhörte: Sein Vater war ein Agent!

Kayan konnte es nicht fassen. Vor ihm in der Reihe sprangen die Motoren an und er starrte in den Kofferraum, als hätte ihn der Schlag getroffen. Er spielte mit dem Gedanken, das Holzkästchen zu schließen und in den Wald zu schleudern. Weit weg. Auch wenn er keine Ahnung von Schmuck hatte – die Ketten, Armreife und mit Brillanten besetzten Ringe erweckten nicht den Anschein, aus der Kollektion eines Kaufhauses zu stammen. Wenn er damit an der Grenze geschnappt wurde, würde er in Erklärungsnot stecken. Selbst wenn er bei der Wahrheit bliebe und von dem alten Mann erzählte, würden sie ihn über Nacht dabehalten, um seine Aussage zu überprüfen. Womöglich würden sie ihn in eine Zelle stecken.

Er stellte sich das ernste Gesicht des Zollbeamten vor. »Und der alte Mann hat Ihnen also auch gleich noch seinen Rollator überlassen?«, würde er fragen. Zum Umkehren war es zu spät. Die Infrarotkameras am Straßenrand würden sofort sein Kennzeichen an die Zentrale weitergeben und Alarm auslösen.

»Es geht weiter«, rief ihm der Russe fröhlich zu. »Haben Sie Probleme?«

»Musste nur die Goldbarren umlagern«, scherzte Kayan und legte die Decke über das Kästchen. Die Aussparung

hinter dem Verbandskasten, wo er normalerweise seine Pistole versteckte, war zu klein, um die vielen Klunker darin zu verstecken. Er öffnete eine der Papiertüten. Von jeder Geschäftsreise brachte er Geschenke mit. Das hatte Tradition. Diesmal eine Puppe mit feuerroten Haaren und dazu passendem Kleid für Amélie und ein winziges Fußballtrikot von Inter Mailand für seinen zweijährigen Sohn. Für seine Frau hatte er ein neues Parfüm ausgesucht. Die Verkäuferin hatte den exklusiven Duft angepriesen. Er drapierte die Sachen neben dem Rollator, damit es aussah, als seien die Geschenke aus der Tüte gerutscht. Rollatoren waren ja mittlerweile ein Massenprodukt und gehörten zur Grundausstattung jeder Großfamilie. Somit war es nichts Außergewöhnliches, einen davon im Kofferraum zu haben. Solange das Schmuckkästchen unentdeckt blieb, gab es keinen Grund zur Beanstandung. Er hatte einen gültigen Personalausweis, zahlte brav seine Steuern und war ein unbescholtener Bürger – zumindest was die Aktenlage anbetraf. Er stieg wieder in den Wagen. Der Russe winkte ihm zu, als seien sie dicke Freunde. Kayan winkte zurück. Der Grenzübergang kam in Sichtweite. Auf der rechten Seite standen einige Autos mit geöffneten Kofferräumen. Die Polizei kontrollierte nach keinem nachvollziehbaren Muster. Ein Mercedes, ein Mini, ein VW-Bus. Schmuggler

bevorzugten mit Sicherheit keine bestimmte Marke. Neulich hatte er davon gelesen, dass illegale Einwanderer über Mitfahrzentralen in die Zielländer gebracht wurden. Für dreißig Euro Fahrtkostenbeteiligung. Das Geld für den Schlepper nicht inklusive. Er hatte Mitleid mit diesen Menschen. Sie wollten eben auch einen Teil vom Kuchen abbekommen und nicht nur als billige Arbeitskräfte für Produkte herhalten, die sie sich selbst nicht leisten konnten.

Der Grenzbeamte nahm ihn ins Visier. Was war in dieser Situation angebracht? Ein neutraler Blick? Ein leichtes Lächeln? Augenkontakt? Er stellte sich diese Frage nicht zum ersten Mal, doch heute pochte sein Herz mit harten Schlägen und er begann zu schwitzen. Gab es etwas Widerlicheres als kalten Schweiß, der den Rücken hinunter in die Poritze lief?

Der Ausweis, diese Scheckkarte mit seinem biometrisch gerasterten Gesicht und dem Chip, stand in der Mittelkonsole. Es war sein Joker. Dieses Stück Plastik war seine Vollkaskoversicherung. Sie war das Rundum-sorglos-Paket eines jeden deutschen Staatsbürgers, zusammen mit der Karte für die Krankenversicherung. In seiner alten Heimat hätten die Menschen tagelang auf den Straßen getanzt, wenn ihnen der Staat so ein Geschenk gemacht hätte, doch hier rannten die Leute geduckt durch die Städte.

Stets mit sorgenvollem, pflichtbewusstem Blick. Stets mit der Angst im Nacken, ein Stück von diesen Privilegien zu verlieren. Diese Angst hatte er nie verstanden. Genauso wenig wie den Neid. Man bewunderte Menschen nicht dafür, dass sie es zu etwas gebracht hatten, sondern man stellte hinter ihrem Rücken Vermutungen an und wollte sie übertrumpfen. Man akzeptierte nicht, dass die Mutigen dafür belohnt wurden, wenn sie etwas wagten. Selbst die Wohlhabenden blieben davon nicht verschont. Nie schien es genug zu sein. Nie schien es zu reichen, um das Leben genießen zu können.

Der Wagen vor ihm wurde durchgewinkt. Der Zollbeamte hob seine Hand, als Kayan heranrollte. Natürlich würde man ihn kontrollieren. Er sah nicht aus wie ein blasser Deutscher. Im Scherz nannte ihn seine Frau manchmal Mafioso, weil er im Urlaub am Meer immer eine goldene Geldklammer bei sich trug, wenn sie abends ausgingen.

»Haben Sie Bargeld zu verzollen?« Der Zöllner bewegte kaum die Lippen. Er wirkte auf beunruhigende Art gelangweilt. Wahrscheinlich war das seine Masche.

»Nein.«

»Wohin sind Sie unterwegs?«

»Nach ... nach Zürich.«

»Geschäftlich.«

»Ja.«

»Fahren Sie bitte rechts ran und steigen Sie aus. Der Kollege Braun wird Ihnen weitere Anweisungen geben.«

Kayan nickte wortlos. *Der Kollege Braun ...* Der Zollbeamte wendete seinen Blick von ihm ab und winkte den nächsten Wagen heran. Kayan rollte nach rechts in die Haltebucht. Dort stand ein Mercedes, bei dem alle Türen geöffnet waren, daneben wie in Stein gemeißelt ein altes Ehepaar. Ein junger Beamter räumte gemächlich das Gepäck aus dem Wagen, während sein schnauzbärtiger Kollege das Ehepaar in ein Gespräch verwickelte. Fast überall auf der Welt arbeiteten die Grenzkontrollen nach dieser Taktik. Bei unerfahrenen Schmugglern gab es eine hohe Trefferquote. Es war ein Spiel. Es war eine Runde Poker. Nichts weiter.

Kayan stieg aus dem Wagen und steckte sich ein Zigarillo an. Er war ein guter Spieler. Aber heute war nicht sein Tag. Heute hatte er den Einsatz nicht selbst bestimmt.

»Sind gleich so weit«, sagte der Schnauzbärtige.

»Ist gut«, antwortete Kayan knapp. Er hatte Mitleid mit den alten Leuten. Wahrscheinlich hatten sie ihr Leben lang geschuftet und nun wollten sie den Steuerwahnsinn nicht mehr mitmachen. Fünfzig Prozent auf Zinseinkünfte. Keine Freibeträge. Da konnte man zusehen, wie dank der rasanten Inflation das Geld weniger wurde. Ihr Vermögen hatten sie in

Alufolie gewickelt und zwischen die Wäsche gesteckt. Alufolie? Wahrscheinlich hatte ihnen jemand erzählt, dass man ihren Wagen durchleuchten würde und Aluminium den Inhalt unsichtbar machte. Die Welt war voll mit schwachsinnigen Gerüchten.

Es hatte angefangen zu regnen, als Kayan an der Reihe war. Dicke Tropfen klatschten auf das Autodach. Die Polizisten hatten die Rollen getauscht. Der Jüngere gesellte sich zu ihm, während der Schnauzbärtige den Wagen inspizierte. Zuerst lud er den Koffer aus. Dann den Rollator.

»Diese Dinger sind Gold wert«, sagte der Jüngere. »Seit einem Schlaganfall braucht mein Großvater auch einen.«

»Ist schlimm«, sagte der Bärtige, als hätte er die Geschichte gerade zum ersten Mal gehört. Sein Blick wanderte hinüber zu dem glänzenden Hartschalenkoffer.

»Haben Sie beruflich in der Schweiz zu tun?«

»Sie können ihn ruhig öffnen«, sagte Kayan, ohne auf die Frage einzugehen. »Ist nur dreckige Wäsche drin.« Er warf den halb gerauchten Zigarillo auf den Boden und trat ihn aus. Wenn sie den Schmuck entdeckten, würde er seinen Anwalt anrufen. Was erwartete einen wegen versuchten Schmuggels? Eine Geldstrafe wegen Steuerhinterziehung? Die Wahrheit zu sagen, zog womöglich mehr Scherereien nach sich, als die Tat zuzugeben. Einreisen würden sie ihn trotzdem lassen. Der

Versuch galt ja dem deutschen Staat und nicht der Schweiz. Die Sache hatte nur einen Haken: Was, wenn sie den Ursprung des Schmucks ermitteln wollten? Was, wenn sie glaubten, einen Einbrecher geschnappt zu haben? Außer dem Kennzeichen des Wagens hatten sie bisher noch nichts von ihm. Sein Ausweis schien sie nicht zu interessieren. Oder sie hatten vor lauter Routine diesen ersten Schritt vergessen. Er könnte flüchten. Er könnte die beiden niederschlagen und einfach davonrasen. Aber weit würde er nicht kommen, höchstens bis zur nächsten Polizeisperre. Also begann er zu beten. Das tat er sonst nur in der Kirche oder wenn es um seine Familie ging. Niemals wäre er auf die Idee gekommen, IHN um Unterstützung anzurufen, wenn es darum ging, seinen Job zu erledigen. Es war nicht möglich, im Namen Gottes zu töten.

»Was haben wir denn da?«, kam die Stimme des Bärtigen aus dem Kofferraum. Kayan rührte sich nicht. Keine vorgetäuschte Überraschung, kein ängstliches Zusammenzucken, nur das Gebet, dass seine Reise hier noch nicht zu Ende war.

Elf

Zürich | 26 Grad | Gewitter

Samuel ging die Szene mit den Flüchtlingen nicht aus dem Kopf. Was passierte nach ihrer Verhaftung? Wurden sie zurückgebracht? Bekam man eine Strafe, wenn man unberechtigt versuchte, eine Grenze zu übertreten? Alle paar Sekunden schaute er nach hinten. Vielleicht waren sie als Nächstes dran. Vielleicht waren sie längst von unsichtbaren Kameras erfasst worden und man wollte abwarten, was sie vorhatten. Vielleicht war eine Gruppe doch nicht mehr wert als zwei Jugendliche. Zumindest, wenn sie die Grenze überschritten hatten. Fabienne fuhr langsamer. Sie überquerten eine Holzbrücke und bogen in eine Landstraße ein. Wegen des Regens konnte Samuel nicht erkennen, was auf dem großen Schild auf der anderen Flussseite gestanden hatte. Wahrscheinlich eine Begrüßung: *Willkommen in der Schweiz! Illegale Einwanderer und Terroristen bitte bei der nächsten Polizeistelle melden*, dichtete er hinzu. Sie fuhren durch ein Dorf. Überall hingen Plakate, die selbst im fahlen Licht der Straßenlaternen noch grellrot leuchteten. Die Parolen darauf waren halb übermalt. Auf einem der Plakate hatte er im Vorbeifahren das Wort Krieg erkannt. Vielleicht

hatte da aber auch Kind gestanden. Kind, Krieg, Flucht. Er war auf der Flucht. Der Mörder versuchte, der Polizei zu entkommen. Niemand war unterwegs. Vereinzelt brannten Lichter in den Häusern. Nach etwa fünfhundert Metern bog Fabienne rechts in einen Feldweg, der steil anstieg. Sie musste sich die Strecke tatsächlich gemerkt haben. Während der Fahrt hatte sie kein einziges Mal auf ihr Handy geschaut. Samuel hielt Fabiennes Hüften umfasst. Der Elektromotor konnte erstaunlich schnell beschleunigen. Vorhin im Wald wäre er um ein Haar runtergefallen, als Fabienne einer Baumwurzel ausweichen musste. Nach der langen Fahrt fühlten sich seine Finger steif an. Fabienne drehte sich kurz zu ihm nach hinten und lächelte. Hatte die letzte Nacht wirklich keine Bedeutung für sie? War es in ihren Augen nur *Sex* gewesen, nichts weiter? In Hongkong kannte er kaum Mädchen, die so dachten. Viele von ihnen wollten sich sogar ihre Jungfräulichkeit für die Ehe aufsparen. Sie gingen zwar auf Partys, betranken sich und knutschten rum, aber mehr war nicht drin. Auch nicht mit Kata. Vielleicht war es gut, dass sie nie miteinander geschlafen hatten. Vielleicht waren sie sowieso nicht füreinander bestimmt, wie sie sich eingeredet hatten. Seltsamerweise hatte er jetzt auch kein schlechtes Gewissen, als er Katas Gesicht vor sich aufblitzen sah.

Aber war Fabienne tatsächlich so abgebrüht? Er würde es wohl nie erfahren, ohne sich lächerlich zu machen. Sie war drei Jahre älter als er und schon an der Uni gewesen. Mädchen im Allgemeinen und solche wie Fabienne im Speziellen interessierten sich nicht für Jüngere. Er war also nur Zeitvertreib gewesen. Ein Zwischenspiel vor der Revolution.

Der Regen ging in ein Nieseln über. Sie fuhr weiter, bis zu einem alten knorrigen Baum, um den sich eine Holzbank schlang. Daneben, unter einem moosbewachsenen Schieferdach, hing ein abgemagerter Jesus an einem Kreuz. Fabienne hielt an und zog den Helm ab. »Könntest du eventuell loslassen?«, bat sie lächelnd. »Es besteht keine Gefahr mehr, runterzufallen.«

»Ähm, sorry. Klar.« Samuel nahm seine Hände von ihren Hüften. Sie stiegen ab. Fabienne blickte auf ihr Handy. »Liegen gut in der Zeit. Nach einer kleinen Pause können wir die letzte Etappe in Angriff nehmen.«

»Und Kyoti hat nichts dagegen, dass du mich begleitest?«

»Es geht ihn nichts an. Ich werde als Runner und Vermittler arbeiten, sobald die Ruhephase vorbei ist. Nach der letzten Phase werde ich das Drehbuch von *One* mit der Wirklichkeit abgleichen und schauen, welches Szenario passen könnte und welches die Entscheidungsebene

vorsieht.«

»Es gibt verschiedene Szenarien?«

»Wir sind schließlich keine Hellseher. Mit Sicherheit wird es zu Problemen und Unstimmigkeiten kommen. Haben die beiden Deppen gestern Abend ja eindrucksvoll demonstriert. Sind eben alles nur Menschen. Wir können nicht erwarten, dass alles nach Plan läuft. Wahrscheinlich werden sie einige von uns festnehmen. Andere werden aussteigen oder sich Splittergruppen anschließen, sollte es tatsächlich so weit kommen.« Sie deutete zur Transportbox. »Willst du deinen Freund nicht kurz rauslassen? Vielleicht muss er mal.«

»Natürlich.« Samuel holte Badawi aus der Transportbox und hielt ihm abermals die getrockneten Garnelen hin. Der Kater hatte immer noch keinen Hunger.

»Versteht ihr euch gut, du und dein Vater?«, fragte Fabienne. Sie hatte eine Plastiktüte aufgerissen und auf die Holzbank gelegt. Jeder von ihnen trug ein blaues Regencape, das kaum dicker war als ein Müllsack und die Wärme nur schlecht am Körper hielt. Die durchnässten Klamotten klebten auf der Haut.

»Wir haben nie viel miteinander geredet. Manchmal hab ich mich gefragt, wieso er überhaupt eine Familie hatte, wenn er sowieso die ganze Zeit unterwegs war. Wahrscheinlich war es ihm zu langweilig, als Vater zu Hause zu hocken. Wie

sind deine Eltern?»

»Nett. Meine Mutter tut alles für andere und verlangt nichts dafür. In gewisser Weise ist sie mein Vorbild.«

»Und dein Vater? Was ist mit ihm?»

»Hat sich wie ein Blöder in seinen Job als Tierarzt reingehängt und zur Belohnung einen Schlaganfall bekommen.«

»Bist du deshalb so ... verbittert? Wegen ihm?»

»Ich bin nicht verbittert. Ihm ... meinen Eltern geht es ja trotzdem wieder gut. Ich will nur nicht, dass die Menschen das Menschsein verlernen. Liebe, Vernunft, Vertrauen, Mitgefühl ... Alles, was wir als Kind mitbekommen, geht verloren, wenn wir uns darauf einlassen, im Strom mitzuschwimmen. Warum müssen Erwachsene aufhören zu spielen? Warum müssen sie ihre Kreativität der Jagd nach größeren Gewinnen opfern? Wieso zwingen sich Millionen Menschen jeden Tag in ein Korsett und lassen sich einreden, dass ihr Wert davon abhängt, was jeden Monat auf ihrem Konto landet? Das verstehe ich nicht.« Sie erwartete eine Antwort von Samuel. Der zuckte vorsichtig mit den Schultern. Was sollte er dazu sagen?

Fabienne verzog angeekelt das Gesicht.

»Ist was?»

»Könntest du eventuell damit aufhören, den lockeren

Zahn vor- und zurückzuschieben? Das sieht echt widerlich aus.«

»Sorry. Hab ich nicht gemerkt.« Samuel betastete seinen Mund. »Der Zahn nervt echt.« Er fasste ihn mit Daumen und Zeigefinger an.

»Soll ich ihn dir vielleicht doch ziehen?«, fragte Fabienne.

»Danke, verzichte.«

»Dann hör endlich auf, daran rumzuspielen.« Sie griff nach seiner Hand. »Stopp!«

»Okay«, sagte Samuel.

Sie ließ seine Hand wieder los und zog das Motorrad vom Ständer. »So, die Karawane muss weiterziehen.«

Samuel packte den Kater zurück in die Transportbox. »Schauen wir uns mal an, was dein Vater für dich hinterlegt hat.«

Samuel erschrak. Der Schneidezahn hatte sich durch einen Stoß mit der Zunge nach außen gebogen. »Mist!«

»Ist das eklig«, sagte Fabienne. »Tu was.«

Samuel drehte sich von ihr weg, umfasste den lockeren Zahn mit den Fingern und riss ihn mit einem Ruck heraus. Tränen schossen ihm in die Augen. Es tat höllisch weh.

»Das hast du jetzt nicht wirklich getan, oder?«, sagte Fabienne fassungslos.

Samuel spürte, wie das Blut seinen Mundraum füllte. Der

Schmerz ebte ab.

»Warte.« Fabienne zog ein kleines Plastikdöschen aus der Lenkertasche des Motorrads, dann kehrte sie mit einem Tampon in der Hand zu ihm zurück.

»Mund auf!«

»Aber ...«

»Keine Widerrede.«

Kaum hatte Samuel den Mund geöffnet, drückte Fabienne den Tampon in die Lücke. »Und jetzt zubeißen und Klappe halten.«

Kayan hatte immer noch die Stimme seiner Tochter im Ohr. Gott hatte ihn erhört und ihm diesen Anruf geschickt.

»Du musst bei der Aufführung dabei sein«, hatte Amélie ihn angefleht. »Mama hat mir so ein schönes Kleid gekauft.«

Er hatte ihr versprochen, es zu versuchen. Wenn alles gut ging, konnte er schon morgen wieder auf dem Rückweg sein. Dann würde er es bis zur Aufführung am Abend auf jeden Fall schaffen. Als er seiner Tochter erklärte, dass er alles tun würde, um rechtzeitig bei ihr zu sein, hatte er den Blick des älteren Polizisten aufgefangen. Das war ein ehrlicher Moment, das war seine Rettung gewesen. Sie hatten sich in die Augen geschaut und vergessen, was gerade passierte, was ihre Rolle in diesem Spiel war: Ein Zöllner kontrollierte den

Wagen eines vermeintlichen Schmugglers. Sie waren nur noch Väter gewesen, die sich um ihre Kinder sorgten. Väter, die wussten, warum sie manchmal im Job die Zähne zusammenbissen und ihre eigenen Träume und Wünsche zurückstellten. Dieser Moment hatte genügt, um die Situation zu entschärfen. Der Mann lud die Sachen wieder in den Kofferraum, ohne die Decke anzuheben. Die Geschenke legte er in die Tüte, als seien sie für seine eigenen Kinder bestimmt. Dann war Kayan eingestiegen und mit einem Lächeln davongefahren. Und jetzt, eine Stunde später, war er immer noch der Überzeugung, dass Gott die Finger im Spiel gehabt hatte, und war erfüllt von tiefer Dankbarkeit.

Er checkte in das Hotel ein und legte sich aufs Bett. Er wollte keine Bestie sein. Er wollte nicht noch einmal mit dem Messer töten. Er wollte, dass es schnell ging. Das war er sich und seinen Opfern schuldig. Kein unnötiger Schmerz, keine Sekunde zu lange. Er wählte die Nummer eines Kontaktmanns. Er würde ihm eine Waffe abkaufen und dafür das Risiko in Kauf nehmen, eine Spur zu hinterlassen. Das unbenutzte Messer wickelte er in Toilettenpapier, steckte es in eine Tüte und entsorgte es beim Spaziergang am See. Dort erreichte ihn auch endlich die Nachricht: Die Todeszelle hatte sich geöffnet. Das Gnadengesuch war abgelehnt worden. Der Verurteilte musste seine Strafe

entgegennehmen. Nur den genauen Ort, wo die Hinrichtung stattfand, den kannte er noch nicht.

Sie standen vor dem Seiteneingang einer Bank. Neben der Tür befand sich nur ein kleines Schild. Für Leute, die hier kein Schließfach hatten, sollte es wohl aussehen wie ein gewöhnlicher Hauseingang.

»Ich dachte, man muss durch eine Schalterhalle«, sagte Fabienne. »So wie bei Gringotts.«

»Bei wem?«, nuschelte Samuel. Der Tampon im Mund erschwerte ihm das Sprechen.

»Ich glaub, du kannst das Ding jetzt rausnehmen«, meinte Fabienne. »Es sei denn, du stehst drauf.«

Samuel zog den vollgesogenen Wattestift heraus und warf ihn in einen Mülleimer.

»Hast du denn nie Harry Potter gelesen?«, fragte Fabienne.

»Ich mag keine Fantasy.«

»Das ist keine Fantasy. Lies es einfach und du verstehst, was ich meine. Und zur Info: Gringotts heißt die Zauberer-Bank.«

Samuel schob die schwarze Kreditkarte in den Schlitz neben der Glastür. Ein Summen und die Tür ließ sich öffnen. Es handelte sich um eine Sicherheitsschleuse. Samuel kannte

das System von den Bankfilialen in Hongkong. Erst nachdem die eine Tür geschlossen war, öffnete sich die dahinter.

»Willst du hier warten?«, fragte er.

»Jetzt, wo's spannend wird? Auf keinen Fall.« Sie quetschte sich neben Samuel in die Schleuse und starrte nach oben zu einer Kamera. »So, nun haben sie unsere Gesichter in Großaufnahme. Klasse. Spätestens morgen wissen Sie, dass wir hier waren.«

»Na und?« Samuel zuckte die Schultern. »Ihr könnt das doch bestimmt löschen.«

»Ja, vielleicht. Aber ich muss dich trotzdem nachher verlassen. Ich muss spätestens morgen Abend wieder auf meinem Posten sein.«

Samuel zögerte, dann nickte er. »Ist gut. Ich werde das alleine regeln.«

»Du wirst das alleine regeln? Werd bloß nicht übermütig, weil du jetzt volljährig bist.«

»Grün.«

Sie betraten einen fensterlosen Vorraum. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich ein Fahrstuhl. Samuel musste die Karte ein zweites Mal einschieben. Die Fahrstuhltüren öffneten sich. Kalte Luft wehte heraus.

»Warte.« Fabienne zückte ihr Handy.

»Was hast du vor?«

»Nachher sind deine biometrischen Daten schon bei Europol gelandet, dann kreuzt hier gleich die Polizei auf.« Das erste Freizeichen war zu hören, dann die Stimme von Kyoti. Fabienne erklärte ihm, was los war. Die Fahrstuhltüren standen immer noch offen. »Super. Danke«, sagte Fabienne. »Ja, ich bin morgen wieder in Aktion.« Sie legte auf. »Alles gut. Die Bank hier ist an eine private Sicherheitsfirma angeschlossen, die die Aufzeichnungen der Überwachungskameras nur auf Anfrage an die Polizei herausgibt.« Sie betrat den Aufzug. Samuel blieb stehen. »Was ist?«

Samuel stellte die Transportbox ab und öffnete das Gitter. Badawi machte keine Anstalten herauszukommen. Er hockte da wie gelähmt und starrte ihn aus trüben Augen an.

»Was hat er?«, fragte Fabienne.

»Weiß nicht. Vorhin wollte er schon wieder nichts essen. Nicht mal von den getrockneten Garnelen. Und jetzt ist er so ruhig. Zu ruhig.«

»In so einer Umgebung würde mir auch der Appetit vergehen. Ich glaub, er will einfach mal wieder richtig rumstreunen. Wenn wir hier raus sind, können wir ja nach einem Park schauen.«

Nickend schloss Samuel die Box. Fabiennes Worte prallten von ihm ab. Er wusste, dass es seinem Freund

schlecht ging. Er hatte oft überlegt, ob er ihn einschläfern lassen würde, wenn Badawi am Ende seiner Tage Schmerzen hatte. Aber woher sollte er wissen, wann es so weit war? Wie konnte er sich das Recht herausnehmen, für Badawi die Entscheidung zu treffen, dass er gehen musste?

Sie fuhren hinunter in den Tresorraum. Der gekühlte Bunker war etwa fünfzehn Meter lang und fünf Meter breit. Alle Seiten waren mit Schließfächern ausgekleidet. Unterschiedliche Größen, unterschiedliche Nummern. Der helle Granitboden spiegelte das Licht der zahllosen Strahler, die in die Decke eingelassen waren. In der Mitte des Raums befand sich ein grellweißer Terminal, der wie ein Pilz aus dem Boden wuchs und sich über dem Monitor zu einem Schirm öffnete. Als müsste der Kunde bei der Eingabe der Schließfachnummer und des Spezialcodes befürchten, dass es regnen könnte. Kaum hatte Samuel den fünfstelligen Code eingegeben, hörte er ein Klicken und aus dem Pilz schob sich eine Ablagefläche heraus. Polierter Edelstahl, wie in einem Operationssaal.

»Da hinten«, sagte Fabienne. »Das Schließfach ist da hinten.«

Samuel ging hinüber und zog die Kasette aus dem Fach. Falls an seiner Agententheorie etwas dran war, würden sich darin vielleicht unterschiedliche Ausweise befinden.

Besonders schwer fühlte sich die Kassette jedenfalls nicht an.

»Willst du sie alleine öffnen?«, fragte Fabienne.

»Nein, schon gut.« Samuel klappte den Deckel nach oben. Ein brauner Din-A4-Umschlag kam zum Vorschein. Samuel nahm ihn heraus und wusste instinktiv, dass sich darin nur Papier befand. Ein ganzer Stapel, der zu einem dicken Bündel zusammengeheftet war. Er las das Deckblatt. *Nullwachstum als Chance sozialer Gerechtigkeit*. Es handelte sich um die Diplomarbeit seines Vaters. Samuel blätterte durch die Seiten. Schaubilder, Überschriften, Paragraphen. Dinge, von denen er nicht die leiseste Ahnung hatte. Was sollte er damit anfangen?

»Darf ich auch mal sehen, womit dir dein Vater so eine große Freude bereitet?«, fragte Fabienne.

Stumm reichte Samuel ihr die Arbeit. Ein Briefumschlag fiel heraus. Er war weder beschriftet noch verschlossen. Wie ein Kartenspieler beim Ausgeben der neuen Runde ließ Samuel die Fotos in seine Hand gleiten und legte den Umschlag auf die Ablage. Fabienne schenkte ihm keine Beachtung. Sie stierte auf eine mathematische Formel mit einer Vielzahl von Variablen, deren Bedeutung in einer angefügten Liste erklärt wurde. Bruttosozialprodukt. Wachstum. Beschäftigung. Binnennachfrage. Exportquote.

Fabienne sah aus, als würde sie tatsächlich verstehen, was das alles zu bedeuten hatte. Ihre Stirn lag in Falten. Sie blätterte weiter. Samuel betrachtete die Fotos. Auf den ersten beiden Bildern war eine Gruppe von jungen Leuten abgebildet, die vor einem alten Kamin standen und sichtlich gezwungen in die Kamera lächelten. Anscheinend hatte der Fotograf sie dazu genötigt. Vincent hatte sich kaum verändert. Er trug schon damals dieselbe Frisur wie heute, einen grünen Rollkragenpulli und ein Cordsakko, das an den Armen zu kurz war. Sein Blick ging direkt zum Fotografen. Daneben stand eine rundliche Frau mit langen dunklen Haaren und einer Brille, die ihr halbes Gesicht verdeckte.

»Kennst du Leute, die drauf sind?«, fragte Fabienne und schielte zu ihm hinüber.

Samuel zögerte. Die Frau hatte er noch nie gesehen. Der dunkelhaarige Mann dagegen kam ihm bekannt vor. Wenn man sich die Haare wegdachte und dreißig Jahre in die Zukunft schaute, konnte es Kaspar Weinfeld sein. Der Ausdruck auf dem Gesicht, das fassungslose Entsetzen ... Nie würde er das vergessen. Er deutete mit dem Finger auf den Mann. »Ich ... ich glaub, das ist Weinfeld. Das ist der Mann, der vor meinen Augen gestorben ist. Der erste Tote. Der, der nicht in den Nachrichten kam.«

»Sicher?«

»Ziemlich.«

»Und die anderen?«

»Das hier ist mein Vater, daneben mein Patenonkel. Die Frau kenne ich nicht.«

Fabienne zögerte. »Aber ich.«

»Du?«

Sie nickte. »Das ist Marietta von Dahlem. Sie ... ich hab sie mal kennengelernt. Sie ist sehr nett ... gewesen.«

»Und woher kennst du sie?«

Statt einer Antwort legte Fabienne die Papiere zurück in die Kassette und tippte mit dem Finger darauf. »Das hier ist die Basis von *One* und von dem, was wir damit vorhaben.«

»Was erzählst du da?«

Fabienne schwieg kurz und wich seinem Blick aus. Dann holte sie tief Luft. »Es tut mir leid.«

»Was tut dir leid?«

»Dass ich dich belogen habe. Du hattest recht, wir haben uns nicht zufällig getroffen. Das war unser Plan. Ich bin Nina. Ich bin das Mädchen, mit dem du geschattet hast. Ich wusste, dass du der Sohn von Vincent Pinaz bist und wollte dich an der S-Bahn-Station treffen, aber dann hat sich der Zeitplan für die Demos geändert und das Chaos war größer als gedacht.«

Samuel fühlte sich, als hätte sie ihm gerade den Boden

unter den Füßen weggezogen. »Und der kaputte VW-Bus?«

»Wir haben dich von Anfang an überwacht, schon seit deiner Ankunft am Flughafen. Pablo hat dir ja gezeigt, wie einfach das mit den Kameras funktioniert. Die Mutter von dem Taxifahrer gehört zu uns. Und Kyoti kennt sich auch mit Autos aus. Er hat das eingefädelt, damit ich dir einen kleinen Peilsender anheften kann.«

»Einen Peilsender? Wie im Agentenfilm? Das meinst du jetzt nicht ernst, oder?« Samuel wusste nicht, wie er reagieren sollte. Eigentlich hätte er ausrasten müssen, aber das Geständnis klang im ersten Moment so absurd, dass es nur zu einem ungläubigen Kopfschütteln reichte.

Fabienne bückte sich, öffnete die Transportbox von Badawi, fasste hinein und hielt ein kleines silbernes Kästchen in der Hand, das kaum größer als ein Fingernagel war.

»Aber wozu? Was hab ich mit eurer Sache zu tun? Was wollt ihr von mir?«

»Dein Vater ist ein Genie. In den Achtzigerjahren war er der Kopf einer Studentengruppe, die nach einer neuen, fairen Wirtschaftsordnung gesucht hat. Viele seiner Ideen und die der Gruppe bilden die Grundlage von *One*.«

»Du kennst die Diplomarbeit?«

»Nur in Teilen. Kyoti ist auf Auszüge davon im Internet

gestoßen.«

»Und wie sind die da hingekommen?«

»Das wissen wir bis heute nicht. Wir haben angenommen, dein Vater hat sie dort hinterlegt, um sie als Gedankenspiel für andere freizugeben. Das ist nichts Ungewöhnliches. So arbeiten mittlerweile viele Wissenschaftler. Wir haben nicht von Anfang an gewusst, dass die Aufzeichnungen von deinem Vater stammen. Sie waren anonymisiert. Erst durch längere Recherche ist Kyoti darauf gestoßen. Und dann hat er *One* als Spiel entdeckt und gedacht, dass auch dahinter dein Vater oder die Gruppe steckt. Hätte ja sein können, dass sie ihren Plan, die Welt zu verändern, nie ganz aufgegeben haben. Durch Nachfragen bei anderen Leuten, die in dieser Zeit in der Schweiz studiert haben, haben wir die Gruppe entdeckt. Dadurch habe ich Marietta kennengelernt und versucht, sie für unsere Sache zu begeistern ...«

Kalte Wut erfasste Samuel, als ihm das Ausmaß des Lügenmärchens bewusst wurde, dem er aufgesessen war. Alle hatten ihm etwas vorgespielt! Die ganze Zeit. »Aber mein Vater interessiert sich nicht für Computerspiele«, warf er trotzig ein, obwohl er selbst nicht mehr genau wusste, was er glauben sollte. »Euer Spiel kann nicht von ihm sein.« Er schaute Fabienne direkt in die Augen. »Habt ihr die anderen also doch umgebracht? Deshalb die ganze Show.«

»Nein. Das ist ja unser Problem. Kurz nachdem ich Marietta überzeugen konnte, bei uns mitzumachen, wurde sie ermordet. Alle, die uns sagen können, wie der Plan für *One* weitergeht, sind tot.«

»Bis auf meinen Vater.«

»Ja, bis auf deinen Vater.«

»Und was ist mit mir? Wozu habt ihr mich gebraucht? Ich kann euch nicht helfen. Ich bin nur ein kleiner naiver Schuljunge, der zu seiner Mama nach London will und einer Lügnerin aufgesessen ist.«

Fabienne senkte den Blick. »Nachdem dein Vater es abgelehnt hat, mit uns in Kontakt zu treten, und niemand wusste, wo die restlichen Pläne aufbewahrt werden, blieb uns keine andere Wahl, als dich ... zu entführen.«

»Zu entführen? Was ist das denn jetzt für ein Schwachsinn? Ich bin frei! Ich kann gehen, wohin ich will.«

»Nein.« Sie hielt ihm ihr Handy hin. »Jeder unserer Schritte wird überwacht.«

Samuel suchte nach den richtigen Worten. Er presste die Kiefer aufeinander. »Und zu einer Entführung gehört es natürlich auch, dass man mit der Geisel ins Bett steigt, um sie gefügig zu machen, was? Hat das Kyoti angeordnet oder war das die *Entscheidungsebene*?«

»Das gehörte nicht zum Plan.« Sie schloss kurz die

Augen. »Das ... das ist einfach passiert. Es tut mir leid. Ehrlich.«

»Ich bin frei«, wiederholte Samuel wütend. »Warum sollte mein Vater euch überhaupt glauben, dass ihr mich gekidnappt habt?«

»Wir haben ihm Bilder geschickt.«

»Was für Bilder denn?«

»Bilder von dir. Mit der Augenbinde. Mit den Verletzungen. Das hat deinen Vater überzeugt, uns zu helfen.«

»Und der Anruf? Was ist mit der Nachricht auf meiner Mailbox?«

»Haben wir am Computer zusammengestückelt, um dich hierherzulocken. Wir mussten dich dazu bringen, das Schließfach für uns zu öffnen. Dein Vater hat nur diese eine Kreditkarte als Zugang bei der Bank hinterlegt.«

Samuel konnte es nicht fassen. »Aber einmal, als wir in der Nähe der Zentrale waren, da wolltest du mich doch rausschmeißen. War das auch nur gespielt?«

»Nein, war es nicht.« Fabienne zupfte an einer Haarsträhne. »Ich wollte die ganze Sache abblasen, als ich die verzweifelte Stimme deines Vaters gehört habe.«

»Und wo ist mein Vater jetzt?«, fragte er. »Was habt ihr mit ihm getan?«

»Wir wissen nicht, wo er ist. Wir haben den Kontakt zu ihm verloren. Wir haben ihm nach seiner Ankunft in Deutschland ein Handy zukommen lassen. Entweder er hat es verloren oder es geht nicht mehr.«

»Und wenn er tot ist?«, fragte Samuel bestürzt. »Was, wenn ihn der Mörder bereits umgebracht hat?«

»Das ist eher unwahrscheinlich.«

»Unwahrscheinlich? Bist du wirklich so kalt, dass es dir nur um Wahrscheinlichkeiten und dieses bekloppte Spiel geht? Das ist mein Vater, verstehst du, mein Vater!« Samuel stopfte die Diplomarbeit samt Fotos in seinen Rucksack und knallte die Kasette wütend zu. »Wenn mein Vater noch lebt, befindet er sich in Lebensgefahr. Ist dir das eigentlich klar?« Er schob die Kasette zurück ins Schließfach und griff nach der Transportbox. Fabienne folgte ihm schweigend.

Sie stiegen in den Aufzug. Fabienne wählte die Nummer von Kyoti und erzählte ihm, was los war. Sie sagte, dass Samuel Bescheid wüsste und die restlichen Unterlagen nicht im Tresor gewesen seien. Als sie zurück in den Vorraum kamen, blieb Samuel stehen und atmete tief durch. »Ihr habt wirklich nichts mit den Morden zu tun?«

»Nein. Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist.« Sie blickte auf ihr Handy. Es blinkte. »Scheiße! Die Bullen wissen, wo wir sind. Eine öffentliche Kamera hat uns

aufgenommen.«

Sie traten vorsichtig aus dem Bankgebäude. Der Zugang befand sich zwischen zwei Häuserblocks. Wenn die Polizei jetzt auftauchte, saßen sie in der Falle. Fabienne blieb stehen und blickte die Gasse hinunter, dann rief sie eine Karte auf ihr Handy. Samuel spielte mit dem Gedanken abzuhausen. Aber wohin? Er wusste nicht, wo sein Vater war. Er hätte sich gewünscht, dass er ihn vor der Bank empfing, wie die Worte auf der Mailbox es versprochen hatten. Aber diese Nachricht gab es ja nicht! Sie war auch nur ein Fake.

Fabienne starrte noch immer auf das Handy.

Er könnte zur nächsten Polizeistation flüchten, aber was dann? Was, wenn sie ihm seine Geschichte nicht glaubten? Schließlich war er zur Fahndung ausgeschrieben. Das Risiko konnte er nicht eingehen. Sollte sein Vater tatsächlich der Nächste auf der Liste der Killer sein, wäre ein Zögern der Polizei sein sicheres Todesurteil. Samuel musste sich selbst auf die Suche nach ihm machen – und Fabienne würde ihm dabei helfen!

Dritter Teil

Maybe

Eins

Zürich | 22 Grad | Sonnenschein

Kayan wollte nicht glauben, was in der Mail stand. Er musste sich beherrschen, um nicht hysterisch loszulachen. Das konnte sein Auftraggeber doch nicht ernst meinen. Er sollte noch zwei weitere Leute ausschalten! So ganz nebenbei, als wäre das Töten so einfach wie Brötchen kaufen beim Bäcker. Er wollte nicht. Er hatte genug. Sobald er die neue Waffe hatte, würde er die letzten beiden Zielpersonen auf menschliche Weise töten und dann sofort nach Hause fahren. Er würde sich mit seiner Frau zwischen die anderen stolzen Eltern setzen und zu Tränen gerührt sein, wenn sein kleiner Sonnenschein zum ersten Mal auf der Bühne stand. Er begann zu lächeln. Vielleicht würde aus Amélie eine Tänzerin werden. Eine Künstlerin. Wahrscheinlich waren die glücklichsten Menschen sowieso die Künstler, die ihrer Bestimmung folgten. Die Welt sollte sich an ihnen

orientieren. Auch wenn die meisten von ihnen gerade so über die Runden kamen, musste es ein großartiges Gefühl sein, andere Menschen mit seiner Arbeit zu berühren. Applaus als Lohn zu bezeichnen war zwar eine romantische Vorstellung, die Leute mit Geld, auch er selbst, mit einem Kopfschütteln abtaten. Aber die Währung, die nie Gefahr lief, in der Inflation unterzugehen, war die Anerkennung. Zu wenige Menschen bekamen Anerkennung für das, was sie taten. Es ging nur noch ums Geld. Er musste unwillkürlich an den alten Mann denken. Er hätte ihn nicht einfach zurücklassen dürfen. Ohne seinen Rollator, ohne den wertvollen Schmuck. Sobald er zu Hause war, würde er nach ihm suchen und ihm die Sachen zurückgeben. Das war seine Pflicht. Doch jetzt schrieb er erst einmal eine Nachricht an die verschlüsselte Mailadresse, dass er keinen weiteren Auftrag annehmen würde. Jetzt, wo er den Aufenthaltsort der letzten beiden Personen kannte, würde er kein Risiko mehr eingehen. Schon gar nicht für Geld. Habgier hatte schon viele Menschen zu Fall gebracht.

Fabienne blickte sich hektisch in der engen Gasse nach einem Ausweg um. Polizeisirenen waren zu hören.

»Was ist, wenn euch die Killer einen Schritt voraus sind?«, fragte Samuel kalt. »Was ist, wenn sie den Ort

kennen, an dem sich mein Vater aufhält?«

»Das ist unwahrscheinlich. Wir können fast jede Überwachungskamera anzapfen und all seine Nummern verfolgen. Unser Computer errechnet sogar die Wahrscheinlichkeiten, welchen Weg er einschlagen wird. Sobald er das Handy wieder anschaltet, ins Internet geht oder tankt, haben wir ihn auf dem Schirm.« Plötzlich riss sie erschrocken die Augen auf. »Scheiße!« Mit einem energischen Griff zerrte sie Samuel hinter eine Säule. Zwei Polizisten gingen vorüber. Einer von ihnen sprach in sein Handy. Trotz seines klopfenden Herzens spielte Samuel erneut mit dem Gedanken, das Versteckspiel zu beenden. Die Polizei hatte bessere Möglichkeiten, seinen Vater zu schützen, als diese kranken Weltverbesserer. Natürlich klang seine Geschichte verrückt, aber irgendwie würde er sie schon davon überzeugen, dass er kein Spinner war. Bevor Samuel reagieren konnte, legte Fabienne ihren Arm um seinen Hals, zog ihn heran und küsste ihn. Samuel erstarrte. Ihr Griff war so fest, dass er sich nur mit Gewalt hätte befreien können. Aber wollte er das?

Fabienne löste ihre Lippen von seinen. »Tut mir leid«, sagte sie leise. Die Polizisten waren verschwunden. »Aber die Polizei kann dir jetzt nicht helfen. Bis sie deine Story überprüft haben, ist es vielleicht schon zu spät.«

Samuel nickte stumm. »Warum hast du das getan?«

»Wegen ... damit wir keinen Ärger kriegen.«

»Damit wir keinen Ärger kriegen.« Samuel wischte sich demonstrativ den Mund ab. »Ich mag dein Spiel nicht.«

»Du kannst jetzt nicht aussteigen.«

»Und jetzt?«, erwiderte Samuel kühl. »Was ist der Plan? Du weißt doch immer alles.«

»Wir ...« Sie stockte und schaute ihm in die Augen, als hätte sie den Faden verloren. Sie schluckte hohl. »Wir brauchen ein Auto oder so. Das Motorrad haben sie bestimmt schon gefunden. Sobald wir wissen, wo sich dein Vater aufhält, muss es schnell gehen. Keine Ahnung, wie gut der oder die Killer mit Ortungstechnik ausgestattet sind.«

»Und woher sollen wir jetzt ein Auto kriegen? Kannst du zaubern?«

»Carsharing.«

Zwei

Wald | 22 Grad | Sonnenschein

Der Wagen schraubte sich gemütlich die Serpentinien hinauf in die Berge. Kayan hatte einen Sender gefunden, auf dem fröhliche, handgemachte Musik lief, die ihre Wurzeln mit Sicherheit in Lateinamerika hatte. Rhythmus, Stimme und Gitarren, was brauchte man mehr, um glücklich zu sein? Am liebsten wäre er ausgestiegen und hätte getanzt. Auf der Straße. Zwischen Felsen auf der einen Seite und Tannen auf der anderen. Ohne Grund. Für den deutschen Teil seiner Seele gab es selten einen Grund zu tanzen. Der argentinische Teil jedoch scherte sich nicht darum, ob man seine Rechnungen bezahlt hatte oder mit einem Bein im Gefängnis stand. Ihm ging es nur um den Moment. Nur um das Jetzt und Hier und die Musik.

Aber natürlich behielt der deutsche Teil seiner Seele die Oberhand und er hielt nicht an. Er hatte einen Auftrag. Er ließ die Seitenscheibe hinunter und inhalierte die klare Bergluft. Kayan fühlte sich unbeschwert, auch ohne zu tanzen. Entgegen seiner Gewohnheit steckte er sich beim Fahren ein Zigarillo an. Er sog den Rauch tief hinunter in die Lunge, mit der Gelassenheit eines Mannes, der mit sich und

der Welt im Reinen war. Dann warf er einen Seitenblick auf den Beifahrersitz. Dort lag ein kleiner Alukoffer, ein billiges Modell mit genieteten Verschlüssen, die sich gleich beim ersten Öffnen verzogen hatten. Vermutlich stammte der Koffer aus irgendeinem Baumarkt. Jedenfalls roch der Inhalt nach billigem Schaumstoff und nicht nach dem geölten Metall der Waffe. Aber wen kümmerte das? Er würde die Pistole nur ein einziges Mal benutzen, zwei Leute damit erschießen und sie dann entweder im See oder in der Limmat versenken. Das passte gut. Er hatte mal gelesen, dass dort auch Urnen versenkt wurden. Nicht von offizieller Seite natürlich, sondern weil Angehörige die sterblichen Überreste lieber am Grunde eines Sees haben wollten als auf irgendeinem Friedhof. Kayan wollte nicht eingeäschert werden. Er wollte in einem Sarg unter der Erde liegen. Warum auch immer. Beiläufig strich er mit den Fingern über den Koffer. Für den Preis hätte er etwas mehr Stil erwartet. Aber das hier war ja auch kein Geschenk, sondern seine neue, nicht registrierte Pistole. Sein Kontakt hatte auch noch eine Makarow im Angebot gehabt. Aber die verursachte oft Querschläger und hässliche Eintrittswunden und das brauchte nun wirklich keiner. Er verringerte die Geschwindigkeit und führte das Lenkrad der engen Kurve nach. Die Sonne blitzte zwischen den Bäumen hervor. Was

für ein herrlicher Tag ...

Unvermittelt schlug er gegen das Lenkrad. Wo war seine Professionalität geblieben? Wollte er die Waffe wirklich nicht ein einziges Mal testen, bevor er damit seinen Job erledigte? Diese Pistole war sein neues Arbeitsgerät, zu dem er keine Beziehung hatte – noch nicht und wahrscheinlich niemals. Wie der Musiker sein Instrument, wie der Tennisspieler seinen Schläger oder der Fotograf seine Kamera, so hatte er im Laufe der Jahre eine Beziehung zu seiner Waffe aufgebaut. Jedes Mal, sobald er sie in der Hand hielt (er schoss mit einer Hand und nicht wie ein Polizist mit beiden, das hatte ihm sein großer Bruder so beigebracht), wurde sie zur Verlängerung seines Arms und dieser Arm, den er noch heute mit Hanteln trainierte, blieb hart und unbeweglich wie ein Stück Stahl. Als würde sein Gehirn auf Zeitlupe schalten, dehnten sich die Sekunden vor dem Schuss und er wurde eins mit seiner Waffe. Er registrierte jede Bewegung, jedes Zucken, jedes Blinzeln seines Ziels und passte seine Position der neuen Situation an. Er war wie ein Roboter, der sein Ziel markierte, mit der Präzision einer Maschine verfolgte und im Bruchteil einer Sekunde Leben beendete.

Innerhalb weniger Minuten war seine gute Stimmung verflogen. Er warf den angerauchten Zigarillo aus dem Fenster und presste die Kiefer aufeinander. »Du Idiot!«,

schimpfte er. »Du verdammter Idiot. Was soll diese Nachlässigkeit? Bist dir deiner Sache wohl besonders sicher.« Er zog das Handy heraus. Eine Karte der Umgebung wurde hochgeladen. Der zweimalige Piepton blieb aus. Seine erste Zielperson hatte das Handy immer noch nicht angeschaltet, über die andere hatte er keine weiteren Informationen. Auch wenn ihm sein Auftraggeber die genauen Koordinaten geschickt hatte, wo er die beiden antreffen würde, war er kein Freund unliebsamer Überraschungen. Nachher hatten sie ihre Pläne geändert, weil ihnen der Sprit zu teuer war. Dann würde er sich die Mühe umsonst machen. Vielleicht war es besser, hier zu warten, bis er wieder ein Signal hatte. Wenn seine Zielpersonen doch in Zürich oder sonst wo waren, müsste er den ganzen Weg wieder zurückfahren. Das kostete unnötig Zeit. Er könnte die Pause ja dafür nutzen, sich mit seinem neuen Arbeitsgerät vertraut zu machen. Ja, so gesehen war das Warten keine verlorene Zeit. So gesehen war es eine Chance, gut vorbereitet in den letzten Kampf zu gehen.

»Mama«, sagte Samuel. »Ich kann dir das jetzt nicht erklären. Ich hab niemanden umgebracht. Das ist ein Missverständnis. Ich hab die ganze Zeit versucht, dich zu erreichen.«

»Wo – bist – du?«

»In Zürich.«

»Und wie kommst du dahin?«

»Das ist eine komplizierte Geschichte.«

»Ich will sie hören. Jetzt!«

»Das geht nicht. Wir müssen los.«

»Wer ist wir?«

»Das erklär ich dir später. Jemand will Papa umbringen.«

»Umbringen? Hast du Drogen genommen? Hast du irgendein Dreckszeug ausprobiert?«

»Mama, ich leg jetzt auf.«

»Das wirst du auf keinen Fall tun!«

Samuel drückte auf den roten Button. Dann schaltete er das Handy aus.

»Sie wird es verstehen«, sagte Fabienne. Sie machte eine Geste, als wollte sie ihre Hand auf seinen Arm legen, ließ es dann jedoch bleiben.

»Hat sich Kyoti endlich gemeldet? Weiß er, wo mein Vater steckt? Was, wenn er gar nicht mehr in Zürich ist, sondern woanders?«

»Auf einem Flughafen hätten ihn die Kameras aufgespürt. Er muss hier irgendwo sein. Hast du denn wirklich keine Ahnung? Ich dachte, ihr habt hier mal gewohnt.«

»Das ist ewig her.«

»Hatte dein Vater ein Büro in der Stadt?«

»Ja, aber das gehörte zu der Firma, für die er damals gearbeitet hat.« Samuel stockte. Er erinnerte sich an die Familienausflüge. Er erinnerte sich daran, wie sein Vater immer davon geschwärmt hatte, dass einer seiner Freunde ein Chalet in den Bergen hatte.

»Ist dir was eingefallen?«

»Ich weiß nicht, aber ein Freund meines Vaters hatte ein Chalet in den Bergen. Lass mich die Fotos noch mal sehen.«

Fabienne trat hinter ihn und zog den Umschlag aus seinem Rucksack. Samuel betrachtete die Bilder. Außer seinem Onkel, seinem Vater und Weinfeld konnte er keinen erkennen.

»Und?«, fragte Fabienne. »Hat es klick gemacht?«

»Nein. Und wenn ich doch zur Polizei gehe? Alleine? Die haben vielleicht bessere Möglichkeiten, meinen Vater zu finden, als ihr.«

»Haben sie nicht. Wir haben die besten Hacker. Wenn sie nichts finden, findet keiner was. Solange dein Vater nicht sein Handy einschaltet, irgendwo Geld abhebt oder an einer Kamera vorbeiläuft, bleibt er unsichtbar. Vielleicht weiß er das. Vielleicht will er das.«

»Aber warum sollte er das tun? Er weiß doch, dass ihr mich entführt habt. Warum sollte er dieses Risiko eingehen?«

»Er hat zu uns gesagt, dass die Pläne nicht bei ihm sind, sich vierundzwanzig Stunden Zeit erbeten und ist dann untergetaucht.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?«

»Ich wollte dich nicht unnötig beunruhigen.«

»Mein Vater kennt sich nicht besonders gut mit Technik aus. Was ist, wenn er das Handy nicht mehr ankriegt oder der Akku leer ist? Könnte doch auch sein.«

»Das glaub ich nicht. Vielleicht ... vielleicht hat *er* sich an die Polizei gewandt ...«

Samuel schüttelte den Kopf. Er legte die Bilder nebeneinander auf die Parkbank. Irgendetwas störte ihn daran. Er konnte nur nicht sagen, was es war. »Wer ist der Fotograf?«, murmelte er vor sich hin. »Wer ist der sechste Mann? Du hast doch gesagt, dass die Gruppe geheim war. Also musste doch auch der sechste Mann, der Fotograf, eingeweiht sein.«

»Du hast recht«, sagte Fabienne. »Aber Marietta ... sie hat immer nur von fünf Leuten erzählt, und von denen hat sie uns auch die Namen und die Adressen gegeben. Ein Kaspar Weinfeld war allerdings meines Wissens nicht dabei.«

»Nicht?«

»Nein.« Fabienne zog ihr Handy heraus und fotografierte

das Bild.

»Was hast du vor?«, fragte Samuel.

»Pablo soll die Fotos mit der Datenbank des Zolls abgleichen. Dann wissen wir, wer die fehlende Person ist.« Sie drückte auf »Senden« und es dauerte gerade mal eine halbe Minute, bis das Ergebnis auf dem Display erschien. »Es ist Kaspar Weinfeld«, sagte Fabienne. »Er fehlt auf den Bildern.«

»Und wer war dann der Tote in Frankfurt?«

»Valentin von Hohenlohe.«

»Den Namen hab ich noch nie gehört. Und wieso lag der Mann in der Wohnung von Weinfeld?«

»Die Erklärung ist einfach«, sagte Fabienne. »Weil Weinfeld vermutlich der Mörder ist.«

Ihr Handy klingelte. Sie nahm ab. »Wo ist er? Gut. Aber wir brauchen ein Auto.« Sie hörte zu und nickte. »Ja. Das hoffe ich auch.« Sie legte auf. »Wir haben ihn. Dein Vater hat gerade Zigaretten gekauft. Die Koordinaten kommen gleich rein. Er ist in den Bergen.«

Drei

Wald | 22 Grad | Sonnenschein

Kayan öffnete den Koffer und nahm die Pistole heraus. Er hatte Respekt vor Waffen. Respekt vor der zerstörerischen Kraft, die darin schlummerte. Sie lag gut in der Hand. Er schraubte den Schalldämpfer auf und spürte, wie sich sein Körper entspannte. Mit dem Messer zu töten war schrecklich gewesen. Eine Waffe – es genügte ein billiges Küchenmesser – und der Tod fühlte sich nicht mehr so direkt an. Die Pistole gab einem eine noch größere Distanz. Der Schalldämpfer reduzierte die Lautstärke. Natürlich war es mehr als ein dumpfes Klack, wie es in Filmen gezeigt wurde. Das Geräusch, sobald das Geschoss die Mündung verließ, war immer noch ziemlich laut. Doch wenn man, wie Kayan es seit einigen Jahren machte, von hinten tötete, dann war es eine Win-win-Situation, um im Jargon seines Investmentberaters zu bleiben. Kayan musste der Zielperson nicht in die Augen blicken und die Zielperson hatte keine Zeit, sich in Wehmut von diesem Leben zu verabschieden.

Kayan hatte sich ein paar Hundert Meter in den Wald hineingeschlagen. Er hatte den Feldweg verlassen und war einem schmalen Pfad gefolgt, der in ein Dickicht hineinführte

und auf einer kleinen Lichtung endete, die von einem Bachlauf durchzogen wurde. Hier gab es nichts außer dem Summen von ein paar Bienen. Der Bach führte nur ein Rinnsal. Zu klein, um ein Geräusch zu erzeugen, das einem Plätschern nahekam. Auf der rechten Seite lag ein dicker Holzstamm. Efeu hielt ihn im Würgegriff und an der aufgebrochenen Rinde machten sich Käfer zu schaffen. Kayan suchte nach etwas, das er auf den Stamm stellen konnte. Etwas, das aus acht, neun Metern Entfernung als Zielscheibe herhalten konnte. Er sammelte drei dicke Äste und stellte sie so auf den Stamm, dass sie einander gegenseitig stützten. Die Spitze des Kegelgerüsts bildete das Ziel. Schmunzelnd betrachtete er die Konstruktion. Architekt wäre eine gute Option für seinen Sohn, dachte er. So, wie er jetzt schon mit Lego-Bausteinen Häuser zusammenbaute ... Aber Eltern waren nicht dazu da, den Weg ihrer Kinder zu bestimmen. Sie mussten sie nur auf ihrem Weg begleiten, wo es sie auch hinzog. Diese Weisheit stammte von seiner Mutter, Gott hab sie selig. Von allen Möglichkeiten, die es gab, um sein Geld zu verdienen, hatte er sich die schändlichste ausgesucht. Aber das würde sie zum Glück nie erfahren.

Er schaute sich um, beim ersten verdächtigen Geräusch würde er den Test sofort abbrechen. Doch da war nichts,

was nicht hierhergehörte. Also ging er in Position, zielte und drückte ab. Erleichtert sah er, wie das Projektil die Pyramide am höchsten Punkt traf und zum Einstürzen brachte.

Dasselbe wiederholte er noch zweimal. Dann legte er sich auf den Baumstamm in die Sonne und steckte sich ein Zigarillo an. Es würde schnell gehen. Die letzten Morde würden schnell gehen. Das war er sich und seinen Opfern schuldig. Er atmete tief ein, lauschte den Geräuschen der Natur und entspannte sich. Nur ein paar Minuten die Augen schließen. Das ständige Reisen durch die Zeitzonen war Gift für den Körper. Deshalb hatte er gelernt, jede Chance zu nutzen, die sich für ein kleines Nickerchen bot.

Er zog die Beine etwas an, griff nach dem Schlüsselbund und schloss ihn mit den Händen ein. Das war der Trick. Man durfte nicht ganz einschlafen. Sobald der Schlüsselbund aus der Hand fiel, würde er von dem Geräusch wach werden.

Das Industriegebiet wirkte verlassen. Samuel kauerte in Sichtweite des Autohändlers hinter einem Container mit ausgemusterten Bürostühlen und wartete darauf, dass Fabienne zurückkehrte, während er das Gelände im Blick behielt. Die Transportbox mit dem zitternden Badawi darin stand neben ihm. Wenn jemand kam, sollte er pfeifen. Fabienne war mühelos über das Tor in den Hof geklettert.

Sie war nicht nur schlank, sie war durchtrainiert. Sie sah aus wie ein Mädchen, das täglich Sport trieb.

Im Hof standen mehrere schicke Sportwagen. Der Verkaufsraum war abgedunkelt. Nur wenn man genau hinschaute, konnte man die Umrisse weiterer Autos hinter den Glasscheiben entdecken. Von einem war die bullige Schnauze zu erkennen. Sie wirkte wie die Fratze eines Ungeheuers, das aus dem Dämmerlicht heraus auf Beute lauerte. Ein SUV. Ein Geländewagen, wie sie auch auf Hongkong Island groß in Mode waren. Sein Vater hatte sich immer darüber lustig gemacht ... Warum hatte er ihm nie davon erzählt, was er als Student gemacht hatte? Was wollte er damit bezwecken? Eigentlich konnte er doch stolz darauf sein, einen Plan für eine gerechtere Welt entworfen zu haben. Er musste sich doch vorgekommen sein wie ein Schauspieler. War Samuels Mutter deshalb gegangen, weil sie seine Unzufriedenheit nicht mehr ertragen konnte? Sie hatte ihre Koffer nach einem schrecklich langweiligen Urlaub auf den Malediven gepackt. Sein Vater, der nur selten Alkohol trank, hatte sich dort bei einem Dinner derart mit Whisky abgeschossen, dass er mitten in das Nachspeisenbüfett gekracht war und kichernd liegen blieb. Samuel wollte ihm aufhelfen, aber sein Vater bewarf die umstehenden Leute mit Sahnetörtchen und Mousse au Chocolat. Samuel fand die

Situation abgefahren und cool und so grotesk, dass er spontan seine Solidarität erklärte und sich mit seinem Vater eine Schlacht lieferte, bis der Hotelmanager sie aus dem Restaurant führte. Vielleicht hatte dieser trotzige, aufgedrehte Mann, der da vergnügt auf dem Boden gesessen hatte, viel mehr mit dem Menschen zu tun, der sein Vater war, als die Person, die er kannte ...

Hinter der Glasscheibe blitzte ein Licht auf. Fabienne hatte es geschafft. Sie war drin.

Kayan schlief so tief und fest, wie er schon lange nicht mehr geschlafen hatte. Er träumte von seinem Restaurant, er träumte davon, wie er die Gäste begrüßte und mit ihnen über das Wetter plauderte. Er träumte von seinem neuen Leben – seinem dritten. Drei Stationen, drei Stufen, um dorthin zu gelangen, wohin er wollte. Der Kampf hatte sich gelohnt. Wäre er in seiner Heimat geblieben, würde er wahrscheinlich saufend vor einer Hütte sitzen und sich über das Schicksal beklagen. Er würde seinem Frust über die da oben mit Hasstiraden Luft machen und beim Kartenspiel betrügen. Er würde sich irgendwo an den Straßenrand zu den Tagelöhnern stellen und darauf warten, dass man ihn für einen miesen Job auswählte, bei dem er durch Dornenhecken kriechen und sich von Wachhunden anbellen lassen musste. Er hatte es zu

etwas gebracht. Er hatte daran geglaubt, etwas verändern zu können. Auch wenn er sein Schulgeld mit dem Verkauf von Drogen bezahlt hatte, war es richtig gewesen, diesen Weg einzuschlagen. Und als das gestreckte Teufelszeug die Armenviertel, die *Favelas* hinaufgekrochen war, hatte er aufgehört und als Kurier gearbeitet, obwohl man damit deutlich schlechter verdiente.

Der Schlüssel, dachte er plötzlich und zuckte zusammen. Er hatte gar nicht gehört, als er auf den Boden gefallen war. Kein Klappern, wie konnte das sein? Im nächsten Moment riss er erschrocken die Augen auf. Wie vom Blitz getroffen fuhr er aus dem Schlaf hoch.

»Idiot!«, schimpfte er in die Dunkelheit. »Du verdammter Idiot.«

Sein Herz blieb stehen, als er auf seine Uhr schaute. Hatte er wirklich sieben Stunden geschlafen? Er griff sich an die Gesäßtasche. Wo war sein Handy? Fassungslos schüttelte er den Kopf. Er hatte es im Wagen gelassen, wie ein blutiger Anfänger. Kayan wollte zum Auto zurückrennen, aber kaum hatte der Impuls seine Beine erreicht, bemerkte er, dass etwas nicht stimmte. Er blickte sich um und suchte den Pfad, über den er gekommen war. Das Zwielflicht der Abenddämmerung schluckte sämtliche Konturen. Sein Blick wanderte von links nach rechts und wieder zurück. Die

Fichtenreihe auf der Längsseite mit der verkrüppelten Tanne dazwischen kam ihm bekannt vor. War er von dort gekommen? Oder hatte er das gesehen, als er aus dem Wald heraus auf die Lichtung getreten war? Er wusste es nicht. Er hatte sich nicht weit von seinem Wagen entfernt, vielleicht einen Kilometer. Höchstens. Und er war nur einmal abgebogen. Er hatte einen Schlenker nach rechts über ein ausgetrocknetes Bachbett gemacht. Erwinnere dich, du Idiot! Wütend starrte er in alle Himmelsrichtungen und suchte nach einer Perspektive, die ihm einen Anhaltspunkt gab, von wo aus er gekommen war. Auf dem Weg in die Berge war er nur wenigen Autos begegnet. Er konnte also nicht darauf hoffen, sich an Motorengeräuschen orientieren zu können. Erst jetzt bemerkte er die Feuchtigkeit an seinen Kleidern. Das Hemd klebte wie ein Lappen auf seiner Haut. Am liebsten hätte er es ausgezogen, so widerlich war das Gefühl. Er kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich darauf, einen Anhaltspunkt zu finden. Wenn er die falsche Richtung einschlug, würde er morgen noch durch den Wald irren. Er entfernte sich vom Baumstamm weg auf den Mittelpunkt der Waldlichtung zu. Von hier hatte er geschossen. Er blickte nach links. Dort hatte er die Äste gefunden, mit denen er sein Ziel gebaut hatte. Aber von wo war er gekommen, was war das Erste gewesen, das er gesehen hatte, als er auf die

Lichtung hinausgetreten war? Den Baumstamm, den Bachlauf, den kleinen Hügel mit den Brombeersträuchern? Am liebsten hätte er geschrien, seine Wut in die einsetzende Dunkelheit hinausgebrüllt und das Echo erwartet. Er war ein Trottel, ein gottverdammter Trottel!

Er hob die Faust zum Himmel. »Was soll das? Warum pfuschst du mir ins Handwerk? Warum mischst du dich ein? Ist das Leben der beiden Männer so viel mehr wert als das Leben der anderen? Hey, ich hab dich immer in Schutz genommen. Nicht nur wegen meiner Brüder. Auch als du das erste Kind meiner Frau zu dir geholt hast. Aber jetzt reicht's. Wenn du der Meinung bist, dass diese Männer leben sollen, dann halt ich das für reichlich ungerecht. Hast du mal einen Blick auf meine Heimat geworfen? Hast du mal geschaut, was anderswo in der Welt abgeht? Kümmert es dich nicht, dass überall Kinder sterben? Unschuldige. Und ich sag dir mal was, diese Männer sind bestimmt keine Unschuldigen. Diese Männer haben ihren Reichtum darauf gebaut, andere für sich schuften zu lassen, bis sie verrecken!« Kayan hielt inne. Sein Brustkorb hob und senkte sich unregelmäßig. Die Muskeln in seinem Gesicht schienen unkoordiniert zu explodieren. Er musste sich entscheiden. Er konnte nicht warten, bis es wieder hell wurde. Was er dann tat, war lächerlich. Hätte er sich selbst dabei gesehen, hätte

er fassungslos den Kopf geschüttelt. Er schloss die Augen und drehte sich im Kreis. Zwei-, drei-, viermal, wie ein Derwisch, der sich in Trance versetzte, und dann, bevor ihm der Schwindel den Boden unter den Füßen wegzog, öffnete er die Augen und blieb stehen. Seine Pupillen flackerten im Pulsschlag seines Herzens.

»Ich will, dass du mich führst!«, brüllte er. »All die Jahre hab ich dich aus meinem Job herausgehalten, aber dieses eine Mal will ich, dass du mich führst. Keine Angst, ich werde nicht in deinem Namen töten. Ich werde dich nicht beschmutzen, aber ich will, dass du mir den Weg zeigst. Das bist du mir schuldig!« Kayan ließ seine Faust sinken und starrte in den Himmel, als würde er auf ein göttliches Zeichen warten. Einen Meteoriten oder einen Blitz, der neben ihm einschlug und den Deal bestätigte. Als nach einer gefühlten Ewigkeit nichts passierte, stapfte er grummelnd davon.

»Autofahren kannst du also auch nicht«, bemerkte Fabienne und zielte mit einem Gerät, das die Größe einer Zigarettenschachtel hatte und über ein kleines Display verfügte, auf den matt lackierten Wagen.

»Ich bin gerade erst achtzehn geworden!«, entgegnete Samuel.

»Das ist eine schwache Ausrede.« Das Display blinkte grün auf, ein Klacken der Zentralverriegelung und Fabienne öffnete die Tür. »Kannst du mal schauen, wie man hier rauskommt? Vielleicht kann man die Glasscheiben aufschieben. Irgendwie müssen die Wagen ja auch reingekommen sein.«

»Warum nehmen wir keines von den Autos, die draußen stehen? Die sind eine Nummer kleiner.«

»Und haben einen leeren Tank!« Sie stellte einen Fuß auf das Trittbrett und hielt den Apparat in Richtung der Armaturen. Dann fuhr sie herum. »Scheiße!«

»Kriegst du ihn nicht an?« Samuel starrte ins Wageninnere. Fabienne hatte ihr Handy auf den Ledersitz gelegt. Das fahle Licht ließ ihr Gesicht wie das eines Geistes aufflackern.

»Da kommt jemand«, flüsterte sie und wich zurück.

Samuel schaute sich um. Weder vor dem Tor noch im Hof konnte er jemanden entdecken. »Da ist niemand.«

»Gleich«, sagte Fabienne und zog Samuel in die Hocke. Fast im selben Augenblick durchschnitt ein Lichtstrahl den Verkaufsraum. Durch die Scheiben wurde er mehrfach gebrochen und legte sich wie ein Fächer über den hellen Fliesenboden. Samuel deutete mit seinem Kopf zur geöffneten Wagentür. Fabienne nickte stumm und schob die

Tür Zentimeter für Zentimeter zu. Ein zweiter Lichtkegel schoss in den Verkaufsraum, diesmal von der anderen Seite. Stimmen waren zu hören.

»Was sollen wir machen?«, wisperte Samuel. »Die werden die Polizei rufen.«

»Nein, die werden uns abknallen.« Fabienne lauschte auf die Stimmen. Sie schien zu verstehen, was sie sagten. Samuel konnte die Sprache nicht identifizieren. Auffällig war die Härte, die in jedem Wort steckte.

»Steig ein«, befahl Fabienne und zog vorsichtig die Fahrertür wieder auf. Die Lichtkegel waren verschwunden. Die Stimmen bewegten sich nach rechts und wurden leiser. Dort war der Eingang des Autohauses.

»Steig endlich ein!«, wiederholte Fabienne.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Badawi ist noch draußen.«

»Wir werden uns später um ihn kümmern. Zuerst müssen wir heil hier rauskommen.« Sie hielt die Tür auf. »Los!«

Samuel stieg in den Wagen und kletterte hinüber auf den Beifahrersitz. Fabienne kam hinterher und tippte auf dem Gerät herum. Sie sah nicht aus, als würde alles nach Plan laufen.

»Wieso dauert das denn so lange?«, murmelte sie.

»Was ist?«

»Das Programm sucht den Code für die Zündung.«

Samuel blickte auf den Balken, der wie der Sendersuchlauf eines Fernsehers zitternd nach oben stieg. Ein Knarren ließ ihn zusammenfahren. Dann ein Schleifen. Die Männer hatten es in den Ausstellungsraum geschafft. Samuel spähte an der Kopfstütze vorbei durch die Heckscheibe. Drei Männer. Jeder mit einer Stabtaschenlampe ausgestattet. Zwei von ihnen hatten eine bullige Statur wie die Türsteher vor dem Soho's in Hongkong. Der dritte wirkte schwächling, beinahe dürr, schien aber der Anführer der Bande zu sein. Er verschwand mit schnellen Schritten im Büro, das in einem Glaskasten untergebracht war. Die anderen beiden inspizierten den Porsche, der rechts von ihnen auf einem Podest stand. Dem Singsang ihrer Stimmen nach zu urteilen, schien sie der Sportwagen zu begeistern.

»Was ist?«, fragte Samuel an Fabienne gerichtet. »Die sind gleich bei uns.«

»Das Programm hängt.«

»Was?«

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, zischte sie flüsternd und startete den Vorgang erneut. Samuel sah im Außenspiegel, wie einer der Männer den Kopf hob und sich umschaute. Hatte er sie gehört? Er hielt seine Hand über das Display des

Scanner, damit das Licht sie nicht verriet. Fabienne legte ihre Hand auf seine und schob sie ein kleines Stück nach oben. Ein grüner Button war zu sehen. Sie nickte ihm lächelnd zu. »Ich zähle bis drei«, sagte sie fast tonlos.

»Gut.« Samuel zog seine Hand langsam zurück.

Fabienne zählte lautlos.

Eins.

Eine Tür wurde zugeschlagen. Fabienne tauchte aus der Deckung auf.

Zwei.

Einer der Männer begann zu brüllen. Man hatte sie entdeckt. Fabienne ließ die Zentralverriegelung zuschnappen.

Der Mann war bereits neben dem Wagen, schlug mit den Fäusten gegen die Scheibe. »*Get out, you fucking kids!*«, brüllte er. Sein Kumpel kam von der anderen Seite und zielte mit dem Lauf seiner Automatik direkt auf Samuels Kopf. Wenn er jetzt abdrückte, war Samuel tot.

Fabienne hob die Hände und lächelte. »*Easy. Everything's easy.*«

Samuel blickte sie verständnislos an. Wollte sie sich tatsächlich ergeben? Das hier war nicht die Polizei. Das hier war schlimmer als die Polizei. Sie würden ihn abknallen und sich dann wie ein Rudel ausgehungerte Wölfe über Fabienne hermachen. Der Gedanke machte ihn rasend. In den

Gesichtern der beiden Männer spiegelte sich kein Funken Mitgefühl. Vielleicht kam es ihnen gerade recht, dass sie außer teuren Wagen auch noch ein schönes Mädchen gefunden hatten. Der Typ an Fabiennes Fenster setzte ein undurchsichtiges Lächeln auf. Fabienne lächelte zurück und bewegte ihre Hand dorthin, wo sich der Schalter für die Zentralverriegelung befand.

»*Good girl*«, sagte der Typ. Dann wandte Fabienne ihren Kopf zu Samuel, dessen Hand noch immer über dem Display schwebte. Ihre Augen offenbarten im Bruchteil einer Sekunde, welchen Plan sie verfolgte. Die Pupillen führten ihn hinunter zu dem Scanner und dem grünen Button, der jetzt pulsierte. Über dem Punkt stand das Fabrikat des Wagens. Samuel drückte drauf, der Motor hustete kurz auf, bevor er wieder verstummte. Die Männer brüllten durcheinander, der schwächliche Anführer stellte sich vor die Motorhaube. Fabienne schaute Samuel erschrocken an. Er drückte erneut auf den Button. Der Motor sprang an und mit ihm das Radio. Fabienne stieg auf das Gaspedal, mit einem Hechtsprung brachte sich der Anführer in Sicherheit und der Wagen krachte durch die Scheibe. Musik blendete ein, als säße im Kofferraum ein DJ, der die seichte Pianomelodie für den passenden Sound hielt, um das Bersten der Scheiben zu untermalen. Die Musik wurde lauter. Fabienne riss das

Lenkrad herum und wich einem der geparkten Wagen vor dem Geschäft aus. Dann beschleunigte sie und steuerte auf das Tor zu. Während der Sänger »*We might as well be strangers*« sang oder schrie und sich die Welt darauf verständigte, auf Zeitlupe zu schalten, durchbrachen sie das Tor. Es war eine Sekunde, zerhackt in hundert Einzelbilder. Jedes Detail war etwas von Bedeutung, jedes Zwinkern das Einverständnis, dass dieser Kampf nicht das Ende bedeutete. Plötzlich bremste Fabienne scharf ab. »BADAWI!«, brüllte sie mit weit aufgerissenem Mund. »Hol ihn!«

Samuel sprang aus dem Wagen, stürzte hinüber zur Transportbox und spürte ein Brennen an seinem linken Unterarm. Dann rannte er gebückt zurück zum Wagen und stieg ein. Immer noch lief Musik. Immer noch fielen Schüsse. Immer noch bewegte sich alles in Zeitlupe.

Vier

Wald | 22 Grad | Bewölkt

Dunkelheit war nichts, wovor man sich fürchten musste. Das sagte Kayan immer zu seiner Tochter, wenn sie darauf bestand, die Tür zum beleuchteten Flur einen Spalt weit aufzulassen, weil sie Angst hatte, nachts aufs Klo zu gehen, und deshalb schon ein paarmal ins Bett gemacht hatte. Erwachsene erzählten Kindern alle möglichen Sachen, die sich als unhaltbar erwiesen. Kayan hatte Angst. Die größte Angst war nicht, den Wagen nicht mehr zu finden und den Auftrag zu vermasseln. Die größte Angst bestand darin, dass sich vor ihm plötzlich ein Loch auftat oder er auf eine Felsklippe zusteuerte und den Irrtum erst dann bemerkte, wenn es zu spät war. Er spürte das Unterholz, setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und hatte bei jedem Schritt das Gefühl, es könnte der letzte sein. Er hörte seinen keuchenden Atem und das Knacken. Dieses schreckliche Knacken. Er blieb stehen und blickte nach oben. Kein Mond, keine Sterne. Baumkronen. Vielleicht war er im Kreis gelaufen. Vielleicht hatte er sich aber auch noch weiter von seinem Wagen entfernt. Vielleicht so weit, dass es bei Tagesanbruch Stunden dauern würde, zurückzukehren.

»Du beschissener Amateur!«, schimpfte er in die Dunkelheit. Ohne Handy war er aufgeschmissen. Wenn er den Auftrag nicht rechtzeitig erledigte, würde er leer ausgehen. Warum überhaupt musste er beide töten? Wenigstens einem hätte er die Begnadigung gegönnt. Aber dass jetzt, während der Countdown lief, noch die Exit-Mail eintraf, war ziemlich unwahrscheinlich. Er schätzte die Chance auf unter ein Prozent. Kayan musste den Job also innerhalb von achtundvierzig Stunden erledigen oder die Rechnung ging aufs Haus. Noch zwölf Stunden, dann würde sein Honorar in Form von Goldbarren in dem Tresor einer Luxemburger Bank hinterlegt werden. Er hatte sich für Gold entschieden, weil er ein ausgeglichenes Portfolio haben wollte. Den Kurs hatte man vorher festgelegt. Das war sein Bonus. Seit das Wort Krise wieder in den Nachrichten war, schoss der Wert für das Edelmetall durch die Decke. Grob überschlagen würde er etwa fünfzigtausend Dollar obendrauf verdienen. Diesmal hatte er auf das richtige Pferd gesetzt. Einmal hatte er in einen Frachter investiert. Der hatte es bis vor die Küste von Somalia geschafft, wo er von einer Handvoll Piraten überfallen wurde. Das Ganze endete in einem Desaster. Das Militär wollte ein Exempel statuieren und versenkte »aus Versehen« den gesamten Kahn. Zusammen mit zahllosen Containern und Autos und was

noch alles verschippert werden sollte. Totalausfall. Hunderttausend Dollar in den Sand gesetzt. Das war ihm eine Lehre gewesen. Doch jetzt, kurz vor dem Ziel, wollte er nicht aufgeben. Er war es sich schuldig, diese Sache zu Ende zu bringen. Deshalb machte er auf dem Absatz kehrt und stapfte in die andere Richtung davon. Er würde diese Männer töten, koste es, was es wolle. Er würde sie töten und dann ... Was dann? Unvermittelt blieb er stehen. Ja, was eigentlich? Das Restaurant. Natürlich das Restaurant, aber warum wollte er unbedingt in diesem Land bleiben? Hing er denn gar nicht an seinem Vaterland? Jetzt, wo Argentinien wieder eine Demokratie hatte, jetzt, wo es wieder bergauf ging, könnte er seine Pläne doch auch dort umsetzen, in seiner Heimat. Ja, es war unbestritten: Argentinien war seine Heimat. Und jetzt konnte er als Gewinner zurückkehren. War es nicht der Traum eines jeden Auswanderers, der seine Heimat nur der Arbeit wegen verließ, eines Tages als Sieger zurückzukehren?

Samuel saß auf der Rückbank und starrte nach hinten. Keine Verfolgungsjagd. Keine Schüsse aus einem fahrenden Auto. Nur die Straßenlaternen, die das kaltweiße LED-Licht wie ein engmaschiges Netz über den Asphalt spannten.

Sie ließen die Stadt hinter sich und folgten einer

ansteigenden Landstraße, die sich wie ein unbegradigter Fluss durch eine Tannenschlucht und von dort aus hinauf in die Berge wand. Die Musik lief leise im Hintergrund.

»Die werden uns nicht verfolgen«, sagte Fabienne.

»Müssen selber schauen, nicht von den Bullen geschnappt zu werden.« Fabienne hatte wie eine Gangsterbraut aus dem Wagen geschossen und ihm damit wahrscheinlich das Leben gerettet. Die Waffe lag nun neben ihr auf dem Sitz.

»War die Pistole für mich bestimmt?«, fragte er. Der Streifschuss am Arm war kaum der Rede wert. Ein Kratzer, der bald schon verheilt sein würde.

»Ja, aber nicht, um auf dich zu schießen. Es ging nur darum, dich einzuschüchtern, falls du dich wehrst. War nur zur Abschreckung.« Sie drehte sich nach hinten. »Was ist mit deinem Arm? Hast du was abgekriegt? Soll ich anhalten?«

»Ist nur ein Kratzer.«

Badawi kletterte benommen von seinem Schoß, sprang in den dunklen Fußraum hinter dem Beifahrersitz und verschwand in der Transportbox. Wahrscheinlich stand auch er unter Schock.

»Hättest du auch auf mich geschossen?«, fragte Samuel, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten.

»Nein. Natürlich nicht.«

»Meine Entführung war also der einzige Grund, weshalb mein Vater in die Schweiz geflogen ist? Um euch die weiterführenden Pläne für *One* zu besorgen und mich freizukaufen?«

Fabienne nickte. »Pablo hatte seine Nummern und die deiner Mutter auf deinem Handy gesperrt und deine Anrufe auf die Mailbox umgeleitet. Darum konntest du ihn auch die ganze Zeit nicht erreichen.«

»Das sagst du mir jetzt!«, zischte Samuel.

»Ich weiß, es war ein Fehler. Die ganze Entführung war ein Fehler. Man kann Menschen nicht dazu zwingen, anderen zu helfen, wenn sie es nicht wollen.«

»Halt an!«, sagte Samuel.

»Was ist?«

»Hörst du das nicht?«

»Was denn?«

»Bitte halte an!«

»Gleich. Hier ist es schlecht. Wenn einer um die Kurve kommt, schießt er uns direkt hinten rein.« Die Straße machte eine enge Kehre. Dahinter stieg sie noch steiler an. Das Automatikgetriebe schaltete in einen niedrigeren Gang, der Motor jammerte kurz auf, um das tonnenschwere Gefährt den Anstieg hinaufzuziehen. Nach der Kehre folgte eine längere Gerade. Ein Schild kündigte einen Parkplatz an. Die

Einfahrt war im Licht der Scheinwerfer kaum zu erkennen. Aus der Finsternis schälten sich die Umrisse eines Autos heraus. Ein Porsche Cayenne. Es sah verlassen aus. Vielleicht stand der Fahrer im Schatten seines Gefährts und pinkelte in die Büsche. Fabienne parkte einige Meter dahinter

»Hörst du es immer noch?«, fragte sie.

Samuel nickte. Er hatte das Geräusch geortet. Es kam von Badawi. Sein Freund atmete schwer. Schleifend, keuchend wie ein alter Mann. Die Innenbeleuchtung ging an. Samuel beugte sich hinunter zur Transportbox.

Da war Blut. Eine Spur aus Blut. Es hatte ihn beim Schusswechsel erwischt!

Das Fell des Katers zitterte. Behutsam holte Samuel seinen Freund aus der Box. Doch sein Jammern, dieses schreckliche Geräusch, war kaum auszuhalten.

»Scheiße!«, sagte Fabienne, nachdem sie die hintere Tür aufgezo-gen hatte und das blutverklebte Fell erblickte. Sofort schaute sie sich die Wunde an. Das Projektil hatte das Fell an der Eintrittsstelle im Rücken regelrecht aufgerissen. Wahrscheinlich hatte sich die Munition tief in die Eingeweide gebohrt. Blut sickerte heraus. Es war nicht zu stoppen. Das Zittern von Badawis Körper wurde unablässig stärker, als würde jemand den Regler eines Transformators

Millimeter für Millimeter aufdrehen. Eine Foltermethode. Das war eine Foltermethode. Samuel stieg mit dem Kater im Arm vorsichtig aus. In Fabiennes Gesicht konnte er ablesen, dass sie nichts mehr für den Kater tun konnten. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Das Schnaufen wurde immer schwerer. In Badawis Augen spiegelte sich nichts weiter als Schmerz und das Flehen nach Erlösung.

»Er stirbt«, sagte Samuel und strich Badawi über das Köpfchen. Tiere können nicht lächeln, Tiere können ihre Mimik nicht verändern. So sagte man doch. Aber Badawi stand der Schmerz ins Gesicht geschrieben. Da war kein Leben mehr. Da war nur noch die Sehnsucht nach dem Ende. Dem Tod. Nachdem er zwei Leben verbraucht hatte. Samuel befeuchtete seine Finger mit etwas Wasser und hielt sie Badawi vor das Schnäuzchen, doch der Kater trank nicht.

»Mach was!«, sagte er zu Fabienne. »Mach irgendetwas. Er hat Schmerzen.«

Fabienne öffnete die Fahrertür und stieg zurück in den Wagen. Sie schien etwas zu suchen. Badawi wollte nicht trinken. Er wollte sterben. Jetzt. Und dann tat er etwas Seltsames. Er fuhr seine Krallen aus und kratzte Samuel über den Arm, als wollte er abhauen, als würde er mit letzter Kraft versuchen, von hier wegzukommen. Ja, vielleicht wollte er nicht vor Samuels Augen sterben, sondern draußen

in der Natur. Alleine. Ohne dass ihm jemand dabei zusah. Das war sein gutes Recht.

Samuel setzte ihn vorsichtig auf den Boden. Sein Fell war warm und feucht. Badawi war in der Schweiz geboren worden. Vielleicht sogar ganz in der Nähe. Wahrscheinlich sagten seine Instinkte ihm, dass hier seine Reise begonnen hatte. Er war heimgekehrt. Vincent hatte ihn nach einer Geschäftsreise als Katzenbaby über die Grenze geschmuggelt. Diese Geschichte hatte seine Mutter immer an Heiligabend erzählt. Wenn es etwas gab, auf das sie bei seinem Vater stolz war, schien es dieses Geschenk zu sein, denn eigentlich machte Vincent sich nicht viel aus Haustieren.

»Es tut mir leid«, sagte Fabienne mit dünner Stimme, als sie wieder neben ihm stand.

»Ich glaub, er will nicht, dass wir ihm dabei zusehen«, antwortete Samuel mit tränenerstickter Stimme.

»Ich wollte auch nicht, dass mir jemand beim Sterben zusieht.« Sie streckte Samuel die Pistole hin. »Du solltest ihn erlösen. Er quält sich.«

Samuel schüttelte den Kopf. Die Sicht verschwamm vor seinen Augen. »Ich ... ich kann das nicht. Mach du.«

»Ich kann das auch nicht.«

Badawi wandte noch einmal seinen Kopf, wie zum

Abschied, dann schleppte er sich mit letzter Kraft über einen schmalen Pfad hinein in den Wald. Die Finsternis schluckte seine Umrisse und bedeckte sie mit einem Tuch aus schwarzem Samt. Ein paar Minuten standen sie schweigend nebeneinander. Samuel starrte auf den Punkt, wo er Badawi das letzte Mal gesehen hatte. Dort war nur noch Dunkelheit.

»Willst du noch hierbleiben?«, brach Fabienne die Stille.

»Nein.« Samuel wischte sich die Tränen aus den Augen. Fabienne nahm ihn in die Arme. Auch sie weinte. »Er ist zurückgekehrt nach Hause«, sagte Samuel so leise, dass er nicht wusste, ob er sich den Ton zu seinen Worten nur dachte.

Fünf

Wald | 22 Grad | Bewölkt

Kayan war sich sicher, etwas gehört zu haben. Ein Geräusch, das nicht aus der Natur kam. Er horchte in die Dunkelheit. Ein hoffnungsvolles Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Auf das Zuschlagen von Autotüren folgte der krächzende Anlasser eines Motors, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Ein zweites Mal und der Zündfunke sprang über. Ein schweres Geräusch, eine große Maschine. Fünf, vielleicht sogar sechs Liter Hubraum. Mit Autos kannte er sich aus. Über die Jahre hatte er sich einen kleinen Fuhrpark angeschafft, die meisten davon Oldtimer. Erst neulich einen silbernen VW-Porsche aus den 1970er Jahren, den er in seiner Freizeit restaurieren wollte. Diese Wagen waren eine hervorragende Geldanlage, noch besser als Gold.

Das Brüllen von acht Zylindern erstickte den unruhigen Schlaf des Waldes. Wie eine Fledermaus versuchte Kayan, die genaue Richtung zu orten, dann lief er los. Als hätte Gott sein Flehen erhört, stach der Mond durch eine Lücke in den Wolken und beschien den Pfad, seinen Pfad, das Ende seiner nächtlichen Odyssee. Obwohl sich das Geräusch entfernte, wusste er nun, dass er wieder zurückfinden würde.

Er beschleunigte seinen Gang, als er plötzlich einen gellenden Schrei hörte. Es klang wie der Schrei eines kleinen Kindes. Kayan blieb wie angewurzelt stehen und starrte in die Finsternis, ohne etwas zu erkennen. Was war das? Hatte jemand ein Kind ausgesetzt? Drehte er jetzt durch? Wieder der Schrei, dieses Mal kläglicher. Mehrmals hintereinander und aus der Richtung kommend, wo er vorhin das Auto gehört hatte. Dann war es wieder still. Kayan beschleunigte seine Schritte. Er war aufgebracht. Sein Herz raste. Er stolperte über einen toten Ast und wäre beinahe gestürzt. Im letzten Moment konnte er sich fangen und lief weiter, obwohl er am liebsten weggerannt wäre. Die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos schossen durch die Lücken der Bäume und blendeten ihn. Als sich seine Pupillen wieder geweitet hatten, sah er neben dem Pfad eine Gestalt. Eine Katze, die von heftigen Krämpfen geschüttelt wurde. Sie schrie. Sie wand sich auf dem Nadelboden, um im nächsten Moment zu erstarren und für einige Sekunden apathisch dazusitzen. Sie schien ihn nicht zu bemerken. Kayan ging in die Hocke. Sie musste Höllenschmerzen haben. »Diese Schweine!«, brüllte er in die Nacht. »Entsorgen ihre Tiere wie Hausmüll!« Kayan begann zu zittern. Er fühlte sich dem Anblick der leidenden Kreatur nicht gewachsen. Was sollte er bloß tun? Er konnte das Tier doch nicht so sterben lassen.

Nicht unter diesen Qualen. Jeder hatte das Recht auf einen würdevollen Tod. Auch ein Tier. Kayan zog den Wagenschlüssel aus der Hosentasche und löste die Zentralverriegelung aus. Wie er es gedacht hatte, war er nur noch etwa zehn Meter vom Parkplatz entfernt. Die Scheinwerfer erhellten kurz die Dunkelheit und Kayan sah in die Augen der Katze. Große runde Pupillen. Keine Schlitze. Das Tier begann zu wimmern. Ein Klacken und die Scheinwerfer erloschen. Kayan tastete nach seiner Pistole. Er zog sie heraus, erhob sich und richtete den Lauf auf das Köpfchen, dann drückte er ab.

»Ist es noch weit?«, fragte Samuel. Sie hatten die letzten Kilometer geschwiegen. Selbst als ihm Fabienne das Handy mit den genauen Koordinaten seines Vaters entgegengestreckt hatte, hatte er nur mit einem Nicken reagiert. Vielleicht war es falsch gewesen, Badawi ziehen zu lassen. Vielleicht hätte er ihn erlösen sollen. Ein Schuss. Ein einziger Schuss. Vielleicht war das die Aussage seines quälenden Albtraums der letzten Monate gewesen: Erlöse mich, wenn es so weit ist. Lass mich nicht elendig verrecken. Nimm mir den Schmerz. Aber Samuel hätte es nicht gekonnt. Er hätte nicht schießen können. Nicht auf seinen besten Freund. Nicht auf Badawi.

»Wie's aussieht, müssen wir nachher noch ein paar Kilometer gehen, dein Vater ist uns etwa eine Stunde voraus«, sagte Fabienne mit gedämpfter Stimme und legte ihre Hand auf seinen Oberschenkel. »Es war richtig, was du getan hast. Badawi ist dir dafür dankbar. Glaub mir.«

Samuel musste schlucken. »Woher willst du das wissen?«

»Ich hab schon viele Tiere sterben sehen. Mein Vater hat immer abends in seinem Arbeitszimmer eine Kerze angezündet, wenn eines in seiner Praxis gestorben ist. Das Einschläfern hat ihn fertiggemacht. Trotzdem war er der Meinung, dass man mit schwer kranken Tieren besser umgeht als mit Menschen.«

»Und wenn er sich quält?« Samuel senkte den Blick.

»Vielleicht hätten wir ihn doch erlösen sollen.«

»Er hat sich davongeschleppt. Er wollte nicht, dass du ihm dabei zusiehst.« Sie legte ihre Hand auf seine. »Du hast alles richtig gemacht.«

»Ist mein Vater wirklich ein Genie, wie du vorhin in der Bank gesagt hast?« Samuel rieb sich die Tränen aus den Augen und versuchte, die trüben Gedanken zu verdrängen.

»Er hat sehr weit in die Zukunft geschaut. Zusammen mit den anderen aus dem Zirkel hat er großartige Thesen aufgestellt. Thesen, die sich nach und nach so bewahrheitet haben.«

»Du meinst die Bankenkrise und das geteilte Europa?«

Fabienne nickte. »Den Geldfluss und die Verteilung. Die Entwicklung des Arbeitsmarkts. Den Aufstieg Chinas, die Überschuldung einiger Staaten. Es gab natürlich nicht nur eine Version, aber die von *One*, die Version des ersten Spiels, spiegelt sehr genau den Status wider, den wir jetzt haben.«

»Nur ist dieses Spiel nicht von meinem Vater«, sagte Samuel. »Das muss dieser Weinfeld arrangiert haben, wenn Marietta von Dahlem davon auch nichts wusste. Aber wieso war er kein Teil der Gruppe?«

Fabienne zuckte mit den Schultern und nahm ihre Hand weg. »Das kann uns wohl nur dein Vater beziehungsweise Weinfeld selbst erklären.« Sie schaute ihn forschend an. »Du und dein Vater ...«, fuhr sie vorsichtig fort, »ihr habt euch nicht gut verstanden, oder?«

»Ich glaub, er hat sich all die Jahre verstellt. Wenn ich zurückschaue, kann er sich nur verstellt haben. Zumindest ab dem Zeitpunkt, wo es mit seiner Karriere steil bergauf ging.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, als wir nach Singapur und später nach Peking gezogen sind, hat er sich verändert. Er hat kaum noch über seine Arbeit geredet. Viel lieber hat er über Musik gesprochen, Rockmusik oder Kunst. Diese Leute hat er bewundert. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag wollte ihn

meine Mutter überraschen und hat seine ehemaligen Bandkollegen eingeladen. Das ging total nach hinten los. Mein Vater wurde kreidebleich, als sich der Vorhang öffnete und dahinter die Jungs, seine Jungs gestanden haben ...«

»Und was ist dann passiert?«, fragte Fabienne.

»Er ist wie in Trance auf die Bühne gegangen, hat sich ans Klavier gesetzt und den Song mit der Band zu Ende gespielt. Als dann die Gäste applaudiert haben, ist er in Tränen ausgebrochen. Ich hab ihn nie wieder so weinen gesehen wie an diesem Abend. Die nächsten Wochen ist er wie ein Geist gewesen. Er hat ja nie viel geredet, schon gar nicht über Gefühle, aber dieser Blick, dieser von allem und jedem angewiderte Blick, konnte einem richtig Angst machen. Wie ein Zombie. Ein lebender Toter.«

»Das passt doch alles zusammen.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, dein Vater hat die falsche Abzweigung genommen. Er hat sich irgendwann dazu entschlossen, Karriere zu machen und bei dem großen Spiel um Macht und Geld einzusteigen. Obwohl er die Mechanismen besser kennt als sämtliche Wirtschaftsgurus, obwohl er wusste, dass der Einsatz nicht geringer sein würde als seine Ideale. Vielleicht hat er am Anfang wirklich gedacht, etwas von innen heraus ändern zu können. Das denken viele. Aber manchmal muss

man sich eben für eine Seite entscheiden. Es gibt kein Dazwischen. Es gibt kein *Maybe*.«

»Und deshalb will ihn dieser Weinfeld umbringen? Weil er genau wie die anderen seine Ideale verkauft hat?«

»Im Augenblick fällt mir jedenfalls keine bessere Erklärung ein.« Sie bog auf einen Schotterparkplatz mit einem Gasthaus auf der linken Seite ab. Ein Licht brannte über dem Eingang. »Ab hier müssen wir laufen.«

»Ich will euch helfen«, murmelte Samuel so leise, dass es kaum zu hören war. »Mein Vater, wenn er ... wenn wir ihn treffen, werde ich ihn davon überzeugen, dass er euch unterstützt.«

Fabienne lächelte. »Das ist nett. Aber das wird er nicht tun.«

»Wieso nicht?«

»Wie gesagt, wir haben nicht nur einmal versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Aber egal, was wir gemacht haben, er hat abgeblockt. Er hat den Braten gerochen und alles getan, um uns aus dem Weg zu gehen.«

»Er hat euch aber auch nicht verraten.«

»Nein, das hat er nicht. Von Marietta wissen wir, dass sie bis vor sechs Jahren an ihrer Idee weitergearbeitet haben. Nicht alle aus dem Zirkel, aber zumindest dein Onkel, dein Vater und Marietta. Vermutlich dort, wo wir jetzt

hingehen.«

»Warum hat euch Marietta die Pläne nicht gezeigt?«

»Sie durfte nicht. Sie wollte sich um jeden Preis an das Versprechen zur Verschwiegenheit halten, das sie der Gruppe gegeben hatte. Ihr waren sozusagen die Hände gebunden.«

»Aber warum sollte Weinfeld sie umbringen? Es war doch auch in seinem Sinn, dass sie euch hilft.«

»Wenn er nicht richtig zur Gruppe gehörte, dann hatte er vielleicht auch keinen Zugang zu den neueren Plänen. Vielleicht wollte er Marietta zur Herausgabe zwingen und sie hat sich geweigert oder wollte ihn verraten.«

»Und dann hat er sie getötet?«

Sie öffnete die Tür. »Ich weiß es nicht.«

Sechs

Wald | 22 Grad | Bewölkt

Kayan steuerte den Wagen weiter den Berg hinauf. Er fühlte sich stumpf und leer. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet. Er bemerkte nicht, wie er beschleunigte. Er hatte das Gesicht der Katze deutlich vor sich. Diese Augen ... Kayan hasste die Menschen, die das Tier ausgesetzt hatten. Wahrscheinlich hatte es ein schönes Zuhause gehabt. Und jetzt, wo es seinen Zweck nicht mehr erfüllte und *Ärger* machte, wollte man es loswerden. Die Herzlosigkeit dieser Menschen machte ihn aggressiv. Plötzlich riss er erschrocken die Augen auf. Die Straße hatte sich zu einer engen Kurve zusammengezogen. Bevor das Auto in die dünnen Leitplanken krachte, den Abhang hinunterstürzte und ihn mit all seinen falschen Träumen unter sich begrub, konnte er das Steuer herumreißen. Er bremste scharf ab und knallte gegen das Lenkrad. Ja, er wollte zurück nach Argentinien! Er war hier nicht zu Hause. Nie gewesen. Er war nicht so kalt und abgebrüht wie diese *Gringos*, die Freundschaften schlossen, die ihnen nur so lange etwas bedeuteten, wie sie ihnen von Nutzen waren. Vielleicht schickte ihm Gott deshalb diese Zeichen, weil er den Irrtum erkannte. Kayan

hatte ja neulich erst eine Kerze angezündet. Das war nun der Dank.

»Ja, ja«, sagte er und setzte den Wagen zurück.

»*Comprendido*. Ich hab verstanden.« Man konnte seine Herkunft nicht abstreifen wie zerschlissene Kleidung. Man musste sich ihr stellen. Auch wenn man seine beiden Brüder entführt und vermutlich getötet hatte, gab es noch genügend Verwandte, die seine Hilfe brauchten. Er würde ihnen kleine Jobs in seinem Restaurant geben oder nach einer anderen Möglichkeit schauen, um sie an seinem Erfolg teilhaben zu lassen. Und den Kindern in den *Favelas* würde er helfen. Es war seine verdammte Pflicht, jetzt, wo er dazu die Möglichkeit hatte. Er hatte davon gelesen, dass ein paar Superreiche bereit waren, die Hälfte ihres Vermögens zu spenden. Warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Nur weil er keine Milliarden auf dem Konto hatte? Selbst ohne die andere Hälfte des Honorars war er noch ein sehr reicher Mann.

Er lenkte den Wagen zurück auf die Straße. Er würde es diesen Leuten gleichtun. Ja, es war Blutgeld, aber keiner konnte ihm erzählen, dass ein Mensch Milliarden anhäuften, ohne dafür das eine oder andere Leben auf dem Gewissen zu haben.

Sieben

Chalet | 22 Grad | Nachts

»Da oben hinter dem Hügel muss es sein«, keuchte Fabienne und blieb stehen. Sie waren seit einer halben Stunde unterwegs. Der Regen hatte den steinigen Weg in eine Rutschbahn verwandelt. »Warum findest du das komisch? Gibt doch genügend Politiker, die während ihres Studiums total krass drauf waren und später ihre Ideale über Bord geworfen haben. Vielleicht war deinem Vater klar, dass es nicht reicht, Gedanken aufzuschreiben, wenn man etwas verändern will. Arbeitgeber stehen auf perfekte Lebensläufe, die wollen sich keinen Revoluzzer in die Chefetage holen.«

»Aber warum hat er nie mit mir darüber gesprochen? Warum hat er immer so getan, als sei sein Job okay?«

»Was hätte er denn tun sollen? Sagen, dass er eigentlich ganz anders tickt, aber lieber den vernünftigeren Weg eingeschlagen hat, um Haus, Familie und den ganzen bürgerlichen Scheiß zu haben?«

»Es gibt doch auch etwas dazwischen. Es gibt doch nicht nur Schwarz und Weiß. Als Professor hätte er doch auch mit Studenten diskutieren können und so. Warum hat er ausgerechnet den Leuten geholfen, die er verabscheut?«

»Das nennt man erwachsen werden, glaub ich, den Widerstand aufgeben und brav mit der Masse schwimmen.«

»Ich kapier es trotzdem nicht. Wenigstens meine Mutter hätte mir sagen können, dass es in ihm drin brodelte.«

»Vielleicht hat das zu seinem Erziehungsmodell gehört, dir nicht reinzureden. Immer noch besser als die ehrgeizigen Eltern, die alles dafür tun, damit ihr Kind möglichst schnell den Anforderungen des *Marktes* entspricht. Egal, ob es daran kaputtgeht, weil es zu früh kapiert, was in dieser Welt zählt. Mehrsprachige Kindersoldaten, die sich auf den Scheißwettkampf einlassen, weil sie ihren Eltern gefallen wollen.«

»Du übertreibst immer gleich. Gibt auch genug Kinder, die noch normal aufwachsen.«

»So wie du, willst du sagen.« Sie ging ein paar Schritte weiter und blieb dann erneut stehen.

»Ich glaub, ich bin das Worst-Case-Szenario meines Vaters. Oberflächlich, materiell und egoistisch«, gab Samuel zu.

»Das lässt sich ja ändern.« Sie setzte zum Weitergehen an und verharrte mitten in der Bewegung. Vom Tal herauf hörte man das Geräusch eines ankommenden Autos. »Ich glaub, da will noch jemand zu deinem Vater.«

Kayan hatte sich wieder beruhigt. Er stieg aus dem Wagen und starrte den Berg hinauf. Das würde er extra in Rechnung stellen. Eine Wanderung. Zu Fuß durch den Wald, um das Ziel zu erreichen. Nun gut, allemal besser, als jemanden in einer Diskothek um die Ecke zu bringen. Dafür brauchte es zwar keine Kondition, aber den richtigen Augenblick abzapfen, die Waffe im richtigen Moment anzusetzen, ohne einen Unschuldigen zu verletzen, das war alles andere als einfach. Er holte die Taschenlampe aus dem Handschuhfach und machte sich auf den Weg. Die Wut in seinem Bauch trieb seine Schritte an. Er bemerkte gar nicht, wie schnell er unterwegs war. In einer halben Stunde müsste er die Hütte erreicht haben. Der Vorteil an einem Mord in den Alpen war die Abgeschiedenheit. Im Normalfall gab es hier weder Überwachungskameras noch eine Alarmanlage. Der große Nachteil war jedoch, dass er nicht wusste, ob seine Zielpersonen alleine waren. In dem Fall würde ihm wohl nichts anderes übrig bleiben, als auch die Zeugen zu beseitigen. Bei seinem letzten Job.

Im Kamin brannte Feuer. Vincent Pinaz holte die Unterlagen aus dem Tresor hinter dem kitschigen Landschaftsportrait und breitete sie vor sich auf dem Holztisch aus. Das Knistern der Scheite erfüllte den niedrigen Raum. Warmes

Licht lag über den holzgetäfelten Wänden, aber das Ambiente passte nicht. Ihm war übel vor Angst. Sie hatten Samuel in ihrer Gewalt. Seinen Sohn. Sie hatten ihn entführt und misshandelt, diese radikalen Spinner.

Nachdem er die Protokolle der letzten dreißig Jahre auf kleine Stapel nebeneinandergelegt hatte, wärmte er kurz seine Hände am Feuer und überflog die handgeschriebenen Aufzeichnungen. Am liebsten hätte er sie verbrannt, in den Kamin geworfen und dabei zugesehen, wie die Flammen das Papier in Asche verwandelten, unbrauchbar für Dritte, unbrauchbar für Terroristen. Denn die Leute, die seinen Sohn entführt hatten, waren zweifellos Terroristen. Sie waren bereit, auch ihn zu töten, wenn er ihnen nicht das gab, was sie wollten. Nie würde er das Bild von Samuel vergessen, wie er mit verbundenen Augen, Kopferverband und geschwellenem Gesicht neben dem Auto stand. Hätte er doch Kontakt mit diesen Leuten aufgenommen! Stattdessen hatte er darauf gehofft, dass sie ihn in Ruhe lassen würden, und sich diesen Bunker auf der Insel gebaut, anstatt in der Wohnung auf Hongkong Island zu bleiben. Er war auf der Flucht gewesen, nicht nur vor diesen Weltverbesserern, sondern vor sich selbst und vor dem, was er all die Jahre in sich getragen hatte. Weinfeld hatte recht, er war vor seiner Bestimmung davongelaufen. Selbst als er festgestellt hatte, dass er von

innen heraus nichts am System verändern konnte, dass er sich nur etwas vorgemacht hatte, um weiterhin in den Spiegel schauen zu können.

Wie sollte Samuel zu so jemandem aufschauen? Zu einem Vater, der all seine Ideale über Bord geworfen hatte, nur um kein Risiko einzugehen, nur um nicht zu scheitern. Wie lächerlich, das Scheitern seiner Ideen damit gleichzusetzen, unter der Brücke zu landen und betteln gehen zu müssen. Diese beschissene Angst war er nie losgeworden. Ein deutsches Heimkind mit südamerikanischen Wurzeln, das es zu etwas gebracht hatte, wollte er sein. Wo auch immer auf der Welt seine Eltern waren – sie sollten es bereuen, ihn als Baby abgegeben zu haben. War er es nicht wert gewesen, geliebt zu werden? Diese Frage hatte ihn dazu angestachelt, der Beste zu sein. Immer der Beste. Auszeichnungen in der Schule, das Abitur. Förderprogramme. Stipendien. In diesem Feldzug gegen den Schmerz darüber, keine Wurzeln, kein Zuhause zu haben, hatte er sich am Erfolg berauscht.

Er schaute auf seine Uhr. In wenigen Minuten musste der Bote eintreffen. Dann endlich würden sie Samuel mit ihm telefonieren lassen und ihn vor einer Polizeistation absetzen. Die Bilder dazu wollten sie ihm live zukommen lassen, über das Satellitenhandy, das er nun in seiner zitterigen Hand hielt. Er starrte hinüber zur Tür. Er war nicht bewaffnet. Vielleicht

war das ein Fehler. Wieso ging er davon aus, dass diese Leute nicht auch ihn als Geisel nehmen wollten? Schließlich hatten sie alles daran gesetzt, ihn auszuspionieren. Und nicht nur das. Sie hatten andere aus der Gruppe getötet. Ihn hatten sie am Leben gelassen, warum auch immer.

Eine Erinnerung stieg in ihm auf. Er stand vom Tisch auf, durchquerte den Raum mit langsamen Schritten und betrat die Abstellkammer. Das Jagdgewehr befand sich immer noch an derselben Stelle. Wahrscheinlich funktionierte es gar nicht mehr, nach so langer Zeit. Die Munition hatte er unter einer losen Diele versteckt. Warum hatten sie sich ausgerechnet ihn herausgepickt, überlegte er, während er den Lauf abknickte und die Patrone in das Lager schob. Jeder aus dem Zirkel kannte die Pläne, jeder kannte diesen Ort. Vor sechs Jahren hatten sie zum letzten Mal alle an dem Tisch gesessen und debattiert. Jeder war auf seine Weise gealtert, reifer geworden, Teil des großen Ganzen. Jeder von ihnen war in seinem Job erfolgreich. Und doch hatte sich nach den ersten Flaschen Wein herausgestellt, dass keinem von ihnen danach zumute war, sich auf die erwachsenentypische Art von der Zeit des Studiums zu distanzieren und eine Anekdote nach der anderen preiszugeben. Die guten alten Zeiten. Die Hirngespinnste. Die Visionen. Stattdessen redeten sie wehmütig über die Rebellion, die sie um Haaresbreite

vom Zaun gebrochen hätten. Fünf Menschen, die von außen betrachtet zu den Gewinnern dieses Systems zählten, aber, umgeben von der Stille der Berge, vergeblich auf ein Echo warteten, das sie darin bestätigte, alles richtig gemacht zu haben.

Vincent hatte die Waffe neben sich auf die Bank gelegt. Sie im Anschlag zu halten wie ein zweitklassiger Gangster, kam ihm übertrieben vor. Er hörte Schritte und spannte seine Muskeln an. Erneut blitzte das Bild von Samuel in seinem Kopf auf. Die Wunden. Die Augen unter einer schwarzen Binde. Wenn seinem Sohn etwas zustieß, wäre es seine Schuld. Es wäre der schreckliche Höhepunkt eines verpuschten Lebens.

Die Türklinke wurde nach unten gedrückt. Vincent legte seine Hand auf den Schaft der Flinte. »Kommen Sie rein«, sagte er mit fester Stimme, um dem Besucher zu signalisieren, dass er keine Angst hatte. Was mit seinem Leben geschah, war ihm egal. Hauptsache, sein Sohn überlebte. Die Tür wurde nach innen gedrückt und Vincent erstarrte vor Schreck. Vor ihm stand Kaspar Weinfeld!

Acht

Chalet | 22 Grad | Nachts

»Ich glaub, wir sind falsch abgebogen«, sagte Fabienne und blieb stehen. »Der Kompass spinnt.« Sie hielt ihr Handy in die Luft und wedelte damit herum. Das leuchtende Display zeichnete einen Lichtschweif in die Dunkelheit. »Scheiße!«, fluchte Fabienne, als der Pfeil auf der Karte wieder grün leuchtete. »Wir müssen zurück zur letzten Abzweigung. Das hier ist eine Sackgasse.«

Kaspar Weinfeld sah nicht gesund aus. Sein Gesicht erinnerte an graue Teigmasse, die aus der Form geraten war. Die wenigen Haare auf seinem Kopf kräuselten sich. Seine Beine jedoch waren immer noch muskulös, als würde er jeden Tag trainieren.

»Du!«, entfuhr es Vincent. »Du hast Samuel entführt? Du hast ihn so zugerichtet, dass er kaum noch aus den Augen sehen kann?«

Weinfeld schüttelte den Kopf und hob beschwichtigend die Hände. »Du musst keine Angst haben, es geht ihm gut.«

»Wo ist er?« Vincent sprang auf, machte zwei energische Schritte auf Weinfeld zu und packte ihn am Kragen. »Ich will

ihn sehen! Sofort!«

»Er ist ganz in der Nähe«, sagte Weinfeld und befreite sich aus der Umklammerung.

»Hast du ... hast du etwa die anderen umgebracht? Bist du das gewesen?«

»Marietta und Reinhard haben Hinweise auf *One* im Internet gefunden, die ich als Köder ausgelegt hatte, um die Leute neugierig zu machen.«

»Mein Gott, Reinhard auch?« Vincent lehnte sich fassungslos gegen die Wand, während Weinfeld fortfuhr.

»Anfangs waren sie bereit mitzumachen, doch dann haben sie kalte Füße gekriegt, weil sie ihre Stellung nicht gefährden wollten. Sie wollten die Organisation, die ich aufgebaut habe, öffentlich bloßstellen.«

»Was ist mit Justus? Warum musste er sterben? Kannte er deine Pläne?«

»Nein. Das war zugegebenermaßen aus Rache, dem niederträchtigsten Grund für einen Mord. Er hat mich in der Gruppe nie ernst genommen. Für ihn stand von Anfang an fest, dass ich nur ein Schwätzer bin.«

»Aber wozu brauchst du die Protokolle? Wenn du diese Hütte kennst, dann wäre es doch auch kein Problem gewesen, sie selbst zu finden. Wir hatten sie nicht besonders gut versteckt.«

»Da hast du wohl recht.« Weinfeld drückte sich an Vincent vorbei zur Küchenzeile, wo er sich mit zitternden Händen Wasser in ein Glas füllte und in einem Zug hinunterstürzte. Er sah blass aus. Blasser als noch vor wenigen Augenblicken. »Ihr seid nie wirklich daran interessiert gewesen, etwas zu ändern«, sagte er und schenkte sich ein zweites Glas ein. »Habt immer nur debattiert und von einer besseren Welt geträumt, anstatt dafür zu kämpfen.« Er drehte sich um und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. »Am Ende wart ihr nichts weiter als ein Haufen elitärer Egoisten. Aus Bequemlichkeit und weil ihr selbst nicht davon betroffen wart, habt ihr euch damit abgefunden, dass sich die Lage immer weiter zuspitzt, dass Regierungen genau die Fehler machen, die wir vorausgesehen hatten. Jeder von euch wusste, dass systemrelevante Banken nichts weiter sind als ein Märchen. Ihr habt zugesehen, wie die Politiker den Leuten vorgemacht haben, dass es keine Alternative dazu gibt, immer neues Geld in den Markt zu pumpen und immer größere Rettungsschirme zu bauen. Am Ende haben die Leute geglaubt, dass das System zusammenbricht, wenn die Banken den Bach runtergehen.«

»Was hätten wir denn tun sollen?«

»Kämpfen. Für diejenigen, die weder kapieren, was

passiert, noch die Instrumente besitzen, um daran etwas zu ändern. Stattdessen hat jeder von euch seine eigenen Pläne verfolgt. Sich selbst verwirklicht und sich auf eine Insel des Glücks zurückgezogen.« Er stellte sich vor den Tisch. »Und das hier habt ihr nur noch zum Zeitvertreib gemacht. Es war für euch nichts weiter als eine Fallstudie, ein Spiel, das ihr den Menschen, denen wirklich etwas an der Veränderung dieser Welt liegt, vorenthalten wolltet.«

»Hast du etwas mit diesem Spiel zu tun?«

»Ich hab den Anstoß dazu gegeben und die jungen Menschen unterstützt, die in meine Seminare gekommen sind. Es gibt genügend Leute, die bereit sind, ihre Karriere zu opfern für das, woran sie glauben. Vielleicht ist das ein Privileg der Jugend, dass man noch bereit ist, eine Revolution zu starten, selbst wenn sie auf den ersten Blick chancenlos erscheint. Selbst wenn das eigene Leben dabei auf dem Spiel steht.«

»Wo ist Samuel? Wo hältst du ihn versteckt?«

»Es geht ihm gut. Glaub mir.«

»Ich soll *dir* glauben? Einem Mörder?«

»Dir bleibt wohl keine andere Wahl.«

»Was willst du jetzt mit den Protokollen?«

»Sie dir zeigen.« Weinfeld lächelte schwach. »Dir ins Gedächtnis rufen, was für ein Genie du bist. An dein Wissen

und Können appellieren. Du warst jedem in unserer Gruppe überlegen. Hättest du die Führerschaft übernommen und nicht Justus, dieser überhebliche Schwätzer, hätten sich die anderen dir angeschlossen und gekämpft.«

»Du meinst, sie hätten nicht dafür gestimmt, dich rauszuwerfen. Das ist es doch, worum es hier geht, nicht wahr?«

»Auch wenn ich lange gebraucht habe, um das zu verstehen: Es hätte keine Rolle gespielt.« Weinfeld zog einen Stuhl heran und setzte sich. Er atmete schwer. Vielleicht war der Krebs zurückgekehrt. Mit blinzelnden Augen, gerade so, als ob ihm schwindelig wäre, blickte er auf seine Uhr.

»Und jetzt willst du auch mich umbringen?«, fragte Vincent und musterte Kaspar Weinfeld. Trug er eine Waffe bei sich? Vielleicht in der Jacke? »Wartet dein Killer schon? Hast du ihn hierher bestellt?«

Weinfeld stützte sich mit der Hand auf dem Oberschenkel ab, senkte kurz den Blick, holte tief Luft und redete mit heiserer Stimme weiter: »Auch den anderen habe ich Zeit gelassen, um mein Angebot zu überdenken, aber sie haben mich immer noch für denselben nichtsnutzigen Computerfreak von damals gehalten. Sie haben mich nicht ernst genommen. Dachten, ich sei ein Psychopath.«

»Was hast du ihnen angeboten?«

»Mitzumachen. Sich in *One*, in dieses großartige Spiel, einzubringen. Bald werden wir mehr als eine Million Mitglieder haben. Menschen, die bereit sind, etwas dafür zu tun, dass sich diese Welt verändert.«

»Und warum hab ich davon nichts mitgekriegt?«

»Ich hab es unterbunden. Ich hab ihnen ... sagen wir nahegelegt, die Sache für sich zu behalten.«

»Du hast sie bedroht?«

»Ich hab ihnen erklärt, dass es besser ist, dich erst dann ins Boot zu holen, wenn sie selbst eine Entscheidung getroffen haben. Natürlich haben sich nicht alle an die Vereinbarung gehalten. Aber mit den technischen Möglichkeiten, die es heute gibt, ist es ganz einfach, jemanden von der Außenwelt abzuschirmen. Auf die Idee, dich auf deiner Reicheninsel zu besuchen, ist ja keiner gekommen.« Er hustete.

»Und von deiner Seite aus war ja nichts zu befürchten. Du bist ja derselbe Eigenbrötler geblieben, der du schon immer warst. Soziale Kontakte, Freundschaften haben dir nie viel bedeutet. In deinem Kopf scheint nicht viel Platz für das zu sein, was einen Menschen ausmacht. Sonst hättest du erkannt, dass mich der Rausschmiss damals weniger getroffen hat als die Tatsache, von dir mit Missachtung gestraft zu werden. Ich hab zu dir aufgeschaut wie zu einem

großen Bruder und du hast mich einfach von deiner Liste gestrichen. Anna hat das gemerkt. Sie hat dich immer in Schutz genommen, das kannst du mir glauben. Sie hat dir all deine Eigenheiten verziehen. Aber eine Familie zu haben, bedeutet nicht nur, sie materiell zu versorgen, man muss ihr auch ein Zuhause geben, eine Zuflucht, einen Ort der Geborgenheit. Man darf sie nicht von einer Stadt zur nächsten zerren, obwohl es gar nicht nötig ist, nur weil man selbst unfähig ist, irgendwo Wurzeln zu schlagen.«

»Du hast ja keine Ahnung, wovon du redest. Für dich war der Weg vorgezeichnet. Mit intakter Familie und Eltern, die dich immer unterstützt haben. Du weißt nicht, was es bedeutet, kein Zuhause zu haben. Du weißt nicht, wie es ist, wenn man mit der ständigen Angst leben muss, nicht mithalten zu können.« Vincent verstummte. Kaspar Weinfeld blickte erneut auf die Uhr. »Und jetzt?«, fragte Vincent. »Was hast du jetzt vor? Willst du eine Revolution vom Zaun brechen, ohne zu wissen, wie es danach weitergeht?«

»Das ist das Wesen einer Revolution, dass man zwar eine Vision hat, aber nicht weiß, ob diese tatsächlich umgesetzt werden kann. Hast du uns das nicht immer erzählt? Waren das nicht deine klugen Worte?«

»Und diese Revolution läuft schon?«, fragte Vincent.

»Natürlich.« Weinfeld blickte erneut auf seine Uhr. »Um Mitternacht, wie es die Dramaturgie des Umsturzes erfordert, wird die dritte und letzte Phase eingeläutet. Der absolute Blackout. Das Löschen von Milliarden von Daten.«

»Das ist doch verrückt. Die Folgen sind nicht abschätzbar!«

»Was du nicht sagst.«

»Aber diese Pläne und all die Gleichungen, die hinter *One* stecken, sind nicht ausgereift«, sagte Vincent mit lauter Stimme. »Das alles hier sind nur Ideen. Nichts weiter, nur Ideen.«

»Da bin ich anderer Meinung. Das hier ist die Zukunft. Das hier ist ein Wirtschaftsmodell, das ohne Lobbyisten erstellt wurde. Das hier ist die radikale Kehrtwende. Ich kann mir vorstellen, wie groß deine Angst ist, dass es nicht funktioniert. Aber du kannst nicht ewig wegrennen. Du kannst nicht die Hände in den Schoß legen und dabei zusehen, wie die Welt im Chaos versinkt.«

»Du weißt ja nicht mehr, was du redest.«

»Doch, das weiß ich sehr genau.«

»Und um mir das zu sagen, hast du Menschen getötet und meinen Sohn entführt? Du Psychopath!«

»Ja, vielleicht bin ich das. Aber nicht mehr oder weniger als du.«

Neun

Chalet | 22 Grad | Nachts

Kayan konnte sich gerade noch an einem kleinen Bäumchen festhalten, sonst wäre er den Abhang hinuntergestürzt. Ein unvorsichtiger Tritt – in Gedanken zu Hause in Argentinien und schon wurde er für seine Unachtsamkeit bestraft. Er rappelte sich wieder auf. Sein linker Knöchel tat höllisch weh. Er konnte regelrecht spüren, wie das Gelenk anschwell. Der Schmerz machte ihn wütend. Auf sich selbst, auf seinen Auftraggeber und den nicht enden wollenden Pfad. Ausgerechnet auf einer Hütte in den Bergen sollte der Showdown seiner Karriere stattfinden. Kein Regisseur hätte sich eine bessere Kulisse aussuchen können. Für den Zuschauer, nicht für die Akteure. Kayan biss die Zähne zusammen und humpelte weiter. Endlich kam die Hütte in Sichtweite. Sie war nicht besonders groß und stand auf einem kleinen Hügel. In den Fenstern brannte Licht. Von irgendwoher hörte er dumpf das Geräusch von Kuhglocken. Er setzte sich auf einen Stein und kontrollierte seine Waffe. Er hatte es nicht eilig. Merkwürdigerweise breitete sich ein entspanntes Gefühl in seinem Körper aus. Das Magazin war voll. Er könnte also einfach da reinmarschieren und alle

Anwesenden abknallen. Das wäre wohl der schnellste Weg, seinen Job zu erledigen. Aber sein Auftrag galt nur zwei Personen und er war dafür bekannt, keine Kollateralschäden zu hinterlassen wie diese ballerwütigen Killer der Mafia, die ein Feuerwerk verursachten, um irgendeinen Ortsvorsteher loszuwerden. Er wollte nicht erschrecken, er wollte diesen Job sauber zu Ende bringen, abkassieren und ein neues Leben beginnen. Er schraubte den Schalldämpfer auf die Pistole. Wenn es ging, würde er die Zielpersonen von außen erledigen. Kayan hatte nie aus Freude getötet. Er hatte getan, was getan werden musste. Er hatte seinen Job erledigt. Zuverlässig, präzise, das ja, aber immer mit einem gewissen Respekt vor dem Leben.

Samuel überkam plötzlich das Gefühl, zu spät zu kommen. *Nicht langsamer werden. Nicht nachlassen.* Er beschleunigte seine Schritte. Der Regen hatte wieder eingesetzt und jetzt goss es wie aus Kübeln. Man musste höllisch aufpassen, nicht auszurutschen. Aber sie durften auf keinen Fall langsamer werden.

»Was ist?« Fabienne hielt ihn am Arm fest. Er war über einen Stein gestolpert und um ein Haar gestürzt. »Willst du hochrennen?«

»Mein Vater, verdammt. Was, wenn Weinfeld bereits da

ist?«

»Wir werden es schaffen.«

Samuel hastete weiter über den schmalen Weg. Bilder blitzten vor seinem inneren Auge auf. Sein Vater, niedergestochen auf dem Boden. Sein Atem nur noch ein Röcheln. Bitte nicht, flehte er in Gedanken. Bitte nicht. Nach einer Biegung blieb er kurz stehen.

Fabienne hielt neben ihm an. »Wir werden es schaffen.« Sie zog die Pistole aus der Jacke und löste die Sicherung. »Geh weiter. Da hinten muss die Hütte kommen.«

Samuel gehorchte. Seine Beine marschierten ohne sein Zutun. Seine Gedanken überschlugen sich. Etwa hundert Meter über ihnen tauchte die Hütte auf. Sie war nicht besonders groß. An die rechte Seite grenzte eine Scheune, von der ein Geräusch ausging, das nicht in diese idyllische Kulisse passte. Das dumpfe Rattern eines Stromgenerators. Das orangefarbene Licht aus den Fenstern flirrte über die Wiese.

»Wir sind gleich da. Es wird ihm nichts passieren«, sagte Fabienne leise, fast flüsternd, und übernahm wieder die Führung. Plötzlich blieb sie stehen. Samuel wollte etwas sagen, doch sie bedeutete ihm, ruhig zu sein. Jetzt sah er es auch! Von der linken Seite pirschte sich eine Gestalt an die Hütte heran. War das Kaspar Weinfeld? Sollten sie schreien?

Seinen Vater warnen?

»Was sollen wir tun?«, fragte Samuel fast tonlos.

Fabienne zielte auf den Schatten. Was, wenn sie sich irrten? Was, wenn es gar nicht Weinfeld, der Mörder, war, der an der Hauswand entlang zum Fenster schlich? Was dann? Sie konnten doch nicht einfach drauflosschießen, ohne zu wissen, auf wen sie zielten.

Fabienne ging in die Hocke und zog Samuel zu sich herunter. »Wer auch immer das ist, ich kann ihn nicht einfach abknallen. Das geht nicht«, sagte sie. »Wir müssen näher ran.« Sie schlich gebückt weiter. Der Schatten verharrte regungslos neben dem Fenster.

Vincent Pinaz hörte sich die Ausführungen von Weinfeld an. Seine Schilderungen klangen nicht wie eine Lüge. Sie klangen wie das Lebenswerk eines verbitterten und vereinsamten Einzelkämpfers, der den Tod von Menschen billigend in Kauf nahm, um seiner Vision von einer gerechten Welt ein Stück näher zu kommen. Seine Augen – sie schauten durch Vincent hindurch, als würde er vor Publikum stehen und darauf warten, dass man ihm applaudierte.

»Samuel denkt also, dass du tot bist?«, warf Vincent ein. »Er denkt, dass er dir beim Sterben zugesehen hat? Aber wozu sollte das gut sein? Und wer war derjenige, den er dort

wirklich gesehen hat?«

»Valentin, dieser raffgierige Feigling!«, spuckte Weinfeld aus. »Der seine Angestellten über Zeitarbeitsfirmen einkaufte und zu Dumpinglöhnen auf den Bau schickte. Ich habe ihn unter einem Vorwand nach Frankfurt gelockt. Ich habe gesagt, dass ich mit ihm gerne einen Deal machen würde, wenn er dir nichts von *One* erzählt. Seine Firma lief nicht besonders gut. Er brauchte frisches Kapital.«

»Und dann hast du ihn kaltblütig ermordet?«

»Nein. Das ... das hat ein anderer für mich erledigt. Leider ist der Zeitplan etwas durcheinandergekommen, weshalb ihn dein Sohn gefunden hat.«

»Und dieser Killer hat auch Reinhard auf dem Gewissen, hab ich recht?«

»Sein Tod dürfte dir doch am wenigsten ausmachen, nachdem er ständig versucht hat, dir Anna auszuspannen.«

»Aber deshalb hast du ihn wohl kaum ermorden lassen.«

»Vielleicht doch. Vielleicht trägst du an allem etwas Mitschuld.«

Vincent schüttelte ungläubig den Kopf. »Wir haben dich wirklich all die Jahre falsch eingeschätzt. Du bist absolut irre. Total gestört!« Vincent blickte zum Gewehr auf der Eckbank. Er musste irgendwie unauffällig zum Tisch kommen. »Das heißt, diese Leute, die von mir die Pläne hier

haben wollen, wissen gar nicht, dass du hinter allem steckst, dass du derjenige bist, der *One* zu einem Spiel gemacht hast?«

»Sie kennen mich unter anderem Namen. Sie glauben, ich bin einer dieser verwöhnten Rentner, die sich aus Langeweile einer Protestbewegung anschließen, um etwas über Computer zu lernen.«

»Sie wissen also nicht, dass du den Stein ins Rollen gebracht hast. Dass es dein Plan war, mich zu erpressen.«

»Es war gar nicht so leicht, die verschiedenen Möglichkeiten durchzuspielen. Aber wie hast du immer gesagt: Was man sich vorstellen kann, kann man auch umsetzen.«

»Ich verstehe immer noch nicht, was ich hier soll. Dass die Pläne hier sind, konntest du dir doch denken.«

»Ja, das konnte ich. Aber ich wollte dir ein letztes Mal gegenüberstehen. Von Angesicht zu Angesicht. Du hast dir vielleicht nie viel aus unserer Freundschaft gemacht. Ich schon. Ich hab zu dir aufgeschaut wie zu einem großen Bruder, aber dich hat das anscheinend nicht interessiert. Kaum macht man einen Fehler, schon ist man abgeschrieben. Nicht wahr? Du hast mich nicht mal im Krankenhaus besucht, als es mir richtig dreckig ging. Anna hat dich entschuldigt. Du hättest viel zu tun. Dass ich nicht lache. Du

bist und bleibst ein feiger Egoist. Aber glaub mir, so leicht kommst du diesmal nicht davon.«

»Willst du mich jetzt töten?«

»Hast du Angst?«

Vincent schüttelte den Kopf. »Nicht mehr als die anderen, die du auf dem Gewissen hast.« Er ging einen Schritt auf Weinfeld zu. Fast so, als wollte er ihm drohen, und sagte scharf: »Warum musste Marietta sterben?«

»Sie hat ein Doppelspiel getrieben. Das war feige und musste bestraft werden. In diesen Stunden wird auf Millionen Computern in Banken, Versicherungen und Unternehmen ein Virus aktiviert, den ich programmiert habe. In *Assembler*, einer für heutige Cracks antiquierten Programmiersprache, die sich wunderbar zwischen Befehlszeilen verstecken lässt. Ich hab den Virus Hermes genannt. Das dürfte dir doch gefallen. Hermes war nicht nur der Götterbote, sondern auch ...«

»... der Gott der Kaufleute und Diebe«, vollendete Vincent.

»Auch auf diesem Gebiet warst du allen aus der Gruppe überlegen.«

»Und jetzt wird mich dein Killer als Nächstes töten, hab ich recht?« Er blickte über Weinfelds Schulter hinüber zum Fenster. Er meinte, einen Schatten gesehen zu haben. »Sonst

könnte ich vielleicht hergehen und der Polizei meine Hilfe anbieten, weil ich die möglichen Szenarien kenne. Weil ich weiß, wohin die Gelder fließen und wie die Staaten reagieren werden.«

»Du kannst es nicht aufhalten. Die Kettenreaktion ist längst in Gang. Dieses Mal wird es zum finalen Crash kommen. Nach all den Jahren der Unvernunft, nach all den Jahren der Flickschusterei ist es an der Zeit, dass die Uhren zurückgestellt werden. Die ehrlichen Bürger haben einen Neuanfang verdient. Die Sintflut muss kommen, damit es nicht immer so weitergeht.«

»Und wer darf auf die Arche? Wer sind diejenigen, die nicht ersaufen?«

»Die Jungen. Ja, vor allem die Jungen. Die verlorene Generation, die man ihrer Träume beraubt, um sie passfertig in die Maschine einzufügen, bis sie nicht mehr können. Du glaubst gar nicht, wie viele junge Menschen darauf warten, die Generation vor ihnen abzulösen. In einigen Staaten ist die Korruption das Einzige, was funktioniert. Alle, die sich nicht darauf einlassen wollen, stehen als Verlierer da. Das wird sich ändern. Europa muss in die Hände der Jüngeren gegeben werden. Man darf sie nicht dazu verdammen, mit Universitätsabschlüssen auf der Straße zu sitzen. Man darf sie nicht aus ihren Ländern drängen, nur weil sie alles über

den Haufen werfen wollen.« Weinfeld starrte nun zum dritten Mal auf seine Uhr. Er zog sein Handy heraus und tippte darauf herum.

»Gibst du dem Killer jetzt das Okay?«

Weinfeld reagierte nicht, dann sagte er leise: »Ja, das tue ich.« Und erhob sich.

»Es ist mir egal, was du mit mir vorhast, Kaspar. Lass nur Samuel am Leben«, flehte Vincent. »Er hat damit nichts zu tun. Er ist ein guter Junge. Er ist das Beste, was ich je zustande gebracht habe.«

»Das weiß ich. Ich hab ihn kennengelernt und er wird eines Tages stolz auf dich sein, obwohl du das vielleicht gar nicht verdient hast.«

Die Situation war aussichtslos. Vincent wagte einen letzten Versuch. »Ich werde ihnen helfen. Das verspreche ich. Ich werde es versuchen, sobald der Blackout vorüber ist. Aber es ist und bleibt eine Theorie. Was danach kommt, ist nicht vorhersehbar.« Vincent machte einen Schritt auf Weinfeld zu. Wahrscheinlich war sein Todesurteil unumkehrbar. Wahrscheinlich war es zu spät für dieses Angebot.

Weinfeld senkte die Augen und drückte mit zitternden Fingern auf das Display, dann ließ er das Handy sinken. Vincent starrte zum Fenster und riss erschrocken die Augen

auf.

Zehn

Chalet | 22 Grad | Nacht

Fabienne ließ die Pistole langsam sinken. Sie stand auf dem Weg. Die Arme ausgestreckt, den Blick starr vor Entsetzen. Sie zitterte am ganzen Körper. Einsetzender Regen prasselte unrhythmisch auf ihre Kapuze. Die Gestalt, der Mann, der Killer, sank in sich zusammen. Die Wucht der Projektile hatte ihn nicht nach hinten gerissen. Als die Schüsse ihn trafen, hatte er nur gezuckt. Er stieß keinen Schrei aus. Er kauerte nicht qualvoll am Boden und flehte um Hilfe und Vergebung. Er sank in die Knie, so langsam, so zitternd wie ein gottgläubiger Mensch, der nach Wochen des Pilgerns sein Ziel erreicht hatte und nun von seinen Kräften verlassen wurde. Endlich ließ er die Waffe fallen. Sie glitt aus seiner Hand, fiel lautlos auf den Boden. Der qualmende Lauf zeigte ins Tal. Samuel krabbelte auf allen vieren über die nasse Wiese. Keine Umwege, jetzt keine Umwege mehr. Du musst ihn retten, du musst deinen Vater retten. Seine Finger gruben sich in die Erde. Er wollte so schnell wie möglich die Hütte erreichen. Er wollte bei seinem Vater sein, wollte sehen, dass er noch lebte. Er wollte wissen, dass Vincent ihn nicht zurückließ. Nicht hier und auch an keinem anderen Ort der

Welt. Er wollte ihm sagen, dass er sich nicht mehr länger verstellen musste. »Papa, wir fliegen nach Kanada. Du darfst jetzt nicht sterben«, flüsterte er atemlos.

Als er die Hütte erreichte, sah er, wie der Killer gegen die Hauswand sank. Das Gesicht im kalten Licht seines Mobiltelefons, das neben der Waffe lag und vibrierte. Samuel ging schnell weiter, stieß die Eingangstür auf und stand im Wohnzimmer. Im Bruchteil einer Sekunde hatten seine Augen das Bild erfasst. Ein Stilleben, eine Momentaufnahme, ein Gemälde ohne Signatur. Sein Vater in der Hocke, neben dem gekrümmten Körper eines Menschen, der wie ein Embryo im Bauch seiner Mutter auf dem Dielenboden lag. Umgeben von dunklem Blut, das über die Fugen von West nach Ost davonlief. Samuel kniete sich neben seinen Vater und legte den Arm um seine Schultern. Er kannte das Gesicht des Toten. Es war der alte Mann aus dem Bunker. Der, den Badawi sofort in sein Herz geschlossen hatte.

»Ist das Weinfeld?«, fragte Samuel.

Sein Vater nickte. »Kaspar wollte immer mehr als wir alle. Vielleicht haben wir ihn falsch eingeschätzt. Vielleicht hatte er recht. Man kann seiner Bestimmung nicht davonlaufen. Man kann die Augen nicht einfach vor der Wahrheit verschließen.« Er wandte sich Samuel zu. »Es tut mir leid. Es

tut mir alles so leid.« Er erhob sich und Samuel mit ihm.

Fabienne kam zur Tür herein. Sie war blass und sagte kein Wort. Sie blickte auf die Leiche, dann hinüber zum Tisch, auf dem die losen Blätter durch den Luftzug vibrierten, als würden sie gleich davonfliegen.

»Das ist Erik«, sagte Fabienne mit schwacher Stimme. »Er hat uns geholfen. Er hat uns Geld besorgt und Computer, warum ist er hier? Was ist passiert? Ist er tot?«

Samuel ging auf Fabienne zu und nahm sie in die Arme. Von draußen hörte man das Läuten von Kirchenglocken. Es drang vom Tal herauf und war nicht besonders laut, aber inmitten der Berge schien es sich durch das Echo aufzuschaukeln.

Fabienne löste sich von Samuel. »Es hat begonnen«, sagte sie, das Gesicht eine starre bleiche Maske. »Die letzte Phase hat begonnen.« Sie wandte sich an Samuels Vater. »Ich ... ich habe Sie damals auf dem Kongress angesprochen.«

Vincent nickte. »Ich weiß.«

Fabienne ging hinüber zu dem Tisch mit den Aufzeichnungen, nahm sich ein eng beschriebenes Blatt heraus und überflog es. »Sie wissen, wie es weitergeht? Sie wissen, wie man es zu Ende spielt? Sie wissen, was danach kommt? Wissen Sie das?«

Vincent schaute zuerst Samuel, dann Fabienne an. »Nein.

Das weiß ich nicht. Keiner weiß es, keiner kann die Gleichung auflösen. Es sind immer zu viele Unbekannte.«

»Werden Sie uns trotzdem helfen? Werden Sie uns sagen, was wir jetzt tun müssen?« Sie griff nach Samuels Hand und drückte sie fest.

Vincent zögerte. »Ich ... werde es versuchen. Ich hab es versprochen. Und wie es aussieht, ist die Revolution, eure Revolution, nicht mehr zu stoppen.« Er deutete zu dem gekrümmten Körper auf dem Dielenboden. »Damit hat er erreicht, was er wollte. Dass ich Verantwortung übernehme.«

»Wollte er dich auch umbringen lassen?«, fragte Samuel.
»Hat er dich deshalb hierhergelockt?«

»Ich glaube, er wollte mir eine letzte Chance geben, mein Lebenswerk zu Ende zu bringen.«

Kayan hörte das Läuten der Glocken. Er wusste, dass Gott ihn jetzt zu sich rief. Er wusste, dass es Zeit war für ihn, zu gehen. Und er konnte sich nicht vorstellen, wie lange seine Tochter um ihn weinen würde. Sein Blick wurde leer. Das Letzte, was er sah, war das Wort auf dem Display seines Mobiltelefons: EXIT.

Danksagung

Na ja, dieses Buch ist ja »Nur für Verrückte!«, deshalb könnte man meinen, dass die Danksagung auch nur für Verrückte ist – und so ist es auch, in gewisser Weise. Denn sich in der heutigen Zeit mit Büchern zu beschäftigen und direkt und indirekt dabei zu helfen, dass sie verlegt, gebunden und lektoriert werden, ein Cover bekommen und in den Läden stehen, ist alles andere als normal. Deshalb gilt mein Dank Dir oder auch Ihnen, lieber Leser, dass Du/Sie dieses Buch aus all den anderen ausgewählt hast/haben, um sich die Worte einzuverleiben und die Welt aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Im Weiteren danke ich meiner Freundin Nicola für die vielen Diskussionen über eine faire Welt und ihre uneingeschränkte Liebe. Meiner Lektorin Diana Steinbrede danke ich für die vertrauensvolle, freundschaftliche Zusammenarbeit. Johannes Stertzenbach danke ich für die Infos über Hongkong. Der German Swiss International School in Hongkong danke ich für die Einladung an ihre Schule und entschuldige mich dafür, dass ich die Wirklichkeit der Fiktion opfern musste, um der Geschichte und der Hauptfigur die nötige Tiefe zu geben. Jan Gadermann danke ich für die tollen Trailer, die er zu meinen

Büchern zaubert. Helge Sidow für die eindrucksvolle Stimme und Johannes Jancke für die professionelle Unterstützung. Oliver, dem besten großen Bruder der Welt, möchte ich dafür danken, dass er dieses Buch bereits als Manuskript gelesen hat und es gut fand. Den Mitarbeitern von Fischer-Sauerländer danke ich für das Vertrauen und den Einsatz. Besonders hervorheben möchte ich Katja Franke, Mareike Pfohl und Julia Gronhoff, die so viel für mich tun. Bei allen, die ich hier vergessen habe, möchte ich mich entschuldigen und darauf hinweisen, dass dies nicht das letzte Buch von mir sein wird. Wer bis hier weitergelesen hat, dem möchte ich den Soundtrack zu »One« ans Herz legen. Interpretiert von Circle Division.

Fußnoten

1 www.facebook.com/CircleDivision

Über Tobias Elsäßer

Tobias Elsäßer, geboren 1973, arbeitet als freier Journalist, Autor und Gesangslehrer. Darüber hinaus leitet er Schreibwerkstätten und Songwriter-Workshops für Jugendliche und schreibt Drehbücher. Seine Kinder- und Jugendbücher wurden bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Außerdem ist Tobias Elsäßer Gewinner des Kranichsteiner Literaturstipendiums 2010.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage, auch zu E-Book-Ausgaben, gibt es bei www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2013

Lektorat: Diana Steinbrede

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-7336-0016-7

Abonnieren Sie Ihren persönlichen Newsletter der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen
Neu-Abonnenten
verlosen wir
monatlich
ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›One‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.